Leo N. Tolstoj's gesammelte Werke.
Band IV.

Der Tod des Iwan Iljitsch.
Wandelt, dieweil ihr das Licht habt!
Die Kreutzer-Sonate
nebst Nachwort.

Von

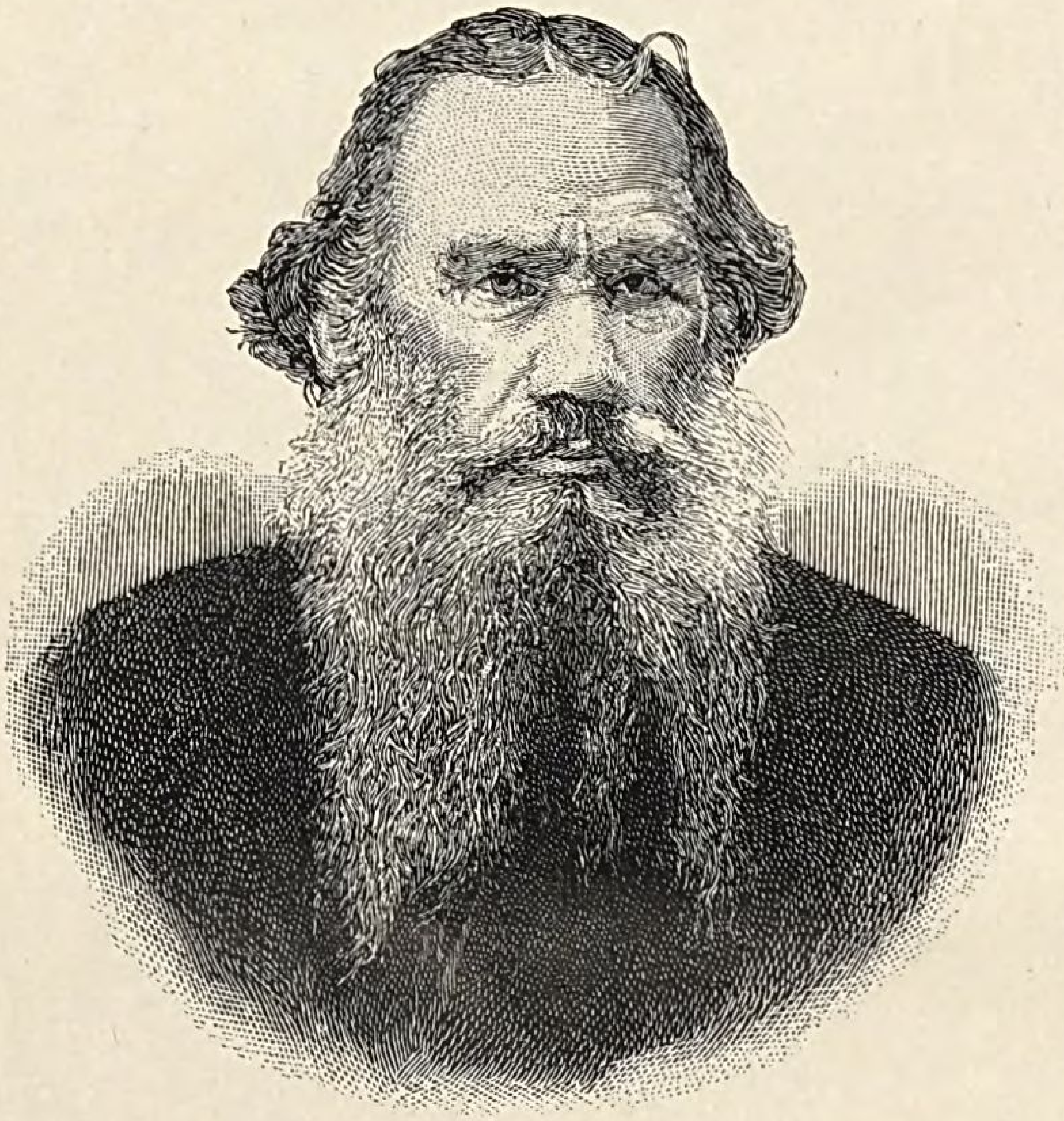
Leo N. Tolstoj.

Leipzig.
Verlag von Arwed Strauch.

Leo N. Tolstoj. Gesammelte Werke.

IV.

Der Tod des Iwan Iljitsch.
Wandelt, dieweil ihr das Licht habt!
Die Kreutzer-Sonate nebst Nachwort.



Leo N. Tolstoi.

Leo N. Tolstoj's
Gesammelte Werke.

Band IV:

Der Tod des Iwan Iljitsch.
Wandelt, dieweil ihr das Licht habt!
Die Kreutzer-Sonate nebst Nachwort.

Übersetzt
von
Wilh. Henckel.

Leipzig.
Arwed Strauch,
Verlagsbuchhandlung.

Der Tod des Iwan Iljitsch.

Wandelt, dieweil ihr das Licht habt!

Die Kreutzer-Sonate

nebst Nachwort.

Von

Leo N. Tolstoj.

Leipzig.
Verlag von Arwed Strauch.

(1899)

Der Tod des Iwan Iljitsch.

I.

Während einer Unterbrechung der Gerichtssitzung im Melwinskij-Prozeß kamen die Richter und der Staatsanwalt im Kabinett von Iwan Jegorowitsch Schebeko zusammen und es begann nun ein Gespräch über den berühmten Krassowschen Fall. Fjodor Wassiljewitsch wurde hitzig und bewies die Inkompetenz des Gerichts, Iwan Jegorowitsch bestand auf seine Meinung und Pjotr Iwanowitsch beteiligte sich zuerst gar nicht an dem Gespräch, sondern blätterte in der soeben gebrachten Zeitung.

„Meine Herren," sagte er nun plötzlich, „Iwan Iljitsch ist also doch gestorben."

„Wirklich?"

„Da, lesen Sie selbst," sagte er zu Fjodor Wassiljewitsch und reichte ihm die frische, nach Druckerschwärze riechende Zeitungsnummer.

Die schwarzgeränderte Anzeige lautete: Tiefbetrübt zeigt Praskowja Fjodorowna Golowina Freunden und Bekannten den Tod ihres vielgeliebten Gatten, des Appellationsgerichtsrats Iwan Iljitsch Golowin an; er starb am 4. Februar 1882. Die Beerdigung findet am Freitag um 1 Uhr nachmittags statt.

Iwan Iljitsch war ein Kollege der hier anwesenden Herren und alle hatten ihn gern. Er war seit mehreren Wochen krank und man sagte, sein Leiden sei unheilbar. Seine Stelle war ihm reserviert worden, aber man meinte, daß, wenn er sterben würde, Alexejew an seine Stelle kommen könnte, an Alexejews Stelle käme dann Winnikow oder Stabel. Als man nun die Kunde vernahm, daß Iwan Iljitsch wirklich gestorben sei, war der erste Gedanke eines jeden dieser hier versammelten Herren, was dieser Todesfall wohl für einen Einfluß auf die Versetzung und Beförderung der Richter selbst oder ihrer Bekannten haben könnte.

„Jetzt komme ich sicher an Stabels oder an Winnikows Stelle,“ dachte Fjodor Wassiljewitsch. „Darüber wird sich meine Frau freuen. Man wird dann nicht mehr sagen können, daß ich für ihre Verwandten nichts thue.“

„Ich dachte es mir gleich, daß es mit ihm zu Ende geht,“ sagte Pjotr Iwanowitsch laut. „Wie schade!“

„Was fehlte ihm denn eigentlich?“

„Die Ärzte wußten es selbst nicht recht. Das heißt, sie waren verschiedener Meinung. Als ich ihn das letzte Mal sah, schien es mir besser mit ihm zu gehen.“

„Ich war seit den Feiertagen nicht mehr bei ihm; hatte es mir immer vorgenommen ....“

„War er vermögend?“

„Seine Frau soll etwas Vermögen gehabt haben, aber nicht viel.“

„Jetzt muß man zu ihr hinfahren. Wenn sie nur nicht so furchtbar weit wohnen möchte!“

„Von Ihnen aus ist es überall hin weit.“

„Sie können es mir wohl nicht verzeihen, daß ich jenseits des Flusses wohne,“ sagte Pjotr Iwanowitsch lächelnd

zu Schebeko. Nun wurde noch von den Entfernungen in der Stadt gesprochen und dann kehrte man zur Sitzung zurück.

Abgesehen von den Kombinationen, die dieser Todesfall in Bezug auf dienstliche Versetzungen und Beförderungen hervorrief, erzeugte er auch bei den Bekannten des Verstorbenen und bei allen, die davon hörten, eine Art von Befriedigung, daß nicht sie gestorben waren, sondern er. Er ist tot und ich lebe, dachte oder fühlte jeder von ihnen. Seine nächsten Bekannten, seine sogenannten Freunde, dachten dabei unwillkürlich auch an die langweiligen Anstandspflichten, die sie nun erfüllen mußten, an die Seelenmesse, die Kondolenzvisite u. s. w.

Seine intimsten Freunde waren Fjodor Wassiljewitsch und Pjotr Iwanowitsch. Dieser hatte mit ihm die Rechtsschule besucht und war dem Verstorbenen verpflichtet.

Nachdem er nun beim Mittagessen die Nachricht von Iwan Iljitschs Tode seiner Frau mitgeteilt und die Möglichkeit, seinen Schwager zu einer besseren Stelle zu verhelfen, erwogen hatte, zog er, ohne sich gewohntermaßen erst auszuruhen, seinen Frack an und fuhr zur Wohnung des Verstorbenen.

Es standen dort ein Wagen und zwei Mietschlitten vor der Thür. Unten, im Vorzimmer, neben dem Kleiderständer, lehnte der Sargdeckel; er war mit Silberstoff überzogen, mit Troddeln und hellglänzenden Tressen verziert. Zwei schwarzgekleidete Frauen nahmen den Besuchern die Pelze ab. Die eine war des Verstorbenen Schwester, die andere eine Unbekannte. Pjotr Iwanowitschs Kollege, Schwarz, wollte eben von oben herunter kommen, als er aber den Ankommenden erkannte, blieb er oben stehen und zwinkerte mit den Augen,

als ob er damit andeuten wollte: das war doch dumm von Iwan Iljitsch, da sind wir doch klüger gewesen.

Schwarz' Gesicht mit den englischen Bartkoteletten und seine ganze, magere, befrackte Figur sah, wie immer, elegant und feierlich aus, und diese Feierlichkeit, die mit Schwarz' heiterem Temperament auch sonst stets im Widerspruch stand, trat jetzt, nach Pjotr Iwanowitschs Meinung, noch schärfer hervor.

Den Damen folgend, stieg er nun langsam die Treppe hinauf. Schwarz war oben stehen geblieben und erwartete ihn. Pjotr Iwanowitsch wußte weshalb; offenbar wollte er sich mit ihm verständigen, wo man wohl heute mit einander Karten spielen könnte. Die Damen traten bei der Witwe ein, Schwarz warf dem Pjotr Iwanowitsch einen lächelnden Blick zu und deutete rechts auf das Zimmer, wo die Leiche lag.

Als Pjotr Iwanowitsch dies Zimmer betrat, wußte er eigentlich nicht, was er hier thun solle. Daß man in solchem Falle sich zu bekreuzen pflegt, war ihm jedoch bekannt. Aber ob man auch grüßen müsse, war ihm unklar; er wählte daher den Mittelweg, bekreuzte sich und verneigte sich leicht. Dabei warf er einen Blick auf seine Umgebung. Zwei Jünglinge, von denen der eine ein Neffe des Verstorbenen zu sein schien, entfernten sich, nachdem sie sich bekreuzt hatten. Eine alte Frau stand unbeweglich da und eine andere flüsterte ihr mit ausdrucksvoller Miene etwas zu. Ein robuster Küster in langem Rock las, mit einem Ausdruck, der jeden Widerspruch ausschloß, laut vor. Gerassim, der Buffetdiener, ging mit leisen Schritten an Pjotr Iwanowitsch vorüber und bestreute den Fußboden. Pjotr Iwanowitsch spürte nun den Verwesungsgeruch. Als er das letzte Mal Iwan Iljitsch besuchte, sah er, wie dieser Diener beim Kranken den Wärterdienst ver-

sah, und er bemerkte, daß Iwan Iljitsch ihn gern hatte. Pjotr Iwanowitsch fuhr fort, sich zu bekreuzen und sich nach der Richtung hin zu verneigen, wo, zwischen dem Sarge und dem Küster, die Heiligenbilder auf einem Tische im Winkel standen. Dann, als er sich nach seiner Meinung lange genug bekreuzt hatte, hörte er damit auf und betrachtete den Toten.

Dieser lag da, wie die Toten stets dazuliegen pflegen. Die erstarrten Glieder waren tief und schwerfällig im Sarge versunken; der Kopf war ins Kissen gedrückt, die gelbe, wächserne Stirn mit den kahlen Schläfen und die hervorstehende Nase, die fast die Oberlippe berührte, traten besonders auffallend hervor; er war, seit ihn Pjotr Iwanowitsch zuletzt gesehen hatte, noch magerer geworden und hatte sich sehr verändert; aber sein Gesicht schien sogar ernster und bedeutender geworden zu sein, wie das bei Toten häufig vorkommen soll. Der Tote sah aus, als ob er sagen wolle, daß er alles gethan habe, was gethan werden mußte und daß er es richtig gethan habe. Außerdem lag in diesem Ausdruck eine Art von Vorwurf, eine Mahnung an die Lebenden. Diese Mahnung und dieser Vorwurf schienen Pjotr Iwanowitsch ihm gegenüber unpassend oder doch mindestens nicht zeitgemäß. Er fühlte sich unbehaglich und bekreuzte sich daher wiederholt und hastig, sogar zu hastig und anstandswidrig, wie es ihm schien. Dann wandte er sich der Thüre zu. Schwarz erwartete ihn im Nebenzimmer; dort stand er breitspurig und spielte mit seinem Zylinder, den er mit beiden Händen auf dem Rücken hielt. Ein Blick auf Schwarz' lebhafte, saubere und elegante Gestalt brachte auf Pjotr Iwanowitsch eine erfrischende Wirkung hervor. Er sah, daß sich Schwarz über das hier Vorgehende erhaben dünkt, daß er sich von solchen schmerzlichen Eindrücken nicht beeinflussen läßt.

Sein Anblick sagte ihm, dieser Zwischenfall, diese Seelenmesse für den Verstorbenen, sei durchaus kein genügender Grund, die gewohnte Ordnung als gestört zu betrachten, d. h. daß kein Anlaß vorliege, der die Freunde verhindern könnte, noch heute Abend ein Spielchen zu machen; daß man überhaupt nicht anzunehmen brauche, dieser Zwischenfall könne sie daran hindern, den heutigen Abend ebenso angenehm zu verbringen, wie sonst. Das flüsterte er auch dem Pjotr Iwanowitsch zu und machte ihm den Vorschlag, sich bei Fjodor Wassiljewitsch zu einem Partiechen einzufinden. Aber es schien dem Pjotr Iwanowitsch nicht beschieden zu sein, heute Abend Karten zu spielen. Praskowja Fjodorowna, eine kleine, dicke, ganz in schwarz gehüllte Gestalt, deren Kopf mit Spitzen bedeckt war und die von den Schultern bis zum Saume ihres Kleides immer umfangreicher wurde, trotzdem sie alles that, um schlanker zu erscheinen, und deren Augenbrauen hoch auf der Stirne saßen, trat mit noch anderen Damen, die sie begleitete, aus ihren Zimmern, um dorthin zu gehen, wo der Tote lag. Sie sagte nun: die Seelenmesse wird bald beginnen, bitte, treten Sie ein.

Schwarz machte eine halbe Verbeugung, blieb stehen und schien diese Einladung weder anzunehmen noch abzulehnen. Als Praskowja Fjodorowna den Pjotr Iwanowitsch erkannte, seufzte sie, trat ganz nahe zu ihm heran und sagte: „Ich weiß, daß Sie Iwan Iljitschs wahrer Freund waren" . . . dann blickte sie ihn in der Erwartung an, daß er die, diesen Worten entsprechenden Handlungen vornehmen werde. Pjotr Iwanowitsch wußte, daß, wie man sich dort bekreuzen, so man hier die Hand drücken, seufzen und „glauben Sie es mir!" sagen müsse. Das that er dann auch. Und als er es gethan hatte, fühlte er, daß das

gewünschte Resultat erreicht war: er war gerührt und sie war gerührt.

„Treten Sie ein; bevor man dort beginnt, möchte ich noch einiges mit Ihnen besprechen," sagte die Witwe. „Reichen Sie mir Ihre Hand."

Pjotr Iwanowitsch reichte ihr die Hand und sie gingen an Schwarz, der ihm betrübt zuwinkte, vorbei, in die inneren Zimmer.

„Da haben wir die Bescherung! Aber nehmen Sie es uns nicht übel, wenn wir uns einen anderen Spielgenossen suchen! Übrigens, wenn Sie sich zeitig frei machen, können wir auch zu Fünfen spielen," sagte sein sprechender Blick.

Pjotr Iwanowitsch seufzte noch tiefer und trauriger und Praskowja Fjodorowna drückte ihm dankbar die Hand. Als sie das mit rosafarbenem Kretonstoff tapezierte und durch eine düster brennende Lampe schwach erhellte Gastzimmer betraten, setzten sie sich an den Tisch; sie aufs Kanapee, er auf einen niedrigen, gepolsterten Sessel, dessen zerbrochene und verbogene Federn ganz regelwidrig unter seinem Gesäß nachgaben. Praskowja Fjodorowna wollte ihm sagen, er möchte sich einen anderen Stuhl nehmen, fand es aber in ihrer jetzigen Lage unpassend und unterließ es daher. Als Pjotr Iwanowitsch sich hinsetzte, erinnerte er sich, wie Iwan Iljitsch dieses Gastzimmer einrichtete und sich mit ihm beriet, ob er rosenfarbenen Kretonstoff mit grünen Blättern nehmen solle. Als die Witwe um den Tisch herum ging (das Gastzimmer war dicht mit Möbel und anderen Sachen vollgestellt), blieb sie mit den Spitzen ihrer schwarzen Mantille an der Schnitzerei des Tisches hängen. Pjotr Iwanowitsch erhob sich, um sie zu befreien, da rebellierten die von ihrer Last befreiten Federn unter ihm und schnellten

ihn in die Höhe. Die Witwe löste ihre Spitze selbst, Pjotr Iwanowitsch setzte sich und zwang den widerspenstigen Sessel nieder. Aber es gelang der Witwe nicht, sich allein zu befreien, Pjotr Iwanowitsch erhob sich daher nochmal, der Sessel wurde wieder rebellisch und knackte sogar. Als das alles nun glücklich überstanden war, nahm sie ein reines Batisttuch aus ihrer Tasche und fing an zu weinen. Pjotr Iwanowitsch war durch diese Episode mit der Spitze und durch den Kampf mit dem Sessel abgekühlt und machte ein verdrießliches Gesicht. Diese ungemütliche Lage unterbrach Ssokolow, Iwan Iljitschs Diener; er brachte die Nachricht, daß der Platz auf dem Kirchhof, den Praskowja Fjodorowna gewählt hatte, 200 Rubel kosten werde. Nun hörte sie auf zu weinen, blickte wie ein Opferlamm ihren Gast an und teilte ihm auf französisch mit, daß ihr sehr traurig zumute sei. Pjotr Iwanowitsch nickte ihr schweigend zu und bestätigte damit zweifellos, daß es auch gar nicht anders sein könne.

„Bitte, rauchen Sie doch," sagte sie ihm, zwar großmütig aber doch kummervoll, und dann unterhielt sie sich mit Ssokolow über den Preis für den Begräbnisplatz. Pjotr Iwanowitsch zündete eine Cigarette an und hörte, wie sie sich sehr angelegentlich nach den Preisen der Begräbnisplätze erkundigte und dann ausmachte, welcher Platz genommen werden solle. Als die Platzfrage erledigt war, ordnete sie auch noch die Angelegenheit mit den Sängern und dann entfernte sich Ssokolow.

„Ich muß alles selbst besorgen," sagte sie nun zu Pjotr Iwanowitsch und schob die auf dem Tische liegenden Albums zur Seite; als sie aber sah, daß die Cigarettenasche ihren Tischteppich bedrohte, rückte sie ihm hastig den Aschenbecher

hin und fuhr dann fort: „ich meine, es sei eine Heuchelei, wenn man versichert, daß man sich vor Schmerz nicht mit praktischen Dingen beschäftigen könne. Im Gegenteil, wenn mich etwas, ich will nicht sagen trösten, aber doch zerstreuen kann, so ist es diese Thätigkeit für ihn. Nun griff sie abermals nach ihrem Taschentuch, wie wenn sie wieder weinen müßte, that dann aber, als ob sie ihren Schmerz niederkämpfe, ihn von sich abschüttele, und sprach dann ruhig weiter.

„Ich habe ein Anliegen an Sie.“ Pjotr Iwanowitsch verneigte sich, gab aber diesmal auf den Sessel acht, da er merkte, daß sich die Federn unter ihm zu regen begannen.

„In den letzten Tagen hat er fürchterlich gelitten.“

„Wirklich?“ fragte Pjotr Iwanowitsch.

„Ach, ganz furchtbar! Während der letzten — nicht etwa Minuten, sondern Stunden, hat er unaufhörlich geschrieen. Drei Tage lang währte das. Es war gar nicht zum aushalten. Ich kann nicht begreifen, wie ich es ertrug; man konnte es bis ins dritte Zimmer hören. Ach, was ich alles erduldet habe!“

„Aber war er denn bei Besinnung?“ fragte Pjotr Iwanowitsch.

„Ja,“ flüsterte sie, „bis zur letzten Minute. Eine Viertelstunde vor seinem Tode nahm er Abschied von uns, und bat noch, man solle Walodja entfernen.“

Der Gedanke an die Leiden eines Menschen, den er so genau gekannt hatte, zuerst als fröhlichen Knaben, als Schüler, dann als erwachsenen Mann und Kollegen, brachte auf Pjotr Iwanowitsch einen schrecklichen Eindruck hervor, obschon er das unangenehme Gefühl hatte, daß sowohl er, wie auch diese Frau heucheln. Er erinnerte sich an jene bleiche Stirn

und an die auf die Oberlippe drückende Nase, und es wurde ihm ängstlich zu Mute.

Drei Tage fürchterlich zu leiden und dann sterben zu müssen! Das kann ja auch mir jeder Zeit bevorstehen! dachte er und erschrak. Sofort — aber er wußte selbst nicht wie — kam ihm der Gedanke zu Hilfe, daß es ja nur Iwan Iljitsch war, dem das passierte; ihm selbst dürfe und könne das nicht passieren, er dürfe solchen Gedanken, einer so düsteren Stimmung nicht nachhängen und müsse sich an Schwarz ein Beispiel nehmen, wie es aus dessen Gesichtszügen ersichtlich war. Als Pjotr Iwanowitsch nun diese Betrachtung angestellt hatte, beruhigte er sich wieder und erkundigte sich eifrigst nach den Einzelheiten des Todes von Iwan Iljitsch, als ob dies ein Ereignis wäre, das nur diesem, nicht aber ihm passieren könne.

Nach den ausführlichen Berichten über die Einzelheiten der wirklich schrecklichen, physischen Leiden, die Iwan Iljitsch erduldet hatte, (sie hatten auf Praskowja Fjodorownas Nerven einen verhängnisvollen Einfluß ausgeübt), hielt es die Witwe nun für notwendig, zur Sache überzugehen.

„Ach, Pjotr Iwanowitsch, wie das schwer ist, wie fürchterlich, fürchterlich schwer!“ und nun fing sie wieder zu weinen an. Pjotr Iwanowitsch seufzte und wartete, bis sie sich ausgeschnaubt hatte. Als das geschehen war, sagte er: „Glauben Sie mir . . .“ und dann fing sie wieder zu sprechen an und äußerte sich über das, was sie offenbar am meisten interessierte; das war die Frage, ob man wohl, in Anbetracht des Todesfalls, von der Regierung Geld bekommen könnte. Anscheinend wollte sie Pjotr Iwanowitschs Ansicht hören, ob sie wohl auf eine Pension rechnen könne; er merkte aber wohl, daß sie schon alles bis aufs genaueste wußte, mehr

sogar, als er selbst; sie schien ganz genau informiert zu sein, was von der Regierung in solchem Falle zu erlangen sei, wollte aber noch erfahren, ob es nicht möglich wäre, noch mehr Geld herauszubekommen. Pjotr Iwanowitsch bemühte sich, ein solches Mittel ausfindig zu machen, mußte aber gestehen, nachdem er anstandshalber die Regierung ihres schmutzigen Geizes halber geschimpft hatte, daß schwerlich mehr zu erlangen sei. Sie seufzte und suchte nun einen Vorwand, um ihren Besucher loszuwerden. Dieser bemerkte das, er löschte seine Cigarette aus, stand auf, drückte ihre Hand und entfernte sich.

Im Eßzimmer (wo sich die Uhr befand, die Iwan Iljitsch in einer Trödelbude auffallend billig gekauft hatte) traf er den Geistlichen und noch einige Bekannte an, die der Seelenmesse wegen gekommen waren; hier war auch ein ihm bekanntes, hübsches Fräulein, Iwan Iljitschs Tochter. Sie war ganz schwarz gekleidet und ihre ohnehin schon sehr schmale Taille schien jetzt noch schlanker zu sein. Sie sah düster, entschlossen, fast zornig aus und begrüßte Pjotr Iwanowitsch so, als ob er sich irgend etwas habe zu schulden kommen lassen. Mit einem ebenso beleidigten Gesichtsausdruck stand auch noch ein ihm bekannter, reicher, junger Mann da, ein Untersuchungsrichter, den man für den Verlobten der Tochter hielt. Pjotr Iwanowitsch spendete ihnen einen melancholischen Gruß und wollte dann in das Zimmer gehen, wo der Tote lag, als sich plötzlich die Gestalt von Iwan Iljitschs Sohn, eines Gymnasiasten, der seinem Vater sehr ähnlich sah, zeigte. Es war dies ein Ebenbild von Iwan Iljitsch, wie Pjotr Iwanowitsch sich seiner aus der Rechtsschule erinnerte. Er hatte verweinte Augen und sah aus, wie unreinliche, dreizehn bis vierzehnjährige Knaben aus-

zusehen pflegen. Als dieser Knabe Pjotr Iwanowitsch erblickte, runzelte er die Stirn und sah ihn mürrisch an. Pjotr Iwanowitsch nickte ihm zu und ging in das Zimmer, wo die Leiche lag. Die Seelenmesse ging an: Kerzenlicht, Gestöhn, Weihrauch, Thränen, Geschluchze. Pjotr Iwanowitsch stand verdrießlich da und blickte auf seine Fußspitzen. Den Toten sah er gar nicht an, vermied es auch, sich rühren zu lassen und war einer der ersten, die sich entfernten. Im Vorzimmer war niemand. Gerassim, der Diener, sprang ihm nach, warf mit kräftigen Armen alle Pelze durcheinander, um den von Pjotr Iwanowitsch hervorzusuchen und half ihm beim Ankleiden.

„Nun, Freund Gerassim," fragte Pjotr Iwanowitsch, bloß um etwas zu sagen, „Du bist wohl recht betrübt?"

„Es war Gottes Wille. Es ist das unser aller Los," antwortete Gerassim, seine weißen, dichten Bauernzähne zeigend. Dann riß er im Eifer eines Vielbeschäftigten die Thür auf, rief den Kutscher herbei, half Pjotr Iwanowitsch beim Einsteigen, sprang zurück und sah sich um, ob nicht noch etwas für ihn zu thun wäre.

Dem Pjotr Iwanowitsch war es nun ganz besonders angenehm, nach diesem Weihrauch-, Leichen- und Karbolgeruch frische Luft zu atmen.

„Wohin befehlen Sie?" fragte der Kutscher.

„Es ist noch nicht spät. Will doch noch zu Fjodor Wassiljewitsch hinfahren."

Er traf sie auch wirklich noch beim ersten Robber und konnte als Fünfter am Spiel teilnehmen.

II.

Die Geschichte von Iwan Iljitschs Vergangenheit ist sehr einfach und alltäglich, aber dennoch schrecklich genug.

Er starb als Mitglied des Appellationsgerichts und war 45 Jahre alt. Sein Vater war in verschiedenen Ministerien und Departements in Petersburg Beamter, und seine Carriere hatte ihn soweit gebracht, daß man ihn, obwohl er zu keiner nützlichen Arbeit mehr tauglich war, doch nicht fortschicken konnte, denn er hatte eine lange Dienstzeit hinter sich und stand in einem hohen Rang. Für solche Leute giebt es aber Sinekuren mit sechs- bis zehntausend Rubel Gehalt und damit vegetieren sie dann bis an ihr Lebensende.

Zu diesen Menschen gehörte auch der Geheimerat Ilja Jefimowitsch Golowin, das nutzlose Mitglied verschiedener überflüssiger Staatsbehörden.

Er hatte drei Söhne, Iwan Iljitsch war der zweite. Der ältere Sohn folgte den Fußstapfen seines Vaters, nur in einem anderen Ministerium; er war schon dem Dienstalter nahe, wo man nicht mehr auf eine Gehaltserhöhung zählen kann. Der jüngere Sohn war mißraten. Er hatte sich schon in verschiedenen Stellungen unmöglich gemacht und diente jetzt bei der Eisenbahn; sein Vater und seine Brüder, besonders aber deren Frauen, vermieden es nicht nur, mit ihm zu verkehren, sondern liebten es auch nicht, außer im Notfall, an ihn erinnert zu werden. Eine Schwester hatte den Baron Gräf, einen ebensolchen Petersburger Beamten, wie sein Schwiegervater war, geheiratet. Iwan Iljitsch galt als phénix de la famille. Er war weder so steif und pedantisch wie sein älterer Bruder, noch solch' ein Tollkopf wie der jüngere; ein Mittelding zwischen beiden, also ein

verständiger, lebhafter, angenehmer und anständiger Mensch. Seine Ausbildung hatte er mit seinem jüngeren Bruder in der Rechtsschule erhalten. Der jüngere konnte den Lehrkursus nicht beenden und wurde aus der fünften Klasse relegiert. Iwan Iljitsch absolvierte seine Studien gut. Er war schon in der Rechtsschule derselbe, der er in der Folge, während seines ganzen Lebens war: ein befähigter, heiterer, gutmütiger und geselliger Mensch, der streng befolgte, was er für seine Pflicht hielt, Pflicht aber war für ihn alles das, was die Allerhöchsten als Pflicht betrachten. Weder als Knabe, noch als Erwachsener gehörte er zu denen, die sich einzuschmeicheln suchen; aber schon in frühester Jugend hatte er die Eigenschaft, sich, wie die Fliege das Licht umschwärmt, den Höchstgestellten anzuschließen, sich ihre Manieren, ihre Lebensansichten anzueignen und sich mit ihnen zu befreunden. Alle Versuchungen der Kindheit und Jugend waren, ohne merkliche Spuren zu hinterlassen, an ihm vorübergegangen; er fröhnte sowohl der Sinnenlust, wie auch der Eitelkeit, und schließlich, als er sich schon in einer höheren Stellung befand, wandte er sich auch dem Liberalismus zu; aber dies alles blieb in gewissen Grenzen, die sein Gefühl ihm richtig erkennen ließ.

Er hatte in der Rechtsschule Handlungen begangen, die ihm abscheulich und garstig erschienen waren und die ihm, während er sie beging, Ekel gegen sich selbst einflößten; als er aber später sah, daß solche Handlungen auch von hochgestellten Leuten begangen werden, und daß sie sie nicht für schlecht halten, da betrachtete er sie zwar nicht als gut, aber er vergaß sie, und wenn er sich ihrer erinnerte, betrübten sie ihn nicht sonderlich.

Nachdem Iwan Iljitsch die Rechtsschule mit der zehn-

ten Rangklasse absolviert und von seinem Vater Geld zur Equipierung erhalten hatte, bestellte er sich beim fashionabelsten Schneider der Residenz neue Kleider, hing an seine Uhrkette ein kleines Medaillon mit der Inschrift respice finem, nahm von seinem Erzieher und vom prinzlichen Kurator der Anstalt Abschied, beteiligte sich an einem feinen Diner bei Donon, das seine Studienkameraden veranstaltet hatten, und fuhr dann mit neuen, modischen Koffern, feiner Wäsche, eleganten Kleidern, kostbarem Rasierzeug nebst Toilette-Necessär und einem Plaid — alles in den vornehmsten Läden bestellt und gekauft — in die Provinz, wo er, durch Protektion seines Vaters, als Beamter für besondere Aufträge dem Gouverneur attachiert wurde.

Hier schuf er sich eine ebenso behagliche und angenehme Stellung, wie er sie schon in der Rechtsschule gehabt hatte. Er erfüllte seine Dienstpflichten, machte Carriere und amüsierte sich dabei angenehm und anständig; wenn er im Auftrage seines Chefs zuweilen die Kreisstädte besuchte, so verstand er es, sich mit Höhergestellten und Untergebenen würdevoll zu benehmen, war von einer unbestechlichen Rechtlichkeit, auf die er sich auch etwas einbildete, und führte die ihm erteilten Aufträge, hauptsächlich in Angelegenheiten der Sektierer, pünktlich aus.

In Dienstangelegenheiten war er, trotz seiner Jugend und seiner Neigung zu heiteren Vergnügungen, äußerst zurückhaltend und sogar streng; im geselligen Verkehr aber heiter und geistreich, auch stets gutmütig und anständig, ein bon enfant, wie sein Chef und dessen Gemahlin, bei denen er zu den Hausfreunden gehörte, ihn bezeichneten.

Hier, in der Provinz, trat er in ein Verhältnis mit einer Dame, die sich an ihn, den eleganten Juristen, attachiert

hatte; auch mit einer Modistin stand er in intimen Beziehungen; Trinkgelage mit Flügeladjutanten aus der Hauptstadt verschmähte er auch nicht, und er ließ sich auch leicht dazu verleiten, nach einem feinen Souper mit diesen vornehmen Herren in gewisse, entlegene Straßen zu fahren. Für seinen Chef und auch für dessen Gemahlin war er dienstbeflissen und erwarb sich dadurch ihre Gunst, alles dies trug aber so sehr den Stempel der Wohlanständigkeit, daß kein übles Wort darüber verlautete; höchstens konnte man auf ihn die französische Redensart: il faut que jeunesse se passe anwenden. Alles das geschah mit reinen Händen, in reiner Wäsche, mit französischem Geplauder und ausschließlich in höheren Gesellschaftskreisen, wurde mithin von hochgestellten Personen gebilligt.

Auf diese Weise vergingen die ersten fünf Dienstjahre; dann trat in seinem Dienstverhältnis eine Änderung ein. Die neue Gerichtsverfassung wurde eingeführt und dazu brauchte man neue Leute.

Auch Iwan Iljitsch gehörte zu diesen.

Man trug ihm die Stelle eines Untersuchungsrichters an und er acceptierte sie, obwohl er nun von hier fortziehen, geregelte Verhältnisse auflösen und neue anknüpfen mußte. Eine Gruppe von Freunden gab ihm das Geleite, sie schenkten ihm eine silberne Cigarettendose und er reiste ab, um seine neue Stelle anzutreten.

Als Untersuchungsrichter war Iwan Iljitsch ebenso comme il faut und anständig wie bisher. Er konnte seine Dienstpflichten mit seinem Privatleben ebenso in Einklang bringen und die allgemeine Achtung in demselben Maße erringen, wie früher als Beamter für besondere Aufträge. Sein neuer Dienst interessierte ihn aber weit mehr als der

frühere, auch bot er ihm mehr Annehmlichkeiten. Jener war insofern angenehmer gewesen, weil er sich dort in seiner eleganten Uniform freier bewegen, an den furchtsamen, auf den Empfang des Chefs wartenden Bittsteller und Beamten, die ihn beneideten, vorbei und direkt ins Kabinett des Gouverneurs gehen, sich hier hinsetzen, mit ihm Thee trinken und rauchen konnte; aber dort hingen doch nur wenige Menschen von seiner Willkür ab. Zu diesen gehörten nur die Beamten der Landpolizei und zeitenweise die Sektierer, wenn er bei ihnen Aufträge auszuführen hatte. Mit solchen, von ihm abhängigen Leuten ging er höflich, fast sogar kameradschaftlich um; er liebte es, fühlen zu lassen, daß er, der die Möglichkeit, sie zu vernichten, hat, mit ihnen einfach und freundschaftlich verkehren kann. Aber solche Leute gab es dort nur wenige. Hier, als Untersuchungsrichter, fühlte er aber, daß alle, alle ohne Ausnahme, auch Vornehme und Selbständige, in seiner Gewalt sind; daß er nur gewisse Worte auf einen Papierbogen mit Blankett zu schreiben brauchte, um diesen oder jenen vornehmen und selbständigen Mann als Angeklagten oder Zeugen vor sich zu zitieren, und daß er ihn, wenn auch nicht einstecken lassen, so doch zwingen kann, stehend vor ihm seine Fragen zu beantworten. Iwan Iljitsch trieb mit dieser seiner Macht nie Mißbrauch, im Gegenteil, er suchte stets ihren Ausdruck zu mildern; aber das Bewußtsein dieser Macht und die Möglichkeit, sie zu mildern, waren für ihn das Hauptinteresse und der Hauptreiz seines neuen Berufs. Im Dienste selbst, namentlich bei den gerichtlichen Untersuchungen, eignete er sich bald die Kunst an, alle Umstände, die nicht den Dienst betrafen, sofort zu beseitigen und jeden, auch den kompliziertesten Fall, in eine solche Form zu kleiden, daß er sich nur äußerlich auf dem Papier abspiegelte,

und daß seine persönliche Ansicht dabei gänzlich ausgeschlossen ward; hauptsächlich aber, daß die erforderlichen Formalitäten gewahrt blieben. Die Sache war neu, und Iwan Iljitsch war einer von den ersten, die die Gesetze des Jahres 1864 ins praktische Leben einführten.

Als er seine neue Stelle antrat, machte er auch neue Bekanntschaften; er knüpfte neue Verbindungen an, schuf sich eine neue Position und nahm einen etwas modifizierten Ton an. Von den höheren Gouvernementsbeamten hielt er sich einigermaßen fern und schloß sich mehr den Justizbeamten und den in der Stadt wohnenden reichen Gutsbesitzern an; er markierte eine leichte Unzufriedenheit mit der Regierung, einen gemäßigten Liberalismus und einen vornehmen Bürgersinn. Obwohl er an der Eleganz seiner äußeren Erscheinung auch jetzt noch festhielt, glaubte er doch sein Kinn nicht mehr rasieren zu brauchen und seinem Bartwuchs freien Spielraum gestatten zu dürfen.

Sein Leben in der neuen Stadt gestaltete sich nun sehr angenehm; die gegen den Gouvernementschef frondierende Gesellschaft war eine gute und einmütige; sein Gehalt war größer und zu den Annehmlichkeiten des Lebens gesellte sich auch noch das Whistspiel, das er gelernt hatte; er spielte flott, rasch und fein, gewann fast auch immer.

Nachdem er nun zwei Jahre hier gelebt hatte, machte er die Bekanntschaft seiner Zukünftigen. Praskowja Fjodorowna Michel war das anmutigste, gescheiteste und glänzendste Mädchen des Kreises, in dem er verkehrte. Außer anderen Vergnügungen und Erholungen knüpfte er nun auch ein flüchtiges, lebhaftes Verhältnis mit Praskowja Fjodorowna an.

Als Beamter für besondere Aufträge gehörte Iwan Iljitsch zu den eifrigsten Tänzern; als Untersuchungsrichter

tanzte er aber nur noch ausnahmsweise. Er erklärte das folgendermaßen: Wenn ich auch zu den Justizbeamten neuer Ordnung gehöre und in der fünften Rangklasse stehe, kann ich doch beweisen, daß ich, was das Tanzen anbelangt, ebenfalls besseres leisten kann als andere. Es traf sich nun zuweilen, daß er gegen das Ende einer Soirée mit Praskowja Fjodorowna tanzte und bei diesem Tanzen besiegte er sie. Sie verliebte sich in ihn. Iwan Iljitsch hatte zwar keine klare, ausgesprochene Absicht zu heiraten, als aber dies Mädchen sich in ihn verliebte, legte er sich diese Frage vor, und die Antwort lautete: Warum sollte ich denn nicht auch heiraten?

Fräulein Praskowja Fjodorowna war aus einer guten Adelsfamilie und nicht häßlich; sie hatte auch ein kleines Vermögen. Iwan Iljitsch konnte zwar Anspruch auf eine glänzendere Partie machen, aber auch diese war gar nicht übel. Er hatte seinen Gehalt und hoffte, sie werde wohl ebenso viel bekommen. Die Verwandtschaft war gut und sie ein liebes, hübsches und durchaus anständiges Mädchen. Man kann nicht sagen, daß Iwan Iljitsch heiratete, weil er seine Braut liebte, und weil sie seine Lebensansichten teilte, auch nicht deshalb, weil sein Gesellschaftskreis diese Partie guthieß, für ihn waren zwei Gründe maßgebend: eine solche Frau zu bekommen, war für ihn eine Annehmlichkeit und seine Vorgesetzten hielten diese Heirat für angemessen.

Iwan Iljitsch heiratete also.

Die Hochzeit und alles was damit zusammenhing, die erste Zeit des ehelichen Lebens mit den gegenseitigen Liebkosungen, mit den neuen Möbeln, dem neuen Geschirr, der neuen Wäsche, alles entwickelte sich sehr gut bis zur Schwangerschaft seiner Frau, so daß Iwan Iljitsch glauben konnte, die

Heirat werde nicht nur den leichten, angenehmen, heiteren, stets anständigen und von der Gesellschaft gebilligten Charakter seines Lebens, den er sich übrigens gar nicht anders denken konnte, nicht stören, sondern sie werde ihn noch vermehren. Dann aber, seit den ersten Monaten der Schwangerschaft seiner Frau, trat etwas Neues, Unerwartetes, Unangenehmes, Lästiges und Unanständiges ein, was er nicht vorhersehen und wovon er sich nicht befreien konnte.

Die Frau fing an — wie es ihm schien, ohne jeden Grund, de gaité de coeur, wie er sich sagte — die Annehmlichkeit und den Anstand des Lebens zu stören; sie wurde ohne jede Veranlassung eifersüchtig, verlangte, daß er ihr den Hof machen sollte, wurde händelsüchtig und machte ihm unangenehme, garstige Szenen.

Anfangs hoffte Iwan Iljitsch sich von den Unannehmlichkeiten dieser Lage mit einer ebenso leichten und anständigen Lebensweise, wie die, welche ihm früher so ausgezeichnete Dienste geleistet hatte, befreien zu können; er versuchte es, die Gemütsstimmung seiner Frau zu ignorieren, fuhr fort, ein heiteres und sorgloses Leben zu führen, lud Freunde zu sich ein, spielte Karten mit ihnen und verbrachte wohl auch seine Abende im Klub und bei Freunden; als aber seine Frau ihn einst auf die roheste Weise schimpfte, ihn dann jedesmal, wenn er ihre Forderungen nicht sofort erfüllte, aufs beharrlichste derb abzukanzeln begann, und sich offenbar fest vorgenommen hatte, nicht eher zu ruhen, bis er sich fügen, d. h. zu Hause bleiben würde, um sich mit ihr zu langweilen, da erschrak er. Er sah nun ein, daß das eheliche Leben, wenigstens das seinige, nicht immer zu den Annehmlichkeiten gehört, sondern daß es, im Gegenteil,

die Annehmlichkeiten und den Anstand häufig stören kann und daß es daher notwendig sei, sich gegen solche Störungen zu schützen. Iwan Iljitsch begann nun nach Mittel dagegen zu forschen. Sein Beruf war jetzt das einzige, was seiner Frau noch imponierte; er entschloß sich daher, den Kampf mit ihr durch diesen Beruf und durch die daraus resultierenden Pflichten aufzunehmen und seine Unabhängigkeit zu wahren.

Als nun ein Kind zur Welt kam und die Versuche und Mißerfolge seines Ernährungsprozesses, wirkliche und eingebildete Krankheiten des Kindes und der Mutter zum Vorschein kamen, für die man Iwan Iljitschs Teilnahme forderte, obschon er gar nichts davon verstand, da wurde sein Bedürfnis, sich außerhalb der Familie eine Existenz zu suchen, noch dringender.

Je aufgeregter und anspruchsvoller seine Frau wurde, desto häufiger verlegte nun Iwan Iljitsch den Schwerpunkt seines Lebens in seinen Beruf. Dieser fesselte ihn immer mehr und er wurde weit ehrgeiziger, als er es früher war.

Sehr bald, schon ein Jahr nach seiner Heirat, begriff er, daß das eheliche Leben, obwohl es auch einige Lichtseiten hat, doch eigentlich etwas sehr Kompliziertes und Lästiges sei, und daß man, um seine Pflicht erfüllen, d. h. um ein anständiges, von der Gesellschaft gebilligtes Leben führen zu können, zu diesem Eheleben sowohl, wie auch zum Beruf, sich ein bestimmtes Verhältnis schaffen müsse.

Ein solches Verhältnis zum ehelichen Leben schuf er sich nun. Daheim beanspruchte er nur denjenigen Komfort, den ihm sein Haus bieten konnte: das häusliche Mittagsmahl, die Hausfrau, das Nachtlager, hauptsächlich aber die äußeren Anstandsformen, die von der öffentlichen Meinung verlangt werden. Im übrigen trachtete er nach einem an=

genehmen, heiteren, geselligen Verkehr, und wenn er ihn fand, war er sehr dankbar. Begegnete ihm jedoch Widerstand und brummiges Wesen, dann zog er sich sofort in sein abgegrenztes Dienstrevier zurück und fand dort sein Behagen.

Man schätzte Iwan Iljitsch als einen tüchtigen Beamten und nach drei Jahren wurde er zum zweiten Staatsanwalt befördert. Neue Pflichten, ihre Wichtigkeit, die Möglichkeit, jeden vor Gericht zu zitieren und ins Gefängnis zu stecken, die öffentlichen Reden, die Erfolge, die er in seinem Beruf errang, alles dies fesselte ihn immer mehr an seinen Dienst.

Es kamen noch mehr Kinder. Seine Frau wurde immer brummiger und zorniger, aber das Verhältnis, das sich Iwan Iljitsch in seiner Häuslichkeit geschaffen hatte, machte ihn gegen ihre Launen fast unempfindlich.

Nach siebenjährigem Aufenthalt in dieser Stadt wurde er zum ersten Staatsanwalt ernannt und in ein anderes Gouvernement versetzt. Sie zogen um, klagten über Geldmangel und der Frau gefiel der neue Aufenthaltsort nicht. Obwohl Iwan Iljitsch nun einen höheren Gehalt bezog, war dagegen das Leben hier auch teuerer. Es starben ihnen zwei Kinder und das eheliche Leben wurde dadurch noch unerträglicher.

An allem Ungemach, das ihnen hier am neuen Wohnort widerfuhr, mußte natürlich Iwan Iljitsch schuld sein, Praskowja Fjodorowna ersparte ihm keine Vorwürfe. Die meisten ihrer Gespräche, namentlich über Kindererziehung, gaben Anlaß zu Streit, an Streit und Zank fehlte es daher niemals. Nur selten kamen noch Perioden des Verliebtseins dazwischen, sie dauerten aber nicht lange; es waren nur Inselchen, an denen sie auf kurze Zeit landeten, um bald wieder auf den Ozean versteckter Feindseligkeit, die zur

Entfremdung führte, hinauszusegeln. Diese Entfremdung würde dem Mann vielleicht das Leben verbittert haben, wenn er an die Möglichkeit geglaubt hätte, daß es anders sein könnte; er war aber sehr überzeugt, daß dieser Zustand für ihn ein normaler sei, daß daran nichts mehr geändert werden und daß seine Aufgabe nur darin bestehen könne, solchen Unannehmlichkeiten immer mehr aus dem Wege zu gehen, um ihnen dadurch den Charakter der Unschädlichkeit zu verleihen. Dieses Ziel erreichte er damit, daß er seine freie Zeit immer seltener in seiner Familie verbrachte, konnte das aber absolut nicht vermieden werden, so suchte er sich durch die Gegenwart anderer vor Unannehmlichkeiten zu schützen. Die Hauptsache für ihn war aber sein Dienst. In seinem Beruf, der ihn gänzlich absorbierte, konzentrierte sich nun das ganze Interesse seines Lebens. Das Bewußtsein seiner Macht, die Möglichkeit, jeden, den er vernichten wollte, auch vernichten zu können, das Ansehen, das seine Stellung mit sich brachte, seine Erfolge bei Höhergestellten und Untergebenen, die Achtung, die ihm im Gericht und in seinem Verkehr mit den Beamten gezollt wurde, hauptsächlich aber die Geschicklichkeit, mit der er seine Geschäfte führte und von der er selbst überzeugt war, dies alles freute ihn und füllte, nebst dem Verkehr mit seinen Kollegen, den Tafelfreuden und dem Whistspiel, sein ganzes Leben aus. Es gestaltete sich nun im allgemeinen so, wie er es sich immer gewünscht hatte — angenehm und anständig.

So vergingen noch sieben Jahre. Die älteste Tochter war schon sechzehn Jahre alt, ein Kind starb noch, und nur ein Knabe, der das Gymnasium besuchte und zu Szenen der Zwietracht Veranlassung gab, war noch da. Iwan Iljitsch

wollte ihn in die Rechtsschule schicken, aber Praskowja Fjodorowna bestand darauf, ihn, dem Gatten zum Trotz, im Gymnasium unterrichten zu lassen. Die Tochter wurde im Hause erzogen und machte gute Fortschritte und auch der Knabe lernte nicht übel.

III.

So lebte nun Iwan Iljitsch seit seiner Heirat siebzehn Jahre. Er gehörte schon zu den alten Staatsanwälten und hatte einige ihm angetragene Versetzungen abgelehnt, in der Hoffnung, daß eine ihm noch mehr zusagende Stelle frei werden würde, als unverhofft ein fatales Ereignis eintrat, das den friedlichen Gang seines Lebens gänzlich zu zerstören drohte. Iwan Iljitsch rechnete auf die Stelle eines Gerichtspräsidenten in der nächsten Universitätsstadt, aber da kam ihm Hoppe zuvor, der diese Stelle erhielt. Iwan Iljitsch war wütend, machte seinem glücklicheren Konkurrenten Vorwürfe und überwarf sich mit ihm und mit seinen nächsten Vorgesetzten; dadurch entstand eine allgemeine Erkältung und bei der nächsten Beförderung wurde er abermals übergangen.

Es geschah dies im Jahre 1880, dem widerwärtigsten seines ganzen Lebens. Einerseits stellte es sich nun heraus, daß für die gesteigerten Lebensbedürfnisse sein Gehalt nicht mehr zureichte, andererseits erkannte er, daß ihn alle übersahen und daß alles, was er, in Bezug auf seine Person, für die größte und schwerste Ungerechtigkeit hielt, von anderen für etwas ganz Natürliches gehalten wurde. Sogar sein Vater fand es nicht für notwendig, ihn zu unterstützen. Er fühlte sich von allen verlassen und entrüstete sich, daß man seine Stellung mit 3500 Rubel Gehalt für durchaus an-

gemessen und sogar für recht günstig hielt. Nur er allein wußte, daß, in Anbetracht der erlittenen Ungerechtigkeiten, des ewigen Gezänkes mit seiner Frau, der Schulden, die er machen mußte, weil für seine Lebensweise die Mittel nicht mehr reichten, seine Lage nichts weniger als normal war.

Im Sommer dieses Jahres nahm er Urlaub und reiste mit seiner Frau zu ihrem Bruder auf dessen Gut, um sich dort zu erholen. Hier, auf dem Lande, frei von seinen Dienstpflichten, empfand Iwan Iljitsch zum ersten Mal nicht nur Langeweile, sondern es bemächtigte sich seiner sogar eine unerträgliche Schwermut; er sah ein, daß es so nicht weiter gehen könne, und daß er irgendwelche entschiedene Maßregeln ergreifen müsse.

Während einer schlaflosen Nacht, die er auf der Terrasse auf- und abgehend zugebracht hatte, faßte er den Entschluß, nach Petersburg zu reisen, um dort den Versuch zu machen, ob es nicht möglich wäre, eine passende Stelle in einem anderen Ministerium zu erlangen; damit wollte er diejenigen strafen, die seinen Wert verkannt hatten.

Ohne auf das Abraten seiner Frau und seines Schwagers zu achten, reiste er am folgenden Tage nach Petersburg ab.

Seine Reise hatte nur den einen Zweck, eine Stelle mit 5000 Rubel Gehalt zu erlangen. In welchem Ministerium war ihm gleichgültig, ebenso auch die Art seiner zukünftigen Beschäftigung. Er wollte durchaus eine Stelle mit 5000 Rubel Gehalt haben, wo es auch sein mochte, in der Administration, im Bankfach, im Eisenbahnwesen, in der Verwaltung der Lehranstalten, sogar das Zolldepartement würde er nicht verschmäht haben, — aber ein Gehalt von 5000 Rubel war absolute Bedingung, und dann wollte er auch

durchaus nicht im Justizministerium bleiben, wo man seinen Wert so schmählich verkannt hatte.

Iwan Iljitschs Reise hatte einen unerwarteten, glänzenden Erfolg. In Kursk traf er in der ersten Wagenklasse seines Eisenbahnzugs einen Bekannten, der ihm als neueste Neuigkeit mitteilte, der Gouverneur von Kursk habe ein Telegramm erhalten, daß in diesen Tagen im Justizministerium ein Stellenwechsel stattfinden werde: an Pjotr Iwanowitschs Stelle solle Iwan Ssemjonowitsch kommen.

Dieser bevorstehende Stellenwechsel hatte, abgesehen von seiner Bedeutung für Rußland, auch eine spezielle, hervorragende Bedeutung für Iwan Iljitsch, und zwar deshalb, weil sie wegen des Avancements einer neuen Persönlichkeit, des Pjotr Petrowitsch, und jedenfalls auch seines Freundes Sachar Iwanowitsch, für ihn im höchsten Grade günstig war; denn Sachar Iwanowitsch war sein Kollege und Freund.

In Moskau wurde ihm diese Nachricht bestätigt. Als nun Iwan Iljitsch nach Petersburg kam, gab ihm Sachar Iwanowitsch das Versprechen, daß er ihm ganz bestimmt eine Stelle in seinem früheren Justizministerium verschaffen wolle.

Eine Woche später telegraphierte er seiner Frau:

„Sachar an Müllers Stelle, beim ersten Vortrag erhalte Ernennung.“

Dank dieser Personalveränderung kam nun Iwan Iljitsch in seinem früheren Ministerium plötzlich und unerwartet in eine solche Stellung, die ihn um zwei Rangstufen über seine früheren Kollegen erhob; dazu erhielt er 5000 Rubel Gehalt und 3500 Rubel Reise- und Umzugsentschädigung. Der ganze Ärger über seine früheren Widersacher und über das ganze Ministerium war vergessen, Iwan Iljitsch war glückselig.

Fröhlich und zufrieden, wie er es schon lange nicht war,

kehrte er aufs Gut zurück. Auch Praskowja Fjodorowna war vergnügt und es wurde zwischen ihnen ein Waffenstillstand abgeschlossen. Iwan Iljitsch erzählte, wie ihm in Petersburg gehuldigt worden sei, von der Blamage seiner ehemaligen Feinde, die ihn jetzt umschmeicheln, wie man ihn um seiner Stelle willen beneidete, namentlich aber, daß ihn in Petersburg alle sehr geliebt haben.

Praskowja Fjodorowna hörte das alles mit an, that, als ob sie ihm alles glaube und widersprach auch nicht; sie machte nun Pläne für eine neue Einrichtung und wie sie in der Stadt, wohin sie versetzt wurden, ihre Lebensweise gestalten wollen. Iwan Iljitsch erkannte mit Freuden, daß sie vollständig mit einander übereinstimmen und daß sein aus dem Geleise geratenes Leben wieder seinen wahren, heiteren und anständigen Charakter bekommen werde.

Er war nur auf kurze Zeit zurückgekehrt. Schon am 10. September sollte er seinen neuen Dienst antreten, auch mußte er sich eine Wohnung suchen und sie anständig einrichten, alles Notwendige hinschaffen, neues hinzukaufen, manches bestellen — mit einem Worte alles so arrangieren, wie er es sich vorgenommen hatte und wie auch Praskowja Fjodorowna es zu haben wünschte.

Jetzt, nachdem sich alles so günstig gefügt hatte, und ihre beiderseitigen Wünsche so schön mit einander harmonierten, wie es kaum in der ersten Zeit ihrer Ehe der Fall gewesen war, beabsichtigte Iwan Iljitsch seine Familie gleich mitzunehmen; aber sein Schwager und dessen Frau, die plötzlich ganz besonders liebenswürdig geworden waren und verwandtschaftliche Gefühle entwickelten, wollten nichts davon hören und setzten es durch, daß Iwan Iljitsch allein abreisen mußte.

Das geschah nun auch und sein heiterer Gemütszustand, der durch das Gelingen seiner Pläne hervorgerufen und durch die Eintracht mit seiner Frau befördert war, verließ ihn während der ganzen Trennungszeit nicht. Er fand eine reizende, durchaus passende Wohnung, mit geräumigen, hohen, altertümlichen Empfangszimmern, einem großartigen, bequemen Kabinett, zwei Wohnstuben für Frau und Tochter, einem Studierzimmer für den Sohn, alles so, als ob es für ihn gebaut wäre. Iwan Iljitsch befaßte sich selbst mit der Einrichtung, er wählte Tapeten, kaufte Möbel, besonders antike, die ihm ganz besonders comme il faut zu sein schienen, ließ Vorhänge, Draperien, Portieren anbringen; alles gruppierte sich nach und nach und gestaltete sich zu dem Ideal, das er zu verwirklichen sich vorgenommen hatte. Als die Einrichtung halb fertig war, sah er seine Erwartungen noch übertroffen; der distinguierte, geschmackvolle und noble Charakter des Ganzen war jetzt schon zu erkennen. Er träumte sogar von seiner Einrichtung und malte sich im Traume den Saal so aus, wie er werden sollte. Kam er in das noch unfertige Gastzimmer, so sah er im Geiste den Kamin, den Ofenschirm, die Etagere und die gepolsterten Stühle und Sessel, die kostbaren Schüssel und Teller an den Wänden und die Bronzen, als ob das alles schon an seinem Platze wäre. Ihn freute der Gedanke, wie sich Pascha, seine Frau, und Lisinka, seine Tochter, die für solche Sachen gleichfalls Sinn und Geschmack haben, wundern werden. Solch eine Pracht werden sie sicherlich nicht erwarten. Eine Partie alter, wertvoller Sachen, die den Räumen einen aparten, vornehmen Charakter verliehen, hatte er bei Gelegenheit sehr vorteilhaft gekauft. In seinen Briefen schilderte er absichtlich alles weniger günstig, als es thatsächlich war, um sich an der

Überraschung der Seinigen zu weiden. Diese Beschäftigung nahm ihn so sehr in Anspruch, daß er sogar seinen Dienst, den er doch sehr liebte, etwas vernachlässigte. Er war während der Sitzungen zuweilen zerstreut und dachte z. B. daran, was für Karniese, gerade oder geschweifte, man wohl zu den Gardinen nehmen sollte. Einst bestieg er eine Leiter, um dem Tapezierer, der ihn falsch verstanden hatte, zu zeigen, wie er die Drapierung zu haben wünsche, dabei that er einen Fehltritt und fiel; da er aber kräftig und gelenkig war, gelang es ihm, sich festzuhalten und er kam mit einer leichten Kontusion davon, die ihm zwar schmerzte, der er aber keine große Bedeutung beilegte. Iwan Iljitsch war während dieser ganzen Zeit sehr heiter und gesund; seiner Frau schrieb er: ich fühle mich um fünfzehn Jahre jünger. Er hatte gehofft, bis Mitte September fertig zu werden, es währte aber bis Mitte Oktober. Dafür wurde es aber auch reizend und das sagte nicht nur er, sondern alle, die es sahen.

Im Grunde genommen sah diese ganze Einrichtung so aus, wie es bei allen nicht besonders reichen Leuten auszusehen pflegt, d. h. bei solchen, die es den wirklich reichen Leuten nachmachen wollen und die sich daher gegenseitig kopieren. Seidenstoffe, Ebenholz, Blumen, Teppiche, matte und glänzende Bronzen, alles war so, wie es gewisse Leute, die es einer gewissen, anderen Art von Leuten gleichthun wollen, zu haben wünschen. Auch bei ihm war eigentlich gar nichts besonders Hervorragendes vorhanden, obwohl ihm alles hervorragend schön zu sein schien. Als er seine Familie auf dem Bahnhof empfing, sie in seine nun fertige, glänzend erleuchtete Wohnung führte, als sein Diener in weißer Kravatte das blumengeschmückte Vorzimmer öffnete, und man dann das Gastzimmer und Kabinett betrat, und alle vor

Entzücken freudig aufjauchzten, da war er sehr glücklich. Er führte sie überall umher, sog ihre Lobeserhebungen ein und strahlte vor Vergnügen. An demselben Abend, als sie beim Thee saßen und Praskowja Fjodorowna ihn unter anderem fragte, wie er denn eigentlich gefallen sei, da lachte er und zeigte ihnen, wie es zugegangen war und wie er den Tapezierer erschreckt hatte.

„Ja, wäre ich nicht ein gewandter Turner gewesen! Ein anderer hätte sich schwer verletzen können, ich aber bekam nur hier an der Seite einen gehörigen Puff, der zwar noch schmerzt, wenn man die Stelle berührt, der aber außer einem blauen Fleck wohl keine weiteren Folgen haben wird."

So lebten sie nun in der neuen Behausung, wo nur noch ein Zimmer fehlte, wie das meistenteils zu sein pflegt, wenn man erst eingelebt ist. Auch an den neuvermehrten Einkünften fehlten, wie gewöhnlich, nur etwa 500 Rubel; aber sonst war alles in schönster Ordnung. Besonders wohl fühlte man sich in der ersten Zeit, wo noch manches nachzuholen war. Es mußte noch einiges gekauft und bestellt, manches anders arrangiert und geändert werden. Es kamen wohl hier und da zwischen Mann und Frau auch Meinungsverschiedenheiten vor, beide waren aber im Grunde genommen so zufrieden, und es war immer noch so viel zu thun, daß keine großen Streitigkeiten aufkommen konnten. Als man nichts mehr zu thun fand, stellte sich wohl auch etwas Langeweile ein, und es schien ihnen etwas zu fehlen, dann kamen aber Besuche, es wurden Bekanntschaften gemacht, und das Leben ging seinen gewöhnlichen Gang.

Die Morgenstunden verbrachte Iwan Iljitsch im Gericht, zum Mittagessen kehrte er heim, und während der ersten Zeit war seine Gemütsstimmung eine gute, obwohl er auch

zuweilen ein wenig, namentlich wegen der Wohnung, zu leiden hatte. (Jeder Fleck auf dem Tischtuch oder auf den Möbelstoffen, ein von der Gardine abgerissenes Endchen Schnur konnten ihn aufbringen. Die Einrichtung hatte ihm so viel Mühe gemacht, daß ihm jede Beschädigung derselben schmerzte.) Sonst aber floß ihm das Leben so dahin, wie es, seiner Überzeugung nach, sein mußte, d. h. leicht, angenehm und anständig. Des Morgens um 9 Uhr stand er auf, trank seinen Kaffee, las die Zeitung, zog dann seine Uniform an und fuhr ins Gericht. Dort war für ihn schon das Joch bereit und er schlüpfte hinein: Bittsteller, Nachfragen in der Kanzlei, die Kanzleiarbeit, Sitzungen — öffentliche und vorbereitende — so ging es Tag für Tag. Die Hauptsache war, alles das zu beseitigen, was den regelmäßigen Gang der Geschäfte alterieren konnte: außer den dienstlichen durften hier keine anderen Beziehungen stattfinden, und nur dienstliche Angelegenheiten durften es sein, die zu diesen Beziehungen Anlaß gaben. Kam z. B. ein Mann, der ein Anliegen hatte, so konnte Iwan Iljitsch, als Privatmann, mit ihm gar nicht in Berührung kommen, hatte dieser Mann aber etwas mit dem Richter zu thun, eine Angelegenheit, die auf einem Papierbogen mit Blankett ausgedrückt werden konnte, so beschäftigte sich Iwan Iljitsch in den Grenzen seiner Kompetenz mit dieser Angelegenheit und that für den Mann durchaus alles, was gethan werden konnte; außerdem beobachtete er aber auch dabei eine gewisse Art von Leutseligkeit und Menschenfreundlichkeit, nämlich das, was man unter Höflichkeit versteht. Sobald aber das dienstliche Verhältnis aufhörte, hörten auch alle anderen Beziehungen zu diesem Mann auf. Iwan Iljitsch verstand es ausgezeichnet, die dienstliche Seite seines Lebens von der privaten Seite

zu trennen; durch Praxis und Talent hatte er es so weit gebracht, daß er sich zuweilen den Spaß erlauben konnte, das menschliche und das dienstliche Verhältnis mit einander zu verquicken; er konnte sich dergleichen erlauben, denn er wußte, daß, wenn es nötig wäre, er stets wieder das Dienstliche vom Menschlichen trennen konnte. Die dienstlichen Angelegenheiten gingen ihm leicht, angenehm und anständig von der Hand, er hatte darin sogar eine gewisse Virtuosität erlangt. In den Zwischenpausen rauchte er, trank Thee und sprach mit seinen Beamten über Politik, über das Kartenspiel, meistens aber über dienstliche Beförderungen. Ermüdet zwar, aber doch mit dem Bewußtsein, daß er ein Virtuose ist, der im Orchester die erste Geige spielt, kehrte er dann heim. Hier waren Tochter und Mutter entweder ausgefahren oder es war Besuch da; der Sohn war im Gymnasium oder lernte mit dem Repetitor seine Aufgaben und alles, was im Gymnasium gelehrt wird. Mithin stand alles gut. Nach dem Mittagessen, und wenn keine Gäste da waren, las Iwan Iljitsch zuweilen ein Buch, das Aufsehen erregt hatte, und des Abends nahm er wieder seine Akten vor, blätterte in den Gesetzbüchern, verglich Zeugenaussagen und führte die betreffenden Paragraphen des Gesetzes auf den vorliegenden Fall an. Das war ihm weder langweilig, noch auch besonders amüsant. Wurde ihm diese Arbeit aber dennoch langweilig, so spielte er Karten; kam jedoch keine Partie zustande, so waren die Akten immerhin noch amüsanter, als ein vis-à-vis mit seiner Frau. Ein wahrer Genuß für ihn waren die exquisiten Mahlzeiten, zu denen er vornehme Damen und Herren einlud, mit denen er dann die Zeit totschlug, wie das solche Leute, wie er, zu thun pflegen.

Einst hatten sie eine Abendgesellschaft bei sich und man

tanzte. Iwan Iljitsch war heiter und alles ging gut. Leider geriet er aber mit seiner Frau wegen der Torten und des Konfekts in Konflikt; Praskowja Fjodorowna wollte ihre Meinung durchsetzen, er aber bestand darauf, alles bei einem teuren Konditor zu bestellen, und da nun sehr viel übrig geblieben war und die Konditorrechnung 45 Rubel betrug, so kam es zwischen ihnen zum Streit, der sehr unangenehm wurde und so sehr ausartete, daß Praskowja Fjodorowna sich zu sehr groben Schimpfwörtern hinreißen ließ. Er griff sich an den Kopf und im Ärger entschlüpfte ihm ein Wort vom „Scheidenlassen". An und für sich war die Soiree ja gelungen, die haute volée war vertreten und Iwan Iljitsch hatte mit der Fürstin Trufonow getanzt, einer Schwester jener Trufonow, die durch Gründung eines Wohlthätigkeitsvereins bekannt geworden war. Seine beruflichen Freuden waren Freuden der Eigenliebe, seine gesellschaftlichen Freuden waren Freuden der Eitelkeit, aber seine eigentliche, seine Privatfreude, war das Kartenspiel. Er gestand selber, daß es nach allen unerfreulichen und unangenehmen Ereignissen seines Lebens kein besseres Mittel giebt, die gute Laune wieder herzustellen, als sich mit guten Kartenspielern (aber nur nicht mit Krakehlern!) an den grünen Tisch zu setzen und selbviert ein vernünftiges, gemütliches Spielchen zu machen. (Sind fünf Spieler vorhanden, so ist das weniger angenehm, weil dann immer einer austreten muß, und wenn er auch sagt, daß er es gern thut, so ist das doch stets nur wenig glaubhaft.) Hauptsache sind natürlich gute Karten. Wird dann der Abend mit einem feinen Souper und mit einem guten Glase Wein beschlossen, so kann man, besonders mit einem kleinen Gewinn in der Tasche — große Gewinne sind weniger angenehm —, heiter und zufrieden zu Bette gehen.

Auf diese Weise floß nun ihr Leben dahin. Ihr Gesellschaftskreis gehörte zu den allerbesten, aber außer den vornehmen kamen zu ihnen auch jüngere Herren.

Was ihren Bekanntenkreis betraf, so stimmten Mann, Frau und Tochter durchaus überein. Alle jene sogenannten guten Freunde und Verwandten — Schmutzfinken, die sich schmarotzend in ihren mit japanischen Schüsseln geschmückten Salon drängten, — hielten sie, wie verabredet, von sich fern. Solche unsaubere Elemente zogen sich dann auch bald zurück und es blieb nur noch die Elite übrig.

Die jungen Herren machten der Tochter des Hauses den Hof und der Untersuchungsrichter Petrischtschew, ein Sohn von Dmitrij Iwanowitsch Petrischtschew und einziger Erbe von dessen Vermögen, zeichnete Lisinka so sehr aus, daß Iwan Iljitsch seiner Frau vorschlug, eine Troikapartie oder eine Theatervorstellung zu veranstalten. So lebten sie herrlich und in Freuden, ohne daß sich etwas besonderes ereignet hätte und alles ging sehr gut.

IV.

Alle waren gesund. Daß Iwan Iljitsch zuweilen äußerte, er habe einen sonderbaren Geschmack im Munde und daß ihm an der linken Seite des Unterleibs etwas unbehaglich sei, konnte doch wohl kaum als Krankheit gedeutet werden.

Diese Unbehaglichkeit verstärkte sich jedoch und es wurde daraus zwar noch nicht ein Schmerz, aber doch ein beständiges Gefühl von Druck an der Seite, und daraus entstand dann eine üble Gemütsstimmung. Diese nahm immer mehr zu und fing nun an, die in der Golowinschen Familie bestehende angenehme und anständige Lebensweise un-

günstig zu beeinflussen. Mann und Frau gerieten nun öfter in Streit, so daß sich die Leichtigkeit und Annehmlichkeit der Lebensweise bald verflüchtigte und nur noch die Anständigkeit übrig blieb. Es kamen wieder öfters Szenen vor. Nun blieben nur noch seltene Inselchen übrig, auf denen Mann und Frau sich ohne Zornausbrüche zusammenfinden konnten. Praskowja Fjodorowna konnte jetzt nicht ohne Berechtigung sagen, ihr Mann habe einen launenhaften Charakter. Mit der ihr eigenen Art, alles zu übertreiben, behauptete sie, einen so schrecklichen Charakter habe er stets gehabt und es sei nur ihrer Herzensgüte zuzuschreiben, daß sie zwanzig lange Jahre hindurch das ertragen konnte. Daß jetzt der Streit stets nur von ihm ausging, muß allerdings zugegeben werden. Diese Sticheleien fingen stets kurz vor dem Mittagessen an und häufig gerade dann, wenn er mit dem Essen der Suppe beginnen wollte. Entweder bemerkte er, daß von dem Geschirr etwas beschädigt, oder daß das Essen nicht so gut sei, wie es sein sollte; er rügte auch, daß sein Sohn sich mit dem Ellbogen auf den Tisch stütze oder er tadelte die Frisur der Tochter. An alledem aber sollte Praskowja Fjodorowna schuld sein. Diese opponierte anfangs und machte gereizte Bemerkungen, aber er geriet einige Male bei Beginn des Mittagsmahls so sehr in Wut, daß sie schließlich einsah, es sei dies ein krankhafter Zustand, der vom Essen herrühren müsse, sie bezähmte sich daher, erwiderte nichts mehr und bemühte sich nur, die Beendigung des Mittagsmahls zu beschleunigen. Ihre Zurückhaltung betrachtete sie als ein großes Verdienst. Als sie nun zur Überzeugung gekommen war, daß ihr Mann einen schrecklichen Charakter habe und an dem Unglück ihres Lebens schuld sei, bemitleidete sie sich. Je mehr sie sich

aber bemitleidete, desto mehr verabscheute sie ihren Mann. Sie begann den Wunsch zu hegen, daß er sterben möchte, aber das konnte sie doch eigentlich nicht wünschen, denn dann würde auch sein Gehalt aufgehört haben. Das brachte sie nun noch mehr gegen ihn auf. Da nun sogar ihres Mannes Tod sie nicht retten konnte, hielt sie sich für äußerst unglücklich und das reizte sie nur noch mehr, sie mußte ihren Zorn unterdrücken und dieser unterdrückte Zorn vermehrte noch ihre Aufregung.

Nach einer Szene, in der Iwan Iljitsch außergewöhnlich ungerecht gewesen war, und nachdem er eingestanden hatte, daß er infolge seines krankhaften Zustandes wirklich sehr erregt sei, sagte sie, daß er, wenn er krank sei, sich ärztlich behandeln lassen müsse, und sie forderte ihn auf, einen berühmten Arzt zu konsultieren.

Und das that er auch wirklich. Ganz so, wie er es erwartete und wie es kommen mußte, kam es dann auch. Das Warten, die ihm bekannte ärztliche Wichtigthuerei, die nämliche, die er im Gericht an sich selbst beobachten konnte, das Beklopfen und Aushorchen seines Körpers, die Fragen, welche offenbar unnötige und schon im voraus bestimmte Antworten erforderten, die wichtige Miene, die ihm zu sagen schien: gehorchen sie uns nur, wir werden schon alles besorgen, wir wissen ganz genau, was gethan werden muß, es ist für all' und jeden stets das nämliche. Es ging alles ebenso wie im Gericht zu. Der berühmte Arzt nahm ihm gegenüber die nämliche Miene an, die auch er im Gericht dem Angeklagten gegenüber anzunehmen pflegte.

Der Doktor sagte ihm: Dies und das beweist, daß inwendig bei Ihnen dies und das vorhanden ist, sollte sich aber nach der Untersuchung dies und jenes nicht bestätigen,

so ist bei Ihnen dies und das anzunehmen; nimmt man aber dies und das an, so .... u. s. w. Für Iwan Iljitsch war nur die eine Frage von Wichtigkeit: ob seine Lage gefährlich oder nicht gefährlich ist. Solche unpassende Fragen wurden aber vom Arzte ignoriert. Vom Standpunkt des Arztes war das eine müßige Frage, die gar nicht erwogen zu werden verdiente; es handelte sich für diesen nur um das Erwägen der Wahrscheinlichkeiten: ob eine Wanderniere, ein chronischer Katarrh oder eine Blinddarmentzündung vorhanden sei. Diesen Widerstreit der Meinungen entschied der Doktor in Gegenwart des Patienten glänzend zu Gunsten der Blinddarmentzündung, machte aber den Vorbehalt, daß die Untersuchung des Urins noch andere Kombinationen ergeben könnte und daß der Fall dann nochmals revidiert werden müsse. Dies alles war ganz genau dasselbe, was Iwan Iljitsch mit den Angeklagten tausend mal selbst aufs glänzendste vollführt hatte. Das Resümee des Doktors war ebenso glänzend, und triumphierend sah er über seine Brille hinweg den Delinquenten an. Aus dem Resümee des Arztes zog nun Iwan Iljitsch den Schluß, daß es mit ihm schlimm stehe und daß das für den Doktor und ebenso auch für alle anderen gleichgültig, für ihn selbst aber hart sei. Dieser Schluß brachte auf Iwan Iljitsch einen schmerzlichen Eindruck hervor, er erregte in ihm das Gefühl großen Mitleids mit sich selbst und großer Erbitterung gegen den Arzt, der einer so wichtigen Frage gegenüber so teilnahmlos war.

Aber er schwieg, stand auf, legte das Honorar auf den Tisch und sagte dann seufzend: Wir Patienten stellen wohl häufig unpassende Fragen: ich möchte aber dennoch wissen, ob das im allgemeinen eine gefährliche Krankheit ist, oder nicht.

Der Arzt blickte ihn, mit dem einen Auge über das Brillenglas hinwegsehend, streng an, als ob er sagen wollte: Angeklagter, wenn sie nicht in dem Bereich der Ihnen gestellten Fragen bleiben, bin ich genötigt, Sie aus dem Sitzungssaal entfernen zu lassen.

„Ich sagte Ihnen bereits, was ich für notwendig und geeignet hielt," erwiderte der Doktor. „Das weitere wird die Untersuchung ergeben." Dann verneigte er sich.

Iwan Iljitsch entfernte sich langsam, setzte sich mutlos in seinen Schlitten und fuhr nach Hause. Unterwegs dachte er fortwährend über alles das nach, was ihm der Arzt gesagt hatte; er bemühte sich, alle diese verworrenen, unverständlichen, wissenschaftlichen Wörter in die gewöhnliche Sprache zu übertragen und auf die Frage: steht es schlimm, sehr schlimm oder noch nicht besonders schlimm mit mir? eine Antwort zu finden. Und nun schien es ihm, daß der Sinn alles dessen, was der Arzt gesagt hatte, der war, daß es mit ihm sehr schlimm stehe. Alles, was er auf der Straße sah, machte einen trübseligen Eindruck auf ihn. Die Mietkutscher sahen traurig aus, die Häuser, die Vorübergehenden, die Läden — alles sah traurig aus. Jener dumpfe, bohrende Schmerz aber, der keine Sekunde innehielt, schien ihm im Zusammenhang mit der unklaren Rede des Arztes zu stehen und erhielt dadurch eine andere, ernstere Bedeutung. Mit neuen, peinlichen Gefühlen achtete jetzt Iwan Iljitsch darauf.

Als er nach Hause kam, erzählte er alles seiner Frau. Sie hörte ihn an, aber mitten in seiner Erzählung trat seine Tochter, mit dem Hut auf dem Kopfe, ins Zimmer; sie wollte mit der Mutter ausfahren. Nun setzte sie sich zwar hin, um den langweiligen Bericht anzuhören, hielt aber

nicht lange aus, und beide standen auf, bevor er noch geendet hatte.

„Nun, ich bin sehr froh," sagte seine Frau, „Du mußt nun aber auch pünktlich die Arznei einnehmen. Gieb mir das Rezept, ich schicke Gerassim in die Apotheke." Dann ging sie fort, um sich anzukleiden.

Während ihrer Anwesenheit im Zimmer war er nicht zu Atem gekommen, jetzt, als sie fortgegangen war, seufzte er tief auf.

„Nun," sagte er, „vielleicht ist es wirklich noch nicht gar zu schlimm."

Er fing nun an, Medizin zu schlucken und des Arztes Verordnungen, die sich infolge der Untersuchung des Urins änderten, zu erfüllen. Nun traf es sich aber, daß mit dieser Untersuchung und mit dem, was darauf erfolgen sollte, eine Konfusion eintrat. Der Arzt war öfters anderweitig beschäftigt und so kam es vor, daß das, was er verordnet hatte, nicht gethan wurde. Man hatte etwas vergessen oder falsch verstanden oder auch dem Arzt etwas verheimlicht.

Aber Iwan Iljitsch suchte dennoch alle Verordnungen aufs pünktlichste zu erfüllen und fand in dieser Erfüllung einstweilen Trost.

Seit er den Arzt konsultiert hatte, bestand nun seine Hauptbeschäftigung in der pünktlichsten Befolgung von dessen Vorschriften in Bezug auf Hygiene, in der Beobachtung seines Schmerzes und aller Verrichtungen seines Körpers. Sein Hauptinteresse konzentrierte sich jetzt auf die Krankheiten der Menschen und ihre Gesundheit. Sprach man in seiner Gegenwart über Kranke, Gestorbene, Genesene, hauptsächlich aber über eine Krankheit, die der seinigen ähnlich schien, so horchte er auf, forschte aus und wandte das Ge=

hörte auf sich und seine Krankheit an, dabei suchte er jedoch seine Aufregung zu verbergen.

Sein Schmerz verminderte sich nicht; er gab sich jedoch Mühe, sich selbst zu überzeugen, daß sein Leiden sich bessere. Solange ihn nichts aufregte, konnte er sich darüber täuschen; sobald er aber irgend eine Unannehmlichkeit mit der Frau, einen Mißerfolg im Dienste oder Pech im Kartenspiel hatte, empfand er sofort die ganze Heftigkeit seiner Krankheit; früher ertrug er diese Mißgeschicke und tröstete sich damit, daß er das Schlimme abwenden und bekämpfen, den Erfolg erringen, den großen Schlemm gewinnen werde. Jetzt aber deprimierte ihn jeder Mißerfolg und stürzte ihn in Verzweiflung. Er sagte dann: kaum fing ich an, mich ein wenig zu erholen, kaum fing die Arznei zu wirken an, da kommt nun plötzlich dieses Unglück oder diese Unannehmlichkeit . . . Und dann alterierte er sich über sein Mißgeschick, über die Menschen, die ihm Unannehmlichkeiten bereiten und ihn zu Grunde richten; er fühlte, daß dieser Ingrimm ihn noch umbringen werde, konnte ihn aber nicht unterdrücken. Anscheinend mußte es ihm doch klar sein, daß ein solcher Zorn auf Ereignisse und Menschen seine Krankheit nur verschlimmern könne und daß er unangenehme Zufälligkeiten einfach unbeachtet lassen müsse, aber er that gerade das Gegenteil und behauptete, daß er Ruhe brauche und daß er daher auf alles, was diese Ruhe stört, achten müsse; er geriet bei der geringsten Störung in Aufregung. Sein Zustand verschlimmerte sich auch dadurch, daß er medizinische Bücher las und sich mit Ärzten beriet. Die Verschlimmerung trat allmählich ein; wenn er einen Tag mit dem andern verglich, konnte er sich leicht täuschen, denn der Unterschied war nur gering. Wenn er sich aber mit den Ärzten beriet,

dann schien es ihm, als ob es schlimmer würde, und sogar bedenklich rasch; trotzdem aber beriet er sich dennoch fortwährend mit den Ärzten.

In diesem Monat wandte er sich an eine andere Berühmtheit und diese sagte ihm fast das nämliche, was ihm die erste gesagt hatte, nur stellte sie die Fragen anders. Der Rat dieser Berühmtheit verdoppelte nur noch Iwan Iljitschs Zweifel und Angst.

Ein sehr guter Arzt, Freund eines seiner Freunde, erklärte seine Krankheit noch ganz anders, verwirrte durch seine Fragen und Vermutungen Iwan Iljitsch noch mehr und verstärkte noch seine Zweifel, obschon er ihm Genesung in Aussicht stellte. Ein Homöopath diagnostizierte die Krankheit wieder anders und gab ihm Arznei, die Iwan Iljitsch während einer Woche, ohne daß es jemand wußte, auch einnahm. Als nach Ablauf dieser Woche keine Besserung eintrat, verlor er das Vertrauen zu dieser, wie zu den früheren Kuren und geriet dadurch in eine noch größere Trostlosigkeit. Einst erzählte ihm eine Dame von einer Wunderkur durch Heiligenbilder. Iwan Iljitsch ertappte sich dabei, daß er eifrig aufhorchte und an die Thatsächlichkeit des angeblichen Faktums glaubte. Dieser Vorfall erschreckte ihn: Bin ich denn wirklich so blödsinnig geworden? fragte er sich. Narrenspossen! Barer Unsinn! Man muß die Bedenklichkeiten überwinden, nur einen Arzt wählen und dessen Vorschriften streng befolgen. So will ich es auch thun, das ist beschlossen. Ich werde nicht mehr grübeln, die Kur bis zum Sommer aufs strengste durchführen und dann wird man ja weiter sehen. Jetzt muß dieses Schwanken endgültig aufhören! Das war leicht gesagt, aber schwer ausgeführt. Der Schmerz in der Seite plagte ihn immer mehr; er schien immer ärger

und beständiger zu werden; der Geschmack im Munde wurde immer auffallender; es schien ihm, als ob sein Atem einen ekelhaften Geruch bekommen habe, Appetit und Kräfte nahmen ab. Eine Täuschung war unmöglich: es ging so etwas Fürchterliches, Neues und Bedeutungsvolles in ihm vor, wie er es noch nie erlebt hatte. Und nur er allein wußte darum; seine ganze Umgebung begriff es nicht oder wollte es nicht begreifen, und alle glaubten, daß alles seinen gewöhnlichen Gang gehe. Das peinigte ihn am allermeisten. Seine Hausgenossen, namentlich seine Frau und Tochter, die mitten im Treiben der Ballsaison waren, begriffen nichts und ärgerten sich über seine Gereiztheit und sein anspruchsvolles Wesen, als ob das seine Schuld wäre! Er merkte, daß er ihnen im Wege war, obschon sie es zu verbergen suchten; sah auch, daß seine Frau sich ein bestimmtes Verhalten betreffs seiner Krankheit vorgezeichnet hatte und daß sie, unbekümmert um das, was er sagte oder that, daran festhielt. Diese Verhaltungsweise erklärte sie folgendermaßen: „Sie wissen doch,“ sagte sie zu Bekannten in seiner Gegenwart, „daß Iwan Iljitsch nicht, wie andere ordentliche Menschen, eine vorgeschriebene Kur streng durchführen kann. Heute nimmt er Tropfen ein und ißt, was ihm zu essen gestattet ist, geht auch rechtzeitig schlafen, morgen aber, wenn ich nicht aufpasse, vergißt er die Arznei, ißt verbotene Speisen und bleibt bis ein Uhr nachmitternachts am Kartentisch sitzen.“

„Nun, wann sollte denn das wohl vorgekommen sein?“ erwiderte Iwan Iljitsch ärgerlich; — „nur ein einziges Mal, bei Pjotr Iwanowitsch!“

„Aber gestern, bei Schebeko?“

„Nun ja, ich hätte vor Schmerzen doch nicht einschlafen können!“

„Mag das nun sein, wie es will, aber auf diese Weise wirst Du nie gesund werden und uns nur immer plagen.“

Praskowja Fjodorownas äußerliches Verhalten zur Krankheit ihres Mannes, wie sie es anderen und auch ihm selber gegenüber aussprach, war, daß Iwan Iljitsch selbst daran schuld sei; daß diese Krankheit eine weitere Unannehmlichkeit sei, die er ihr, seiner Frau, zufüge. Iwan Iljitsch fühlte, daß ihr solche Äußerungen unwillkürlich entschlüpften, aber das konnte ihn nicht trösten.

Auch im Gericht bemerkte er, daß man gegen ihn ein sonderbares Verhalten beobachtet, oder er glaubte wenigstens, es zu bemerken; manchmal schien es ihm, daß man ihn wie einen Menschen betrachtet, der seinen Platz wohl bald verlassen werde; manchmal spöttelten seine Freunde über seine Ängstlichkeit, als ob das Unerhörte, Grause, Fürchterliche, das sich in ihm eingenistet hat und ihn fortwährend bohrte, ihn gleichsam beständig mit sich fortriß, ein willkommener Anlaß für Späße sei. Namentlich Schwarz war es, der ihn durch seine Heiterkeit, Lebendigkeit und Lebensart daran erinnerte, daß er vor zehn Jahren selbst so war, und der ihn nun durch seine Neckereien ganz besonders aufbrachte.

Einst kamen seine Freunde zu ihm, um ein Spielchen zu machen. Ein neues Kartenspiel wurde entsiegelt: sieben Carreaux kamen in seine Hand. Sein Partner sagte ein Spiel ohne Trumpf an und unterstützte den Spielenden mit zwei Carreaux. Mehr konnte man doch nicht verlangen! Das war kostbar, es mußte ein tüchtiger Schlemm werden. Plötzlich fühlte Iwan Iljitsch den bohrenden Schmerz, den abscheulichen Geschmack im Munde, dabei kam es ihm aber

dennoch ganz seltsam vor, daß er sich über den Schlemm noch freuen konnte.

Er blickt seinen Partner an, wie er energisch mit der Hand auf den Tisch schlägt und sich höflich und herablassend die Stiche aufzunehmen enthält, wie er sie ihm zuschiebt, um ihm das Vergnügen zu gönnen, sie ohne viel Mühe zu sammeln, und damit er die Hand nicht weit auszustrecken brauche. Meint er etwa, daß ich so schwach bin und meine Hand nicht weit ausstrecken kann? denkt Iwan Iljitsch, vergißt dabei sein Spiel, übersticht aus Versehen den Stich seines Partners und verliert den Schlemm mit drei Fehlstichen. Das Schlimmste dabei war aber, daß er Michail Michailowitsch darunter leiden sah und daß es ihn selbst ganz kalt ließ. Und auch dieser Gedanke, daß ihn der Verlust des Spiels kalt ließ, war ihm fürchterlich.

Alle bemerkten seinen Verdruß. „Wenn Sie müde sind, können wir ja aufhören. Ruhen Sie aus!" „Was, ausruhen? O nein, ich bin gar nicht müde und will noch den Robber beenden." Alle sind finster und schweigsam. Iwan Iljitsch fühlt, daß er daran schuld ist und daß er nichts dagegen thun kann. Man soupiert nun und alle entfernen sich. Iwan Iljitsch hat das Bewußtsein, daß sein Dasein vergiftet ist und daß er auch anderen das Leben vergiftet, daß sich dieses Gift nicht vermindert, sondern sich seines ganzen Wesens immer mehr bemächtigt.

Mit diesem Bewußtsein, und mehr noch mit physischen Schmerzen, und überdies noch mit Angst, mußte er zu Bette gehen und häufig konnte er vor Schmerz den größten Teil der Nacht nicht schlafen. Am andern Morgen mußte aufgestanden werden, mußte man sich ankleiden, ins Gericht fahren, sprechen, schreiben. Thut man das nicht, so muß

man vierundzwanzig Stunden lang, von denen jede eine Qual ist, zu Hause sitzen. Und so, am Rande des Abgrunds, lebte er allein und hatte niemand, der ihn begriff und bemitleidete.

V.

So ging es etwa zwei Monate lang. Vor Neujahr kam sein Schwager in die Stadt und stieg bei ihnen ab. Iwan Iljitsch war im Gericht, Praskowja Fjodorowna war ausgefahren, um Einkäufe zu machen. Als Iwan Iljitsch nach Hause kam und in sein Kabinett trat, traf er dort seinen Schwager, einen gesunden Sanguiniker, der seinen Koffer auspackte. Als er Tritte hörte, wandte er sich um und blickte Iwan Iljitsch eine Sekunde lang schweigend an. Dieser Blick war vielsagend. Der Schwager öffnete den Mund, um sein Erstaunen zu äußern, hielt aber inne. Diese Mundbewegung bestätigte alles.

„Nun, ich habe mich wohl verändert?"

„Hm ja, eine Veränderung ist allerdings da."

Soviel Iwan Iljitsch seinen Schwager über sein Aussehen auch auszuforschen suchte, blieb dieser doch schweigsam. Als Praskowja Fjodorowna nach Hause kam, ging der Schwager zu ihr. Iwan Iljitsch schloß die Thür und betrachtete sich im Spiegel — erst von vorn, dann von der Seite. Nun nahm er sein und seiner Frau Bildnis vor und verglich das seinige mit dem, was er soeben im Spiegel gesehen hatte. Der Unterschied war furchtbar. Er streifte sein Hemd bis über den Ellbogen auf, sah seinen Arm an, ließ den Ärmel wieder herabfallen, setzte sich auf die Ottomane und wurde düster wie die Nacht.

„Nichts da, nichts da!“ sagte er zu sich selbst, sprang auf, ging an den Tisch, blätterte in seinen Akten, fing an zu lesen — aber es ging nicht. Dann öffnete er die Thür und betrat den Saal. Die Thür nach dem Gastzimmer war geschlossen. Er näherte sich ihr auf den Fußspitzen und horchte.

„Ach nein, Du übertreibst,“ sagte Praskowja Fjodorowna.

„Meinst Du? Ich sage Dir . . . er ist ein toter Mann. Sieh doch nur seine Augen an, sie sind ganz glanzlos! Was fehlt ihm denn eigentlich?“

„Niemand weiß es. Nikolajew (das war der zweite Arzt) sagte etwas, aber ich weiß nicht mehr was. Leschtschetizkij (der berühmte Doktor) meint dagegen . . .“

Iwan Iljitsch zog sich in sein Kabinett zurück, legte sich hin und begann nachzudenken: „Die Niere, die Wanderniere . . .“ Er ließ nun alles an sich vorüber ziehen, was ihm die Ärzte gesagt hatten, wie sie sich losgelöst hat und wie sie nun umher zieht. Er suchte seine Phantasie anzustrengen, um sich dieser Niere zu bemächtigen, sie festzuhalten und zu fesseln. Es schien ihm, das müsse doch sehr leicht sein. „Nein, ich will nochmal zu Pjotr Iwanowitsch fahren.“ (Das war der Freund, dessen Freund ein Arzt war.) Er schellte nun, ließ anspannen und machte sich zum Ausfahren bereit.

„Wohin, Jean?“ fragte ihn seine Frau mit traurigem und ungewöhnlich gütigem Ausdruck.

Dieser ungewöhnlich gütige Ausdruck erregte seinen Zorn. Er blickte sie finster an.

„Ich muß zu Pjotr Iwanowitsch.“

Er fuhr nun zu dem Freund, dessen Freund ein Arzt war und fuhr dann mit ihm zu diesem Arzt. Er traf ihn an und sprach lange mit ihm.

Als er nun über die anatomischen und physiologischen

Einzelheiten dessen, was nach des Arztes Meinung in ihm vorging, klar wurde, begriff er alles.

Es war da ein Ding, ein ganz kleines Ding im Blinddarm. Aber das konnte man wegbringen, dann würde eine Aufsaugung stattfinden und die Genesung erfolgen. Zum Mittagessen kam er etwas verspätet nach Hause. Er aß, unterhielt sich ganz heiter, konnte sich aber nicht so bald in sein Kabinett zurückziehen, um zu arbeiten. Endlich ging er und fing an in den Akten zu lesen, zu arbeiten; aber das Gefühl, daß er noch eine wichtige, aufgeschobene Angelegenheit habe, die er nachher vornehmen müsse, verließ ihn nicht. Als er nun seine Arbeit beendet hatte, erinnerte er sich, daß diese wichtige Angelegenheit der Gedanke an den Blinddarm sei. Aber er verfolgte diesen Gedanken nicht, sondern ging ins Gastzimmer, um Thee zu trinken. Es waren Gäste da, auch der Untersuchungsrichter, der begehrenswerte Bräutigam der Tochter; man unterhielt sich, es wurde Klavier gespielt und gesungen. Iwan Iljitsch verbrachte den Abend, wie Praskowja Fjodorowna bemerkte, heiterer als sonst; aber er vergaß keinen Augenblick, daß er noch eine aufgeschobene, wichtige Sache, das Nachdenken über den Blinddarm, vor sich habe. Um 11 Uhr empfahl er sich und ging in sein Kabinett. Seit er krank war, schlief er allein, in einer kleinen Stube, neben dem Kabinett. Er kleidete sich aus, nahm einen Zolaschen Roman, las aber nicht, sondern dachte nach. Und in seiner Phantasie fand er die erwünschte Heilung des Blinddarms. Die Aufsaugung, die Entleerung ging vor sich und die normale Thätigkeit trat wieder ein. „Ja, das ist alles ganz schön,“ sagte er zu sich selbst, „aber man muß auch der Natur nachhelfen.“ Er erinnerte sich nun an die Arznei, stand auf, nahm ein, legte sich auf den Rücken und

gab Acht, wie wohlthätig die Arznei in seinem Innern wirkte und wie sie den Schmerz linderte. „Nur regelmäßig einnehmen und schädliche Einflüsse meiden; schon jetzt fühle ich mich etwas besser, sogar viel besser.“ Er befühlte seine Seite — sie schmerzte nicht. „Wirklich, ich fühle nichts, wahrhaftig, es ist schon weit besser.“ Er löschte das Licht aus und legte sich auf die Seite ... Der Blinddarm wird besser, die Aufsaugung beginnt. Aber plötzlich fühlte er wieder den bekannten, alten, dumpfen, nagenden Schmerz, den leisen, beharrlichen, aber unverkennbaren Schmerz, und nun auch den ekelhaften Geschmack. Im Herzen wühlt es, im Kopfe ein dumpfes Gefühl. „Mein Gott, mein Gott,“ dachte er, „schon wieder, immer wieder! Wird denn das niemals enden!“ Dann schien ihm plötzlich sein Zustand wieder ganz anders. „Der Blinddarm! Die Niere!“ dachte er. „Was Blinddarm und Niere, es handelt sich gar nicht darum, sondern um Leben oder — Tod. Ja, das Leben ... es flieht und ich kann es nicht aufhalten .... Wozu täusche ich mich eigentlich, allen ist es ja längst schon klar, nur ich allein will es immer noch nicht einsehen, daß ich sterben muß. Die Frage ist nur, wie viel Wochen, Tage noch ... oder vielleicht jetzt gleich? Aus Licht ist Finsternis geworden. Bis jetzt war ich hier und nun geht's dorthin! ... Aber wohin denn?“ ... Kälte durchschauerte ihn, der Atem stockte. Er vernahm nur noch das Klopfen seines Herzens.

„Wenn ich nicht mehr bin, was wird dann sein? ... Nichts wird sein. Aber wo werde ich denn sein, wenn ich nicht mehr bin? Also wirklich der Tod? ... Nein, ich will nicht! Er sprang auf, wollte ein Licht anzünden, suchte mit zitternden Händen umher, warf das Licht samt dem Leuchter zu Boden und sank aufs Kissen zurück. „Wozu denn? Es

ist ja doch alles ganz gleich," dachte er und stierte in die Finsternis. „Tod, ja Tod. Sie alle wissen von nichts, wollen nichts wissen, bedauern mich gar nicht. Da spielen sie nun (draußen im Gastzimmer wurde ein Ritournell gesungen). Es ist ihnen alles gleich, . . . aber auch sie werden sterben. Dummes Volk! Zuerst ich, dann sie; auch sie müssen sterben. Und sie freuen sich noch . . . die Bestien." Die Wut drohte ihn zu ersticken, es war ein qualvolles, unerträgliches Gefühl. „Sollten denn wirklich alle solche fürchterliche Qualen ausstehen müssen?" Er erhob sich.

„Es muß doch etwas nicht so sein, wie es sein soll; ich muß mich beruhigen, muß nochmal alles von vorne überlegen." Und nun begann er wieder nachzudenken. „Wie fing also die Krankheit an? Ich erhielt einen Stoß in die Seite, war aber nachher ebenso gesund, wie vorher; es schmerzte wohl ein wenig, dann wurde aber der Schmerz immer ärger, ich ging nun zum Arzt, dann wurde ich trübsinnig, bekam Angst, dann kamen wieder die Ärzte, und nun ging es immer näher dem Abgrund zu. Die Kräfte schwanden. Immer näher und näher. Nun bin ich abgemagert, entkräftet, die Augen sind glanzlos. Das ist der Tod — und ich denke noch an den Darm! Denke, ob man nicht den Darm wieder flicken könnte, und es ist doch der Tod. Ist er es aber auch wirklich?" . . . Und nun überfiel ihn wieder die Angst, er keuchte, richtete sich auf und suchte nach den Zündhölzern. Als er sich auf den Ellbogen stützte, fühlte er dort einen Schmerz; darüber ärgerte er sich, drückte stärker und stieß den Nachttisch um. Keuchend und verzweifelnd warf er sich auf den Rücken und glaubte sofort sterben zu müssen.

Unterdessen entfernten sich die Gäste. Praskowja Fjo-

dorowna begleitete sie bis ins Vorzimmer. Sie hörte den Fall und kam herein.

„Was ist mit Dir?"

„Nichts, habe etwas umgeschmissen."

Sie ging hinaus und brachte ein Licht. Er lag da, atmete hastig und schwer, wie einer, der weit gelaufen ist, und blickte sie starr an.

„Was ist mit Dir, Jean?"

„Nichts . . . Umgeworfen . . ." Was kann ich ihr sagen, dachte er, sie begreift ja doch nichts. Und sie begriff auch wirklich nichts, hob den Nachttisch auf, zündete ihm ein Licht an und eilte wieder hinaus, um noch einen Gast zu verabschieden.

Als sie zurückkehrte, lag er noch ebenso da, wie vorhin und stierte die Decke an.

„Wie geht es Dir . . . Es wird doch nicht schlimmer sein?"

„Ja."

Sie schüttelte den Kopf und setzte sich ein wenig zu ihm hin.

„Weißt Du, Jean, ich meine, man müßte Leschtschetizkij bitten, herzukommen."

Das heißt, den berühmten Arzt ins Haus kommen lassen, keine Kosten scheuen. Er lächelte höhnisch und sagte: nein. Sie blieb noch ein Weilchen da, trat dann zu ihm heran und küßte ihn auf die Stirn.

In diesem Moment, als sie ihn küßte, haßte er sie von ganzer Seele; er mußte sich überwinden, um sie nicht von sich zu stoßen.

„Gute Nacht, Gott gebe Dir eine ruhige Nacht."

„Ja."

VI.

Iwan Iljitsch sah nun ein, daß er sterben müsse und war in beständiger Verzweiflung.

Innerlich war er wohl überzeugt, daß er sterben müsse, aber er konnte sich nicht daran gewöhnen, konnte es auch nicht fassen, konnte es gar nicht begreifen.

Das Beispiel, das er nach Kiesewetters Logik als Syllogismus kennen gelernt hatte, „Cajus ist ein Mensch, Menschen sind sterblich, folglich ist Cajus sterblich“, schien ihm während seines ganzen Lebens nur in Bezug auf Cajus richtig, aber durchaus nicht auf ihn selbst anwendbar. Jenes war Cajus, ein Mensch im allgemeinen, und das war ganz richtig, er aber war doch nicht Cajus, nicht ein Mensch im allgemeinen; stets und immer war er ein von allen anderen durchaus verschiedenes Wesen; er war Wanja, der eine Mama, einen Papa, die Brüder Mitja und Wolodja, Spielzeug, einen Kutscher, eine Wärterin hatte. Dann hatte er seine Katinka mit allen Freuden, Leiden und Wonnen der Kindheit und Jugend. Und der Geruch des gestreiften Lederballs, den Wanja so sehr liebte, war der etwa für Cajus? Küßte denn Cajus der Mutter Hand so innig wie er, und freute sich denn Cajus so wie er über das Knistern des Seidenkleides der Mutter, wenn er mit der Hand darüber hinstrich? Und wer war es, der in der Rechtsschule so aufbegehrte, wenn er nicht genug Fleischpastetchen bekam? Und war es denn Cajus, der so verliebt war, konnte denn Cajus, so wie er, eine Sitzung leiten?

Cajus ist freilich sterblich, und es ist ganz richtig, daß Cajus sterben muß; aber ich, Wanja, Iwan Iljitsch, mit allen meinen Gedanken, meinem Empfinden — ich bin doch

etwas ganz anderes! Daß ich sterben sollte, ist doch ganz undenkbar, das wäre ja fürchterlich.

So empfand er.

Müßte ich wie Cajus sterben, so wüßte ich das auch, eine innere Stimme würde es mir sagen; aber ich fühle gar nichts ähnliches, und sowohl ich, wie auch alle meine Freunde verstanden es so, daß es uns nicht wie Cajus gehen könne. Und nun also doch? dachte er. Es kann nicht sein, es kann nicht sein — ist aber doch! Aber wie ist denn das, wie soll ich das verstehen?

Er konnte es nicht begreifen und suchte nun diesen Gedanken als sophistisch, falsch, krankhaft zu verscheuchen und ihn durch andere, richtige, gesunde Gedanken zu ersetzen. Aber jener Gedanke, und nicht nur jener Gedanke, sondern gleichsam die Wirklichkeit selbst, kehrte immer wieder zurück und blieb vor ihm stehen.

Anstatt diesem Gedanken nachzuhängen, rief er nun der Reihe nach andere Gedanken herbei und hoffte in ihnen Stützen zu finden. Er versuchte zu seinem früheren Gedankengang, der den Gedanken des Todes vor ihm verborgen hatte, zurückzukehren. Aber sonderbar, alles, was das Erkennen des Todes früher vor ihm verborgen, verdeckt, vernichtet hatte, konnte diese Wirkung jetzt nicht mehr hervorbringen. In letzter Zeit suchte Iwan Iljitsch seine früheren Empfindungen, die ihm den Tod verdeckten, immer wieder hervorzurufen. Er sagte sich dann: Ich will mich mit meinem Beruf beschäftigen, er war ja doch der Inbegriff und das Ziel meines Lebens! Dann ging er aufs Gericht, verscheuchte alle Zweifel, unterhielt sich mit seinen Kollegen, setzte sich nach alter Gewohnheit zerstreut hin, blickte sinnend auf die Menschenmenge und stützte sich mit seinen abgemagerten

Armen auf die Seitenlehnen des Eichensessels; wandte sich wie gewöhnlich zu seinen Kollegen, schob die Akten zur Seite, flüsterte ein paar Worte, richtete sich stramm auf, blickte gerade vor sich hin, sprach die gewohnten Worte und fing dann mit der gerichtlichen Prozedur an. Plötzlich aber, inmitten der Verhandlungen und diese gänzlich ignorierend, begann wieder der nagende Seitenschmerz. Iwan Iljitsch verfolgte ihn, verscheuchte den Gedanken daran, aber er ließ nicht ab und schließlich stand vor ihm — der Tod; er stellte sich dicht vor ihm hin und blickte ihn an. Iwan Iljitsch erstarrte, der Glanz seiner Augen erlosch und er fragte sich wieder: ist er es auch wirklich? ist er es, und ist das auch ganz gewiß? Seine Kollegen und seine Untergebenen sahen dann verwundert und betrübt, daß er, dieser glänzende, scharfsinnige Richter, verwirrt wurde und Fehler machte. Er suchte diese Gedanken von sich zu scheuchen, sich zu ermannen, und die Sitzung, so gut es ging, zu Ende zu führen. Dann kehrte er nach Hause zurück mit dem trostlosen Bewußtsein, daß sogar sein richterlicher Beruf ihm das nicht verbergen konnte, was er sich verbergen wollte, daß er ihn nicht vor dem Tod schützen könne. Das allerschlimmste aber war, daß er, der Tod, ihm nicht mehr deshalb erschien, damit er etwas thun solle, um ihm zu entgehen, sondern nur, damit er ihn sehen, ihm gerade in die Augen blicken und unaussprechlich leiden solle, ohne etwas dagegen thun zu können.

Um sich vor diesem Schreckbild zu retten, suchte Iwan Iljitsch nach Trost, nach Schutz; anscheinend gelang es ihm auch, sich für kurze Zeit zu schützen; bald aber genügte auch diese Schutzwand nicht mehr; teils fiel sie um, teils wurde sie so durchsichtig, daß er ihn — den Tod — wieder hindurchsehen und daß nichts ihn mehr verbergen konnte.

In letzter Zeit betrat er zuweilen das von ihm eingerichtete Gastzimmer, wo er damals gefallen war und für das er — wie er höhnisch lächelnd dachte — sein Leben geopfert; denn er wußte, daß seine Krankheit mit diesem Fall begonnen hatte. Er bemerkte einst auf dem lackierten Tisch eine Schramme, forschte nach der Veranlassung und fand sie in dem Bronzebeschlag eines Albums, der sich an einer Ecke losgebogen hatte. Er nahm dies teure, von ihm selbst liebevoll mit Photographien gefüllte Album in die Hand und mußte sich über die Nachlässigkeit seiner Tochter und ihrer Freunde ärgern; der Inhalt war zerrissen und beschmutzt. So gut es ging, suchte er alles wieder in Ordnung zu bringen und auch den Bronzebeschlag wieder zurecht zu biegen.

Dann kam ihm der Gedanke, dieses ganze Arrangement mit den Albums an eine andere Stelle, dort, in die Nähe des Blumentisches, zu bringen. Er rief seinen Diener, aber es kamen die Tochter und die Mutter, um ihm zu helfen. Sie waren jedoch anderer Meinung, widersprachen ihm, er stritt mit ihnen und ärgerte sich. Inzwischen dachte er nicht an ihn, den Tod, er sah ihn nicht und das war gut.

Als er nun selbst angriff, um den Tisch fortzurücken, sagte seine Frau: „aber erlaube doch, das können ja die Leute thun, Du könntest Dir wieder einen Schaden zufügen“ — da sah er ihn — den Tod — plötzlich wieder durch die Schutzwand hindurch. Er schimmerte hindurch und Iwan Iljitsch hoffte, er werde wieder verschwinden, aber dabei dachte er unwillkürlich an den Seitenschmerz und richtig, er war immer noch da, bohrte und nagte immer noch und nun konnte er ihn — den Tod — nicht mehr los werden; dort, hinter den Blumen stand er und blickte ihn an. Aber wozu denn das alles?

Sollte es denn wirklich wahr sein, daß ich hier, bei dieser Gardine, wie bei einem Sturm, mein Leben einbüßte? Ist das nicht fürchterlich — und einfältig? Es kann doch nicht sein! Kann nicht sein? — ist aber doch.

Er ging ins Kabinett, legte sich hin und blieb wiederum allein mit ihm, dem Tod. Unter vier Augen mit ihm allein und dennoch nichts mit ihm anfangen können. Nur immer ihn ansehen und — erstarren.

VII.

Wie es nun bis zum dritten Monat seiner Krankheit weiter ging, kann nicht geschildert werden, denn es ging langsam, unmerklich, Schritt vor Schritt vorwärts; aber alle, seine Frau, seine Tochter und sein Sohn, die Dienerschaft, die Bekannten, die Ärzte und auch er selbst, alle wußten, daß das Interesse an ihn nur noch darin bestand, zu wissen, wann er endlich den Platz räumen, wann er die Lebenden von dem Zwange befreien werde, den seine Gegenwart ihnen auferlegt, und wann er selbst von seinen Leiden befreit sein wird.

Er schlief immer weniger; man gab ihm Opium und spritzte ihm Morphium ein. Aber das half nur wenig. Der dumpfe Trübsinn, den er im Halbschlaf empfand, gewährte ihm anfangs zwar eine kleine Erleichterung, dann wurde es aber so schlimm wie früher, oder er fühlte sogar noch ärgere Schmerzen.

Man bereitete ihm besondere, vom Arzt verordnete Speisen, aber er bekam sie bald satt, sie wurden ihm immer ungenießbarer, widerlicher.

Um seine natürlichen Bedürfnisse verrichten zu können, mußten besondere Vorrichtungen getroffen werden und das

war ihm eine stete Qual. Diese Unreinlichkeit, das Unanständige, der Geruch und das Bewußtsein, daß ihm ein anderer behilflich sein müsse, peinigten ihn.

Aber bei diesen höchst unangenehmen Verrichtungen hatte Iwan Iljitsch dennoch einen Trost. Es war dies Gerassim, sein Diener, der ihm dabei half und der auch das Zimmer von den Unreinlichkeiten befreite.

Gerassim war ein reinlicher, frischer, junger Bauernbursche, bei dem die städtische Nahrung gut angeschlagen hatte. Er war immer heiter und sorglos. Der Anblick dieses stets reinlich und einfach gekleideten Menschen, der solche widerliche Arbeit verrichtete, war ihm zuerst unangenehm.

Als er sich einst vom Nachtstuhl erheben wollte und zu schwach war, seine Hosen empor zu ziehen, sank er auf einen Polsterstuhl nieder und blickte auf seine nackten, schwachen Lenden.

Da trat Gerassim herein; er hatte eine grobleinene Schürze um, ein reines Kattunhemd und derbe Stiefel an, die angenehm nach Teer rochen; auch einen Hauch frischer Winterluft brachte er mit sich herein. Mit aufgestreiften Ärmeln, die seine muskulösen, jungen Arme sehen ließen, trat er, ohne seinen Herrn anzublicken, offenbar um kein unangenehmes Gefühl in ihm zu erwecken, an das Nachtgeschirr heran.

„Gerassim,“ sagte Iwan Iljitsch mit schwacher Stimme.

Gerassim stutzte, er fürchtete etwas versehen zu haben und wandte nun sein frisches, jugendliches Gesicht, das nur einen leichten Anflug von Bart hatte, mit fragendem Blick dem Kranken zu.

„Was wünschen Sie?“

„Ich denke, das muß Dir doch unangenehm sein. Mußt

mich entschuldigen. Aber ich kann ja nicht . . ."

„I bewahre!" Gerassims Augen glänzten und aus dem freundlichen Gesicht blickten weiße Zähne hervor. „Weshalb sollte ich es nicht thun? Sie sind ja doch krank."

Mit gewandtem Griff und starkem Arm verrichtete er nun die gewohnte Arbeit und ging dann leichten Schrittes hinaus. Nach fünf Minuten war er wieder da.

Iwan Iljitsch lehnte noch immer wie vorhin im Sessel.

Als Gerassim das gereinigte Nachtgeschirr an seinen Platz gestellt hatte, rief ihn Iwan Iljitsch zu sich und sagte: „Bitte, hilf mir, hebe mich auf, ich bin zu schwach und Dmitrij ist nicht da."

Gerassim trat näher; mit kräftigem Arm umfaßte er den Kranken, hob ihn sanft empor, stützte ihn, zog ihm mit der anderen Hand die Beinkleider hoch und wollte ihn dann wieder hinsetzen. Aber Iwan Iljitsch bat, er möchte ihn ans Sofa führen. Gerassim schleppte ihn dorthin und setzte ihn sanft aufs Sofa.

„Danke! Wie Du das alles so leicht, so gut machst!"

Gerassim lächelte und wollte sich entfernen. Aber dem Kranken war in seiner Nähe so wohl, daß er ihn nicht gleich wieder fortlassen wollte.

„Höre mal, bitte, rücke mir den Stuhl näher . . . nein, den anderen, so, und nun lege mir die Füße darauf. Es ist mir leichter, wenn die Füße hoch liegen."

Gerassim brachte den Stuhl, stellte ihn leise hin und hob Iwan Iljitschs Füße hinauf. Es schien dem Kranken, als ob ihm leichter geworden wäre, während ihm Gerassim die Füße emporhob.

„Es ist mir besser, wenn meine Füße hoch liegen," sagte er. „Lege mir noch ein Kissen unter." Gerassim that es;

er hob die Füße wieder auf und schob ein Kissen darunter. Während Gerassim des Kranken Füße hielt, war es diesem wieder sehr wohl; aber als er sie hingelegt hatte, schien ihm das weniger zu behagen.

„Gerassim," fragte er, „bist Du jetzt beschäftigt?"

„Durchaus nicht, gnädiger Herr," sagte Gerassim, der in der Stadt schon etwas Lebensart gelernt hatte und sich anständig auszudrücken verstand.

„Was hast Du jetzt noch zu thun?"

„Nichts besonderes; es ist schier alles gethan, ich müßte nur noch zu morgen Holz spalten."

„Nun, dann halte mir die Füße ein wenig in die Höhe; kannst Du das?"

„O warum denn nicht, das kann ich schon." Er that es. Nun schien es dem Kranken, als ob er in dieser Lage gar keine Schmerzen mehr habe.

„Aber wie wird es nun mit dem Holz?"

„Ach, beunruhigen Sie sich nur nicht, damit hat es noch Zeit."

Iwan Iljitsch sagte nun, Gerassim solle sich hinsetzen und seine Füße halten; dann unterhielt er sich mit ihm. Und es war sonderbar, daß es ihm schien, als ob er sich, während Gerassim seine Füße hielt, besser fühle.

Von nun an ließ er Gerassim öfters zu sich kommen, legte ihm seine Füße auf die Schultern und unterhielt sich mit ihm. Gerassim that es gern, er war schlicht und gutmütig und Iwan Iljitsch war darüber gerührt. Aller anderer Leute Gesundheit, Kraft und Rüstigkeit verdroß ihn, aber Gerassims Kraft und Heiterkeit verdroß ihn nicht, sie erquickte ihn.

Am meisten peinigte den Kranken die Lüge. Allen

schien es selbstverständlich zu sein, daß er nur krank, nicht sterbend ist; er brauche nur ruhig zu sein und sich kurieren lassen, dann werde alles wieder gut und er selbst wieder gesund werden. Wußte er doch, daß alles, was man that, gar nichts nützte, daß die Folge davon höchstens noch längere qualvolle Leiden und der Tod sein werden. Diese Lüge peinigte ihn, es quälte ihn, daß man ihm das, was alle wissen und was er selbst weiß, nicht eingestehen will, sondern daß man ihn über seinen fürchterlichen Zustand belügt und ihn zwingt, sich an dieser Lüge zu beteiligen. Lügen und immer wieder lügen! Diese, im Hinblick auf seinen Tod hartnäckig aufrecht erhaltene Lüge drückte die fürchterliche, feierliche Thatsache seines bevorstehenden Todes auf das Niveau aller jener Oberflächlichkeiten — Visiten, Gardinen, Leckerbissen und dergl. — herab, und war für Iwan Iljitsch furchtbar peinlich. Und sonderbar, wenn man ihn so zu täuschen suchte, hatte er manchmal große Lust ihnen zuzurufen: Hört doch nur auf zu lügen, ihr wißt ja, ebenso gut wie ich es weiß, daß ich sterbe, also hört doch nur mit euren Lügen auf! Aber er fand nie den Mut, es wirklich zu thun. Das fürchterliche, schreckliche Faktum seines Sterbens wurde, wie er einsah, von allen, die ihn umgaben, zu einer zufälligen Unannehmlichkeit, gleichsam zu einer Unanständigkeit erniedrigt (ungefähr so, wie man jemand für unanständig hält, der in ein Gastzimmer tretend, einen üblen Geruch verbreitet) und zwar auf Grund des nämlichen Anstandsgefühls, dem er selbst während seines ganzen Lebens gehuldigt hatte; er sah, daß ihn niemand bemitleidete, denn niemand wollte seine Lage begreifen, niemand ihn bemitleiden. Nur Gerassim begriff seine Lage und hatte Mitleid mit ihm. Und daher fühlte er sich mit Gerassim allein am wohlsten. Es war

ihm eine Wohlthat, wenn dieser ihm die ganze Nacht hindurch seine Füße hielt und nicht schlafen gehen wollte. „Ach, beunruhigen Sie sich doch nur nicht, Iwan Iljitsch, ich werde schon noch ausschlafen.“ Manchmal duzte er ihn sogar und sagte: „Ja, wenn Du nicht krank wärst! Aber warum sollte ich Dir, dem Kranken, denn nicht dienen?“ Gerassim war der einzige, der nicht log; man konnte es ihm ansehen, daß er allein des Kranken Lage begriff und daß er es nicht für nötig hielt, zu verbergen, daß er seinen kranken, entkräfteten Herrn bemitleide. Einst, als Iwan Iljitsch ihn fortschickte, sagte er sogar:

„Wir müssen alle sterben. Also, weshalb sollte ich Ihnen da nicht so viel ich kann dienen?“ und damit wollte er sagen, daß ihm seine Arbeit eben deshalb nicht lästig sei, weil sie einem Sterbenden gewidmet ist und weil er hofft, daß sich auch für ihn jemand finden wird, der, wenn seine Zeit kommt, ihm den nämlichen Liebesdienst zu leisten gewillt ist.

Abgesehen von jener Lüge, oder infolge derselben, berührte es Iwan Iljitsch am peinlichsten, daß ihn niemand so bemitleidete, wie er es wünschte. Zuweilen, wenn er lange gelitten hatte, wünschte er mehr als alles andere, daß ihn jemand so bemitleiden möchte, wie man ein krankes Kind bemitleidet, obwohl er sich genierte, es zu bekennen. Er hätte es gern gesehen, wenn man ihn geliebkost, geküßt, Thränen über ihn vergossen hätte, wie man ein Kind liebkost und es zu trösten sucht. Er wußte, daß er eine angesehene Gerichtsperson ist, daß sein Bart ergraut ist, und daß es daher unpassend wäre, aber er wünschte es dennoch. Sein Vertrauensverhältnis zu Gerassim tröstete ihn deshalb, weil er fühlte, daß dieser ähnliches für ihn empfand. Iwan Iljitsch möchte gern selbst weinen, möchte geliebkost, beweint

sein, aber da kommt sein Kollege Schebeko, der über ihn nicht weint und ihn nicht liebkost; Iwan Iljitschs Gesicht nimmt einen tiefsinnigen, ernsten Ausdruck an und er äußert, wie gewohnt, seine Meinung über ein Kassationsurteil und besteht hartnäckig auf seine Meinung. Diese ihn umgebende und mehr noch die in ihm selbst vorhandene Lüge vergiftete seine letzten Lebenstage.

VIII.

Eines Morgens — für ihn war es nur deshalb Morgen, weil Gerassim fortging und Pjotr kam, der das Licht auslöschte, eine Gardine zurückschlug und geräuschlos aufräumte. Morgen und Abend, Werktag und Sonntag, für ihn war alles einerlei, alles das gleiche, ein nie aufhörender, qualvoller, nagender Schmerz, das Bewußtsein des fortwährend hoffnungslos erlöschenden, aber immer noch nicht erloschenen Lebens, der sich immer mehr nähernde, fürchterliche, verhaßte Tod, der allein Wirklichkeit, alles andere dagegen Lüge war. Was bedeuten da Tage, Wochen, Stunden? — Eines Morgens fragte ihn Pjotr:

„Befehlen Sie Thee?“

Er muß Ordnung machen, damit sein Herr des morgens Thee trinken kann, dachte Iwan Iljitsch und sagte: Nein.

„Wünschen Sie sich nicht aufs Sofa hinzulegen?“

Er muß das Zimmer in Ordnung bringen und ich hindere ihn daran; ich bin die Unreinlichkeit, die Unordnung, dachte er und sagte nur: Nein, laß mich.

Der Diener kramte noch eine Weile. Dann streckte Iwan Iljitsch die Hand aus. Pjotr eilte dienstwillig herbei.

„Was befehlen Sie?“

„Die Uhr.“

Pjotr reichte sie ihm.

„Halb neun. Ist man dort noch nicht aufgestanden?“

„Nein, gnädiger Herr. Wladimir Iwanowitsch (der Sohn) sind ins Gymnasium gegangen und Praskowja Fjodorowna haben befohlen, sie zu wecken, wenn Sie nach ihnen fragen. Befehlen Sie es?“

„Nein, ist nicht nötig.“ Ich könnte übrigens doch Thee trinken, dachte er und sagte: „Ja, bringe mir Thee.“

Pjotr wollte sich entfernen. Aber Iwan Iljitsch fürchtete sich vorm Alleinsein. Womit könnte ich ihn wohl zurückhalten? Ach ja, die Arznei. „Pjotr, gieb mir die Arznei.“ Warum denn auch nicht? Vielleicht hilft sie wirklich. Er nahm einen Löffel voll und schluckte die Medizin hinunter. Nein, sie hilft nicht. Alles Unsinn und Betrug — war sein Gedanke, als er den bekannten, süßlich-widrigen, ominösen Geschmack empfand. Nein, ich glaube nicht mehr daran. Aber dieser Schmerz, wozu nur immer dieser Schmerz; wenn er doch nur einen Augenblick aufhören wollte. Er stöhnte. Pjotr wandte sich um. „Nein, geh’ nur, bringe mir Thee.“ Als Iwan Iljitsch allein war, stöhnte er noch ärger, weniger vor Schmerz, so arg dieser auch war, als vor Seelenangst. Immer dasselbe, stets nur diese endlosen Tage und Nächte. Möchte es doch nur schneller .... Was denn? Der Tod? Die Finsternis? Nein, nein! Alles lieber als den Tod.

Als Pjotr mit dem Thee erschien, sah ihn Iwan Iljitsch lange zerstreut an; er schien gar nicht zu wissen, wer es ist und was er will. Pjotr war von diesem Blick betroffen. Als Iwan Iljitsch das bemerkte, ermannte er sich.

„Ah,“ sagte er „Thee, gut, stell’ ihn nur hin. Hilf mir beim Waschen und gieb mir ein reines Hemd.“

Iwan Iljitsch wusch sich nun die Hände und das Gesicht, er putzte seine Zähne, kämmte sich und besah sich dann im Spiegel; alles dies mit Ruhepausen dazwischen. Er fürchtete sich vor sich selbst, besonders aber fiel es ihm auf, wie sich die Haare flach an die bleiche Stirn anschmiegten.

Als man ihm das Hemd wechselte, wußte er, daß es ihm beim Anblick seines Körpers noch schrecklicher zumute sein werde, er sah deshalb gar nicht hin. Endlich war alles beendet. Er zog den Schlafrock an, bedeckte sich mit dem Plaid und setzte sich in den Lehnstuhl, um Thee zu trinken. Eine Minute lang fühlte er sich frischer, als er aber anfing, Thee zu trinken, da kam wieder jener Geschmack und auch der Schmerz war wieder da. Er zwang sich, den Thee auszutrinken und legte sich dann, mit ausgestreckten Beinen, wieder hin. Pjotr entließ er.

Immer das nämliche; kaum glänzt ein Tröpfchen Hoffnung, dann stürmt plötzlich wieder ein Ozean Verzweiflung heran, und dieser fortwährende Schmerz, immer dieser Schmerz und Trübsinn und ewig dasselbe. Wenn er allein ist, hat er fürchterliche Langeweile und möchte wohl jemand rufen, aber er weiß schon, daß in Gegenwart anderer ihm noch schlimmer zumute sein wird. Lieber wieder Morphium, das betäubt doch. Ich werde den Arzt fragen, ob er mir nicht noch was anderes geben kann. So halte ich es nicht länger aus, ich kann es unmöglich aushalten!

Stunden vergehen so. Nun schellt's im Vorzimmer. Vielleicht der Arzt? Richtig, er ist es. Frisch, rüstig, korpulent, heiter und mit einem Gesichtsausdruck, der da zu sagen scheint: Aha, Sie haben sich da über etwas geängstigt, aber warten Sie nur, das bringen wir gleich in Ordnung. Der Doktor weiß, daß dieser Gesichtsausdruck hier durchaus un-

passend ist, aber er hat ihn ein für alle Mal angenommen und kann ihn nicht wieder loswerden; es geht ihm wie einem, der des Morgens den Frack anzieht und den ganzen Tag Besuche machen muß.

Der Doktor reibt sich munter und zuversichtlich die Hände.

„Ich bin kalt; draußen ist starker Frost, muß mich erst etwas erwärmen" — sagt er mit einem Ausdruck, als ob man nur etwas zu warten brauche, bis er sich erwärmt hat und daß er dann alles wieder ins Geleise bringen werde.

„Nun, wie steht's?"

Iwan Iljitsch fühlt, daß der Doktor im Begriffe war, zu fragen: wie gehen die Geschäftchen? daß er aber eine so frivole Frage doch nicht stellen wollte; er fragte also: „Wie haben Sie die Nacht verbracht?"

Iwan Iljitsch sieht ihn mit einem Ausdruck an, als ob er sagen wollte:

„Wann wirst denn Du Dich endlich schämen lernen, so zu lügen!" Diese stumme Frage versteht aber der Arzt nicht.

Iwan Iljitsch antwortet daher:

„Immer so furchtbar wie sonst. Der Schmerz läßt nicht nach, geht nicht vorüber. Kann man denn gar nichts dagegen thun?"

„Ja, ja, so seid Ihr Patienten immer. Nun, jetzt bin ich, scheint's, erwärmt; sogar Praskowja Fjodorowna, die vorsichtige Gattin, wird gegen meine jetzige Temperatur nichts einwenden. Nun, guten Morgen," sagte er zu seinem Patienten und drückte ihm die Hand.

Jetzt hören aber die Späßchen auf und nun fängt er, mit ernster Miene, den Kranken zu untersuchen an: erst den Puls und die Temperatur, dann kommt das Klopfen und Aushorchen.

Iwan Iljitsch weiß ganz sicher, daß das alles Unsinn und Täuschung ist, als nun aber der Arzt, niederknieend und sich über ihn hinbeugend, sein Ohr bald höher, bald niedriger anlegt und mit wichtiger Miene allerlei gymnastische Übungen vornimmt, da überläßt er sich diesem Eindruck ebenso, wie er sich früher dem Eindruck der Reden überließ, die die Staatsanwälte und Advokaten hielten, obwohl er sehr gut wußte, daß sie lügen und weshalb sie lügen.

Während nun der Arzt auf dem Sofa knieend den Patienten noch einmal beklopfte, hörte man das Heranrauschen von Praskowja Fjodorownas Seidenkleid und ihren Vorwurf, weshalb man ihr die Ankunft des Arztes nicht gemeldet habe.

Sie betrat nun das Krankenzimmer, küßte ihren Mann und beteuerte, daß sie längst aufgestanden und daß es nur ein Mißverständnis sei, daß sie bei der Ankunft des Arztes nicht zugegen war.

Iwan Iljitsch betrachtete sie aufmerksam und in seinen Augen lag ein Vorwurf, daß sie so weiß und so rund ist, daß ihre Hände, ihr Hals so sauber, ihr Haar so glänzend und der Glanz ihrer Augen so lebhaft ist. Er haßt sie von ganzer Seele. Ihre Berührung vermehrt sein Leiden durch den Haß, den er gegen sie empfindet.

Ihr Verhalten zu ihm und zu seiner Krankheit ist immer das nämliche. Es ist ähnlich, wie das Verhalten des Arztes zu seinem Kranken; ebenso wie dieser das seinige nicht ändern kann, kann auch sie das ihrige nicht ändern. Sie wirft ihm vor, daß er nicht thue, was er thun sollte, daß er selbst an allem Schuld sei, und macht ihm liebevolle Vorwürfe darüber.

„Er folgt ja nicht, nimmt die Arznei nicht rechtzeitig

ein. Und dann legt er sich immer mit den Füßen so hoch, was doch sicherlich schädlich ist."

Sie erzählt nun dem Arzt, wie ihm Gerassim die Beine hoch halten muß.

Der Arzt lächelt liebenswürdig-verächtlich, als ob er sagen wollte: Was ist da zu machen, solche Dummheiten der Patienten muß man übersehen und verzeihen.

Als die Untersuchung vorüber war, blickte der Arzt auf seine Uhr und nun erklärte Praskowja Fjodorowna ihrem Mann, daß sie, ob er nun damit einverstanden sei oder nicht, den berühmten Arzt zu heute eingeladen habe, damit er mit Michail Danilowitsch (dem Hausarzt) gemeinsam ihn untersuchen und die weitere Behandlung feststellen möchte.

„Bitte, nur nicht widersprechen; ich wünsche das um meinetwillen," sagte sie ironisch und gab damit zu verstehen, daß sie es zwar seinetwegen thue, ihm aber nicht gestatten wolle, dagegen zu opponieren. Er schwieg verdrießlich und fühlte, daß die ihn umgebende Lüge alles so sehr verwirrt hat, daß es schwer sei, sich da zurecht zu finden.

Alles was sie angeblich seinetwegen that, that sie eigentlich nur ihretwegen und sagte ihm das auch, aber so, daß er, so unwahrscheinlich es auch klang, das Gegenteil davon glauben sollte.

Um halb zwölf Uhr kam nun auch der berühmte Arzt. Das Ausklopfen und Aushorchen begann abermals und dazu kamen noch die wichtigen Beratungen über Niere und Blinddarm in des Kranken Gegenwart und im Nebenzimmer; die Fragen und Antworten wurden mit so wichtiger Miene behandelt, daß, anstatt über Leben und Tod, die doch jetzt nur allein in Betracht kommen konnten, immer nur über Niere und Blinddarm deliberiert wurde, daß sie nicht so

funktionieren wie sie sollten und daß man sie jetzt zwingen müsse, ihre Schuldigkeit zu thun.

Der berühmte Arzt empfahl sich mit zwar ernster, aber doch nicht hoffnungsloser Miene. Auf die schüchterne Frage, die Iwan Iljitsch furcht- und hoffnungsvoll an ihn richtete, ob wohl Aussicht auf Genesung vorhanden sei, antwortete er, man könne zwar für nichts bürgen, die Möglichkeit sei aber vorhanden. Der Hoffnungsblick, den der Patient dem Doktor nachsandte, war so mitleiderweckend, daß Praskowja Fjodorowna, als sie das Kabinett verließ, um dem berühmten Arzt das Honorar zu überreichen, sogar weinte.

Der Hoffnungsstrahl, den des Doktors Äußerung in ihm erweckt hatte, war bald wieder erloschen. Iwan Iljitsch lag noch immer in dem nämlichen Zimmer, mit denselben Bildern, Gardinen, Tapeten, Arzneifläschchen, mit seinem leidenden Körper. Er begann nun wieder zu stöhnen; man machte ihm Einspritzungen und er verfiel in Bewußtlosigkeit.

Als er wieder zu sich kam, dämmerte es bereits; man brachte ihm das Mittagessen. Er aß mit Anstrengung einige Löffel Fleischbrühe, dann folgte wieder dasselbe Einerlei und wiederum die beginnende Nacht.

Nach dem Mittagessen, um 7 Uhr, kam Praskowja Fjodorowna zu ihm; sie war in Abendtoilette, mit hochgeschnürtem Busen und Spuren von Puder im Gesicht. Schon am Morgen hatte sie ihn daran erinnert, daß sie mit den Kindern ins Theater fahren werde. Sarah Bernhard war angekommen; sie hatten eine Loge genommen, er selbst hatte es gewünscht. Jetzt dachte er nicht mehr daran und daher verletzte ihn ihr Staat. Als er sich aber erinnerte, daß er selbst darauf bestanden hatte, eine Loge zu nehmen, da unterdrückte er seine Empfindlichkeit, um den

Kindern den bildenden und ästhetischen Genuß nicht zu verkümmern.

Selbstzufrieden hatte Praskowja Fjodorowna das Krankenzimmer betreten, aber sie hatte dennoch ein gewisses Schuldgefühl. Sie setzte sich zu ihm, erkundigte sich nach seinem Befinden, er bemerkte aber, daß sie es nur zum Schein that, nicht um es zu erfahren, denn es war da gar nichts zu erfahren. Dann erzählte sie, warum sie ins Theater mitfahren müsse, daß die Loge doch schon gemietet sei, daß Helene, die Tochter und Petrischtschew (der Untersuchungsrichter und Bräutigam) hinfahren, und daß man die jungen Leute doch nicht allein lassen könne. Ihr wäre es ja viel lieber, bei ihm zu bleiben. Aber er solle doch ja alles thun, was der Arzt verordnet hat.

„Kann Fjodor Dmitrijewitsch (der Verlobte) jetzt eintreten? Auch Lisa möchte den Vater noch sehen.“

„Mögen sie kommen.“

Die Tochter erschien nun zuerst. Sie war festlich gekleidet; ihr jugendlicher Oberkörper war entblößt, gleichsam zur Schau ausgestellt. Sie war kräftig, gesund und offenbar auch verliebt; des Vaters Krankheit, Leiden, vielleicht gar sein Tod, die ihrem Glück im Wege waren, haßte sie.

Auch Fjodor Dmitrijewitsch trat ein. Er war im Frack, modisch frisiert, hatte einen langen, muskulösen Hals, der in einem weißen Kragen eingezwängt war, seine Brust umschloß eine weit und tief ausgeschnittene Weste, seine Lenden waren mit glattsitzenden schwarzen Beinkleidern bekleidet, weiße Handschuhe und ein Klapphut vervollständigten seinen Anzug.

Unbemerkt trat auch der Gymnasiast herein; er hatte eine neue Uniform und Handschuhe an; der arme Kerl sah

fürchterlich blau unter den Augen aus und Iwan Iljitsch wußte, was das bedeutet. Er bemitleidete seinen Sohn; dessen verschüchtertes und erbärmliches Aussehen war wirklich bedauernswürdig. Iwan Iljitsch war überzeugt, daß außer Gerassim ihn nur noch Walodja begreife und bemitleide.

Alle nahmen nun Platz und erkundigten sich nach seinem Befinden. Dann trat ein Schweigen ein. Endlich fingen Lisa und ihre Mutter sich zu streiten an, wer von ihnen das Opernglas habe; jede behauptete, die andere müsse es haben. Es war eine höchst unangenehme Szene.

Fjodor Dmitrijewitsch erkundigte sich, ob Iwan Iljitsch die Sarah Bernhard schon gesehen habe. Der Gefragte verstand erst gar nicht, was man von ihm wissen wollte, dann aber verneinte er es und fragte dagegen:

„Haben Sie sie schon früher gesehen?"

„Ja, in Adrienne Lecouvreur."

Praskowja Fjodorowna wußte nun auch, in welchen Stücken die Bernhard besonders gut sei. Lisa widersprach ihrer Mutter. Dann wurde über den Realismus und die ästhetische Eigenart ihres Spiels gesprochen, — ein Gespräch wie alle solche Gespräche.

Mitten in dieser Unterhaltung blickte Fjodor Dmitrijewitsch auf den Patienten und verstummte plötzlich. Auch die anderen sahen ihn an und schwiegen. Iwan Iljitsch starrte mit funkelnden Augen vor sich hin; man sah es ihm an, daß er über sie entrüstet war. Man wollte ihn auf andere Gedanken bringen, wußte aber nicht wie. Dies fatale Schweigen mußte aufhören. Aber niemand wagte es, etwas zu sagen und alle fürchteten, man werde anstandshalber eine banale Lüge vorbringen und dadurch die Wahr-

heit verraten. Endlich entschloß sich Lisa, das Schweigen zu brechen; sie wollte die Gedanken von dem, was alle fühlten, abwenden, verplapperte sich aber.

„Wenn wir fahren wollen, so wäre es jetzt die höchste Zeit," sagte sie und blickte dabei auf ihre Uhr, ein Geschenk des Vaters. Dabei sah sie den jungen Mann, ihren Verehrer, verstohlen-lächelnd an, als ob sie ihn an etwas erinnern wollte, was nur er allein wußte. Dann stand sie, mit ihrem Kleide rauschend, auf.

Alle erhoben und verabschiedeten sich. Dann fuhren sie fort.

Nun erst atmete Jwan Jljitsch auf: die Lüge war fort, sie hatte sich mit ihnen entfernt, aber der Schmerz war dageblieben. Immer derselbe Schmerz, dasselbe Angstgefühl; nicht ärger, aber auch nicht leichter. Das Allgemeinbefinden wurde aber immer schlechter.

Wieder verging eine Minute nach der andern, eine Stunde nach der andern, endlos und doch immer näher dem fürchterlichen, unvermeidlichen Ende.

„Schicke mir Gerassim her," antwortete Jwan Jljitsch auf Pjotrs Frage.

IX.

Spät in der Nacht kehrte die Frau heim. Leise, auf den Fußspitzen betrat sie das Krankenzimmer, aber ihr Mann hörte sie dennoch. Er öffnete die Augen, schloß sie aber gleich wieder. Sie wollte Gerassim fortschicken und selbst dableiben. Aber er öffnete die Augen wieder und sagte: „nein, — geh!"

„Leidest Du sehr?"

„Ist ganz gleich.“

„Nimm Opium ein.“

Damit war er einverstanden und er nahm es ein. Sie ging fort.

Bis gegen drei Uhr lag er in qualvollem Halbschlaf. Es schien ihm, man wolle ihn, mit seinem Schmerz, in einen engen, tiefen, schwarzen Sack stecken, ihn immer tiefer hineinschieben, ohne ihn hindurch drücken zu können. Diese für ihn so peinliche Prozedur verursachte ihm große Qualen. Er fürchtet sich, will dort hindurch fallen, kämpft und müht sich ab. Plötzlich stürzte er, fiel — und erwachte. Gerassim, der stets Getreue, ist bei ihm, er sitzt auf dem Bette und auf seinen Schultern liegen die mit Strümpfen bedeckten, abgezehrten Beine des Kranken. Das Licht mit dem Lichtschirm und die unaufhörlichen Schmerzen — alles ist wie bisher.

„Kannst nun gehen, Gerassim,“ flüstert er.

„Macht nichts, kann noch hier bleiben.“

„Nein, geh nur jetzt.“.

Er ließ die Beine herabsinken, legte sich auf die Seite und bemitleidete sich selbst. Als nun Gerassim ins andere Zimmer gegangen war, konnte er die Thränen nicht mehr unterdrücken und begann wie ein Kind zu weinen. Er weinte über seine Hilflosigkeit, über seine fürchterliche Vereinsamung, über die Hartherzigkeit der Menschen, über Gottes Unbarmherzigkeit, über Gottes Abwesenheit.

„Warum thatest Du das? Weshalb brachtest Du mich so weit? Wofür denn, wofür marterst Du mich so furchtbar?“

Eine Antwort erwartete er nicht, und doch weinte er, weil ihm keine Antwort wurde und nicht werden konnte. Abermals fing nun der Schmerz an, aber er rührte sich

nicht und rief auch niemand. Er sprach zu sich selbst: „Nur immer zu, schlage nur zu! Aber wofür denn? Was that ich Dir denn, wofür denn?“

Dann ward er ruhig, hörte auf zu weinen und sogar zu atmen; mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte er — nicht auf eine in Tönen redende — sondern auf die innere Stimme, auf den Gang der Gedanken, die in ihm aufstiegen.

„Was willst Du?“ war der erste, durch Worte ausdrückbare Begriff, den er vernahm.

„Was willst Du? Was willst Du?“ wiederholte er sich. „Was denn? Nicht leiden, leben will ich,“ antwortete er.

Und wiederum lauschte er mit gespannter Aufmerksamkeit; er strengte sich so sehr an, daß er sogar seinen Schmerz darüber vergaß.

„Leben! Aber wie leben?“ fragte seine innere Stimme.

„Ja, leben, so wie ich früher lebte, gut, angenehm.“

„Wie Du früher lebtest, gut und angenehm?“ fragte die Stimme. Und nun erinnerte er sich wieder der schönsten Momente seiner angenehmen Vergangenheit. Aber sonderbar, alle diese schönsten Momente seines vergangenen Lebens erschienen ihm jetzt gar nicht mehr so, wie sie ihm damals erschienen waren. Alle, außer den ersten Kindheitserinnerungen. Damals, in der Kindheit, hatte er wirklich noch Angenehmes, Lebenswertes erlebt; ach, wenn es doch wieder zurückkehren könnte. Aber der Mensch, der diese Annehmlichkeit des Lebens empfunden hatte, war nicht mehr; es war ihm wie die Erinnerung an einen anderen.

Als er sich nun an das erinnerte, wie und was er, Iwan Iljitsch, geworden und jetzt noch war, da verschwanden alle jene scheinbaren Freuden; sie verwandelten sich in Nichtigkeiten und häufig sogar in Gemeinheiten.

Und je weiter er sich von der Kindheit entfernte, je näher er zur Gegenwart kam, desto nichtiger und zweifelhafter erschienen ihm jene Freuden. In der Rechtsschule ging es an. Dort gab es noch etwas wahrhaft Gutes, da war noch Fröhlichkeit und Freundschaft, da gab es noch Hoffnungen. In den höheren Klassen wurden die guten Momente schon seltener. Dann in der ersten Zeit seiner dienstlichen Laufbahn, beim Gouverneur, kamen wieder gute Momente zum Vorschein. Später aber geriet alles durcheinander und das Gute wurde immer seltener. Und so ging es immer weiter, und je weiter, desto schlimmer.

Die Heirat — eine Zufälligkeit; dann die Enttäuschung, die Ausdünstung seiner Frau, die Sinnlichkeit, die Heuchelei! . . . Dann dieser sterile Dienst, die Geldsorgen . . . ein Jahr, zwei, zehn, zwanzig Jahre — immer dasselbe. Je länger, desto steriler. Es war, als ob es fortwährend abwärts gehe und man sich einbildet, es gehe aufwärts. Und so war es auch. In der öffentlichen Meinung stieg ich zwar, aber das eigentliche, das wahre Leben entschlüpfte mir. Nun bist du fertig, stirb also.

Aber was bedeutet denn das? Weshalb denn? Das kann ja doch nicht sein! Ist es denn möglich, daß sein Leben so sinnlos, so nichtswürdig war? Und wenn es wirklich so nichtsnutzig und sinnlos war, wozu denn sterben, leiden und sterben? Da muß doch etwas nicht richtig sein!

Vielleicht lebte ich nicht so, wie ich sollte, kam ihm plötzlich in den Sinn. Aber wie denn, ich that doch alles, wie sich's gebührt! sagte er zu sich selbst und verscheuchte damit diese einzige wahre Lösung des Lebensrätsels und des Todesproblems, als etwas durchaus Unmögliches.

Aber was willst du denn jetzt? — Leben! — Wie leben?

So wie du im Gericht lebtest? Wenn der Exekutor rief: „Das Gericht kommt!“ ... Das Gericht kommt, das Gericht kommt, wiederholte er nun. Jetzt ist es da, das Gericht. Aber bin ich denn schuldig? rief er wütend aus. Wofür? Was that ich denn? Er weinte nun nicht mehr, drehte sich zur Wand um und dachte und fragte nur immer: Weshalb denn, wofür das Entsetzliche?

Aber soviel er auch nachdachte, eine Antwort fand er nicht. Und als ihm der schon oft gekommene Gedanke immer wieder kam, daß er deshalb leiden müsse, weil er nicht so gelebt hat, wie er hätte leben sollen, da erinnerte er sich an die ganze Lauterkeit seines unbescholtenen Lebens und er verscheuchte diesen seltsamen Gedanken.

X.

Wieder vergingen zwei Wochen. Iwan Iljitsch stand jetzt nicht mehr vom Sofa auf. Im Bette wollte er nicht bleiben. Während dieser ganzen Zeit lag er fast stets zur Wand gekehrt, überdachte und durchlitt einsam immer dieselben unerklärbaren Leidensgedanken. Was ist das? Ist es wirklich der Tod? Und die innere Stimme antwortete ihm, ja, es ist der Tod. Weshalb diese Qualen? Die Stimme antwortete: so, deshalb. Das war alles; weiter gab es nichts.

Ganz am Anfange seiner Erkrankung, seit der Zeit, als Iwan Iljitsch das erstemal zum Arzt fuhr, spaltete sich sein Leben in zwei entgegengesetzte Stimmungen, die sich gegenseitig ablösten. Bald war es die Verzweiflung und die Erwartung des unbegreiflichen, fürchterlichen Todes, bald wieder die Hoffnung und die peinliche Beobachtung der Funktionen

seines Körpers; bald kam ihm die Niere und der Blinddarm in den Sinn, die sich weigerten, ihre Pflicht zu erfüllen, bald war es wieder der unbegreifliche, fürchterliche Tod, vor dem es keine Rettung gab.

Diese zwei Stimmungen wechselten seit dem Beginn der Krankheit fortwährend; aber je mehr die Krankheit vorwärts schritt, desto problematischer und phantastischer erschien ihm die Vorstellung von der Niere, desto bestimmter und positiver die Erkenntnis des herannahenden Todes.

Er brauchte sich nur zu erinnern, was er noch vor drei Monaten war und was er jetzt ist und wie es mit ihm stets gleichmäßig bergab ging, um jeden Hoffnungsgedanken aufzugeben.

In der letzten Zeit dieser Einsamkeit, während er, das Gesicht der Wand zugekehrt, dalag; — einer Einsamkeit inmitten der volkreichen Stadt, zahlreicher Bekannten und seiner Familie; einer Einsamkeit, die weder auf dem Grunde des Meeres, noch unter der Erde vollständiger sein konnte, — in der letzten Zeit dieser fürchterlichen Einsamkeit, lebte Iwan Iljitsch nur noch in der Erinnerung an die Vergangenheit. Ein Bild der Vergangenheit nach dem andern zog an ihm vorüber. Es fing stets mit dem zunächst liegenden an, gelangte dann bis zur Kindheit, seiner entferntesten Vergangenheit, und dort blieb es stehen. Sah er die gekochten Pflaumen, die man ihm jetzt vorsetzte, so erinnerte er sich an die runzlichen, französischen Pflaumen in seiner Kindheit, an ihren eigenartigen Geschmack und an die starke Speichelabsonderung beim Abnagen des Kerns. Diese Erinnerung rief wieder ganze Reihen von Erinnerungen aus jener Zeit in ihm wach: seine Wärterin, seine Brüder, seine Spielsachen. . . . „Fort damit, es schmerzt zu sehr!“ sagte er sich dann und wandte sich wieder

der Gegenwart zu. Die Knöpfe an der Rückenlehne des Sofas und die Falten des Saffians zogen dann seine Aufmerksamkeit auf sich. „Der Saffian ist teuer und nicht dauerhaft; um dieses Saffian willen hatte er einen Streit. Aber da war noch ein anderer Saffian, um dessentwillen er gleichfalls Streit gehabt hatte; es war das Portefeuille seines Vaters, sie hatten es zerrissen und wurden dafür bestraft. Aber die Mutter brachte ihnen Kuchen. Nun trat wieder die Kindheit vor seine Augen und das schmerzte ihn wieder; er scheuchte diese Erinnerung von sich und suchte an andere Dinge zu denken.

Parallel mit dem Gange dieser Erinnerungen tauchten in seiner Seele andere Erinnerungen auf; wie seine Krankheit entstand, zunahm und wuchs. Es ging ihm hierbei ebenso wie dort: je weiter in die Vergangenheit zurück, desto mehr Leben. Auch dort war mehr Gutes im Leben und mehr Leben an und für sich. Beides floß in einander. Wie sich die Leiden immer mehr verschlimmerten, so ging es auch mit dem Leben, es wurde immer schlimmer und schlimmer, dachte er. Dort, weit hinten, am Anfange des Lebens, war ein Lichtpunkt; dann wurde es immer dunkler und dunkler, rascher und immer rascher. Das Beispiel von dem Stein, der mit vermehrter Schnelligkeit abwärts fliegt, kam ihm in den Sinn. Das Leben, eine Reihe sich stets vermehrender Leiden, fliegt schneller und immer schneller dem Abgrund, den fürchterlichsten Leiden, dem Ende zu. „Ich fliege . . .“ Er fuhr zusammen, regte sich, wollte Widerstand leisten, wußte aber schon, daß es vergeblich sei; und abermals blickte er, ermüdet vom Hinstarren, aber unfähig, das, was vor ihm war, nicht zu sehen, auf die Rücklehne des Sofas und erwartete den fürchterlichen Sturz, Aufprall und

Untergang. „Widerstand leisten ist unmöglich,“ sagte er sich. Aber wenn ich nur begreifen könnte, wozu das ist? Auch das ist unmöglich. Zu erklären wäre es allenfalls, wenn ich sagen könnte, daß ich nicht so gelebt habe, wie ich leben sollte. Aber das kann ich doch nicht zugeben,“ sagte er zu sich selbst und erinnerte sich dabei an die Pflichtmäßigkeit, Rechtlichkeit und Anständigkeit seines Lebens. „Das zuzugeben ist unmöglich,“ sagte er sich und verzog die Lippen zu einem Lächeln, als ob jemand dieses Lächeln sehen und dadurch getäuscht werden könnte. „Es giebt keine Erklärung! Qualen, Tod . . . Weshalb?“

XI.

So vergingen zwei Wochen. Während dieser Zeit trat das von Iwan Iljitsch und seiner Frau ersehnte Ereignis ein: Petrischtschew hielt um die Hand ihrer Tochter an. Es geschah dies an einem Abend. Am folgenden Tag kam Praskowja Fjodorowna zu ihrem Mann und überlegte nun, wie sie ihm Fjodor Dmitrijewitschs Werbung beibringen könne; aber in der vorhergegangenen Nacht hatte sich Iwan Iljitschs Zustand verschlimmert. Praskowja Fjodorowna fand ihn auf dem Sofa, aber in einer veränderten Lage. Er lag auf dem Rücken, stöhnte und blickte starr vor sich hin.

Sie fing damit an, ihn an die Arznei zu erinnern. Er wandte ihr seinen Blick zu, der so voller Haß war daß sie in ihrer Rede stecken blieb.

„Um Christi willen, laß mich ruhig sterben,“ sagte er.

Sie wollte sich entfernen, es kam aber die Tochter hinzu und trat an den Vater heran, um ihn zu begrüßen. Auch sie blickte er wie seine Frau an und auf ihre Frage,

wie er sich befinde, sagte er trocken, er werde sie alle bald von seiner Gegenwart befreien. Beide verstummten, blieben noch eine Weile da und entfernten sich dann.

„Als ob wir daran schuld sind?“ sagte Lisa zu ihrer Mutter. „Er thut gerade so, als ob wir seine Krankheit verschuldet hätten! Papa thut mir leid, aber wozu braucht er denn uns zu quälen?“

Der Arzt erschien zur gewöhnlichen Stunde. Jwan Jljitsch antwortete ihm Ja und Nein, ohne seinen haßerfüllten Blick von ihm abzuwenden; schließlich sagte er noch:

„Sie wissen ja selbst, daß sie mir nicht helfen können, also lassen Sie mich doch in Ruhe.“

„Wir können die Leiden lindern,“ sagte der Doktor.

„Auch das können Sie nicht, — verlassen Sie mich.“

Der Doktor ging ins Gastzimmer; er teilte der Frau mit, daß es mit dem Kranken sehr schlimm stehe; das einzige Mittel sei noch Opium, um die Leiden zu lindern, die fürchterlich sein müssen.

Der Arzt sagte, des Kranken physische Leiden müssen fürchterlich sein, und das war auch richtig. Fürchterlicher aber waren seine moralischen Leiden, diese waren es, die ihn am meisten quälten.

Die moralischen Leiden bestanden darin, daß ihm in dieser Nacht, als er Gerassims schläfriges, gutmütiges Gesicht betrachtete, plötzlich einfiel: „wie aber, wenn mein ganzes Leben, mein bewußtes Leben, dennoch nicht so war, wie es hätte sein müssen?“

Es kam ihm nun in den Sinn, daß das, was er früher für unmöglich gehalten hatte, nämlich, daß er nicht so gelebt hatte, wie er hätte leben sollen, wahr sein könnte. Es kam ihm in den Sinn, daß seine seltenen, schüchternen Ver-

suche, dasjenige zu bekämpfen, was seine Vorgesetzten, die höchsten Autoritäten, als gut anerkannten, daß gerade diese schüchternen Versuche, die er sofort wieder niederzukämpfen pflegte, daß vielleicht nur sie das Richtige getroffen hatten, daß alles Übrige aber vielleicht falsch gewesen war. Sein Dienst sowohl, wie auch seine Lebensweise, seine Familie, alle die gesellschaftlichen und dienstlichen Interessen, waren vielleicht gar nicht das Wahre, das Richtige. Er versuchte nun dies alles vor sich selber zu rechtfertigen. Schließlich aber fühlte er doch, daß alles, was er zu verteidigen sich bemühte, eitel und bedeutungslos, daß da gar nichts zu verteidigen war.

„Und wenn es nun wirklich so ist," sagte er zu sich, „und ich mit dem Bewußtsein, daß ich alles, was mir gegeben war, vergeudet habe, das Leben verlassen muß, wenn nichts mehr wieder gut zu machen ist, was dann?" Er legte sich auf den Rücken und begann nun über sein ganzes Leben nachzudenken. Jedesmal, wenn er des morgens den Diener, seine Frau, seine Tochter, den Arzt sah, bestätigte ihm jede ihrer Bewegungen, jedes ihrer Worte, die fürchterliche Wahrheit, die sich ihm in jener Nacht aufgedrängt hatte. In ihnen erkannte er sich selbst, er erkannte alles das, wodurch er gelebt hatte und sah nun klar, daß das alles nicht das Richtige, daß es ein fürchterlicher, kolossaler Trug war, der Leben und Tod vor ihm verhüllt hatte. Diese Erkenntnis vermehrte, verzehnfachte seine physischen Leiden. Er stöhnte und wälzte sich hin und her, er riß sich die Kleidung vom Leibe, die ihn beengte und ihn zu ersticken drohte. Und darum haßte er sie.

Man gab ihm eine große Dosis Opium und er wurde bewußtlos. Gegen Mittag begann aber der Paroxis-

mus aufs neue. Er trieb alle hinaus und wälzte sich hin und her.

Nun kam seine Frau zu ihm und sagte:

„Jean, mein Liebling, gelt, Du thust es mir zuliebe... Es kann ja keinesfalls schaden... vielleicht aber hilft es sogar.... Warum solltest Du es auch nicht thun? Thun es doch auch Gesunde."

„Was? Kommunizieren? Wozu? Ist nicht nötig! Übrigens..."

Sie fing an zu weinen.

„Nicht wahr, mein Freund, Du willigst ein? Ich lasse unseren Geistlichen holen; er ist so liebenswürdig.."

„Schön, sehr gut," erwiderte er.

Als der Geistliche kam und ihn beichten ließ, wurde er sanft und es schien ihm, als ob seine Zweifel und damit auch seine Leiden schwänden; es schien ihm sogar ein Hoffnungsstrahl. Er dachte nun wieder an den Blinddarm und an die Möglichkeit der Genesung. Mit Thränen in den Augen empfing er das Abendmahl.

Als man ihn dann hinlegte, war es ihm eine Weile leichter zumute, er hoffte wieder, daß er am Leben bleiben könne und dachte über die Operation nach, die man ihm empfohlen hatte. „Leben, leben will ich!" sagte er zu sich. Die Frau kam nun zum gratulieren; sie that es mit den üblichen Redensarten und fügte dann noch hinzu:

„Nicht wahr, Du fühlst Dich jetzt besser?"

Ohne sie anzusehen antwortete er: „Ja."

Ihre Kleidung, ihre Gestalt, der Ausdruck ihres Gesichts, der Ton ihrer Stimme, alles sagte ihm immer dasselbe: „Es ist alles nicht so, wie es sein müßte. Alles, wodurch Du lebtest und lebst, ist Trug und Täuschung, die Leben und

Tod vor Dir verbergen." Und kaum hatte er das gedacht, da spürte er wieder den Haß und mit dem Haß auch die qualvollen, physischen Leiden und mit diesen Leiden kam ihm auch wieder die Gewißheit des unvermeidlichen, nahen Endes. Nun kam wieder etwas Neues hinzu: ein Bohren, Reißen und Stechen und eine größere Atemnot.

Als er „ja" sagte, war der Ausdruck seines Gesichts fürchterlich. Dann blickte er sie starr ins Gesicht, warf sich, trotz seiner Schwäche, auf den Bauch und schrie:

„Fort, fort! Verlaßt mich!"

XII.

Von nun an schrie er drei Tage lang ohne Unterlaß; sein Geschrei war so fürchterlich, daß man es in weiter Entfernung nicht ohne Entsetzen anhören konnte. In demselben Moment, als er seiner Frau antwortete, war er überzeugt, daß er verloren sei, daß von Genesung keine Rede mehr sein könne und daß sein Ende nahe sei; seine Zweifel waren aber noch immer nicht gelöst und sie blieben auch ungelöst.

„Hu! hu! Huhu!" schrie er in verschiedenen Tonarten.

„Ich will nicht!" rief er dann wieder dazwischen.

Während dieser drei Tage existierte die Zeit nicht mehr für ihn; er zappelte in dem schwarzen Sack, in den ihn eine unsichtbare, unwiderstehliche Macht hineinstieß. Er suchte sich zu befreien, wie sich ein zum Tode Verurteilter aus den Händen des Henkers loszureißen sucht, obwohl er weiß, daß keine Rettung möglich ist. Mit jeder Minute empfand er es mehr, daß er trotz aller Anstrengungen und Kämpfe sich dem, was ihn so schreckte, immer mehr näherte. Er fühlte, daß seine Qual auch daher kam, daß er durch dieses schwarze

Loch hindurch zu kommen suchte und mehr noch daher, weil ihm das nicht gelingen wollte. Das kam aber daher, weil er überzeugt war, daß sein Leben gut gewesen sei. Diese Rechtfertigung seines Lebens fesselte ihn und ließ ihn nicht vorwärts kommen und das quälte ihn am meisten.

Plötzlich fühlte er einen Stoß auf die Brust und in die Seite, die Atemnot wurde noch ärger, er fiel durch das Loch und dort unten fing es an, hell zu werden. Er fühlte etwas, was er früher schon, im Eisenbahnwagen, empfunden hatte, wenn er vorwärts zu fahren glaubte und doch rückwärts fuhr und wie er dann plötzlich die wahre Richtung erkannte.

„Ja, das alles war nicht das Richtige," dachte er, „aber das macht nichts. Es kann noch wieder gut werden. Aber was denn eigentlich?" dachte er und ward plötzlich still.

Es geschah dies gegen Ende des dritten Tages, zwei Stunden vor seinem Tode. Der junge Gymnasiast hatte sich zu seinem Vater hereingeschlichen und war an dessen Bett getreten. Der Sterbende schrie verzweiflungsvoll und schlug mit den Händen um sich. Seine Hand traf des Gymnasiasten Kopf. Dieser ergriff sie, drückte sie an seine Lippen und weinte.

Dies war der Moment, wo Iwan Iljitsch durchzufallen glaubte, wo er das Licht erblickte und wo es ihm klar wurde, daß sein Leben nicht so, wie es sein sollte, gewesen war; daß es aber noch geändert werden könne. Er fragte sich, was denn nun eigentlich das richtige Leben sein müsse, ward still und lauschte. Nun fühlte er, daß man seine Hand küßte. Er öffnete die Augen und sah seinen Sohn. Er fühlte Mitleid mit ihm. Seine Frau kam dazu. Er warf ihr einen Blick zu. Sie sah ihn mit offenem Munde an, ihre Nase und Wangen waren thränenfeucht, — sie that ihm leid.

„Ja, ich verursache ihnen Qualen," dachte er. „Sie bejammern mich wohl, aber wenn ich tot bin, werden sie aufatmen." Er wollte das sagen, hatte aber nicht mehr die Kraft dazu. „Übrigens, wozu auch sprechen, es muß geschehen," dachte er. Mit einem Blick auf seinen Sohn stammelte er:

„Fortführen . . . jammert mich . . . Du auch . . ." Er wollte noch „Verzeiht!" hinzufügen, versprach sich aber und konnte es nicht mehr korrigieren; dann bewegte er die Hand, als ob er damit sagen wollte: Er, der es wissen soll, wird mich schon verstehen.

Nun wurde es ihm plötzlich klar, daß das, was ihn quälte und was er nicht ausfindig machen konnte, auf einmal von allen Seiten herbeikam. Sie jammerten ihn und er muß sorgen, daß sie nicht mehr leiden; er muß sie und sich selbst von allen Leiden befreien. „Wie ist doch das gut und einfach," dachte er. „Aber der Schmerz?" fragte er sich. „Wohin damit? Nun, Schmerz, wo bist du?"

Er lauschte.

„Richtig, er ist noch da. Nun, meinetwegen, was ist denn dabei? Mag es doch schmerzen!"

„Und der Tod? Wo ist er?"

Er forschte nach seiner früheren Todesfurcht und fand sie nicht. „Wo ist sie geblieben? Was ist das, der Tod?" Eine Furcht war gar nicht mehr da, weil es für ihn auch keinen Tod mehr gab.

An des Todes Stelle sah er Licht.

„Das ist es also!" sagte er plötzlich laut. „Welch ein Glück!"

Dies alles drängte sich für ihn in einem Moment zusammen und die Bedeutung dieses Moments änderte sich

nicht mehr. Für die Anwesenden währte seine Agonie noch zwei Stunden. In seiner Brust brodelte es, sein ausgemergelter Körper zuckte. Dann wurde das Brodeln und Zucken immer seltener.

„Es ist vorbei!" sagte jemand.

Er hörte noch diese Worte und wiederholte sie innerlich. Der Tod ist vorbei, es giebt keinen Tod mehr, dachte er.

Er atmete noch einmal tief auf, konnte aber nicht mehr ausatmen; sein Körper streckte sich, er war tot.

Wandelt, dieweil ihr das Licht habt!

I.

Es geschah dies unter der Regierung des römischen Kaisers Trajan, hundert Jahre nach Christi Geburt, als noch Schüler von Christi Schülern lebten und die Christen noch festhielten an dem Gesetz des Lehrers, wie es in der Apostelgeschichte gesagt ist.

Die Menge aber der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele; auch sagte keiner von seinen Gütern, daß sie sein Eigen wären, sondern es war ihnen alles gemein. Und mit großer Kraft gaben die Apostel Zeugnis von der Auferstehung des Herrn Jesu, und war große Gnade bei ihnen allen. Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn wie viele ihrer auch waren, die da Äcker oder Häuser hatten, verkauften sie dieselben und brachten das Geld des verkauften Guts und legten es zu der Apostel Füßen, und man gab einem jeglichen, was ihm not war. (Apostelgeschichte IV, 32—35.)

Es lebte in diesen ersten Zeiten im Lande Cilicien, in der Stadt Tarsus, ein reicher, syrischer Kaufmann Juvenal, der mit Edelsteinen handelte. Er stammte von gemeinen, armen Leuten ab, erwarb aber durch Arbeit und Geschicklichkeit in seinem Geschäfte Reichtum und die Achtung seiner

Mitbürger. Er bereiste viele Länder, und obwohl er nicht gelehrt war, hatte er doch viel erfahren und kennen gelernt, und die Städter achteten ihn wegen seines Verstandes und seiner Rechtschaffenheit. Sein Glaube war der römische, heidnische, den alle geachteten Leute des römischen Reichs bekannten und dessen Gebräuche seit des Kaisers Augustus Zeiten streng erfüllt werden mußten und die auch der regierende Kaiser Trajan streng erfüllte. Das Land Cilicien ist von Rom weit entfernt, es wurde aber von einem römischen Statthalter verwaltet, und alles was in Rom geschah, mußte auch in Cilicien befolgt werden, und die Statthalter eiferten ihren Kaisern nach.

Juvenal erinnerte sich noch aus seiner Kindheit an die Erzählungen, wie Nero in Rom gehaust hatte, er sah dann, wie ein Kaiser nach dem andern umgekommen war und als verständiger Mann erkannte er auch, daß es in der römischen Religion nichts Heiliges gab und daß alles nur Werke von Menschenhänden waren. Die Thorheit des ganzen Lebens das ihn umgab, besonders aber dessen, was in Rom vorging, wo er Geschäfte halber hinkam, konnte er häufig nicht begreifen. Es stiegen wohl Zweifel in ihm auf, aber er konnte nicht alles übersehen und schrieb es daher seinem Mangel an Bildung zu.

Er war verheiratet und hatte vier Kinder gehabt, von denen aber drei in jungen Jahren gestorben waren; nur ein Knabe, Namens Julius, war ihm übrig geblieben.

Diesem Julius widmete nun Juvenal alle seine Liebe und Sorgfalt. Insbesondere wollte er seinen Sohn so erziehen, daß ihm die Zweifel über das Leben, die ihm selbst so viel Leid verursacht hatten, erspart bleiben sollten. Als Julius fünfzehn Jahre alt war, gab er ihn zu einem weisen

Mann in die Lehre, der sich in ihrer Stadt niedergelassen hatte und Jünglinge unterrichtete. Gleichzeitig übergab Juvenal diesem weisen Mann auch einen Gefährten des Julius, den Pamphilius, welcher der Sohn eines seiner freigelassenen, aber schon gestorbenen Sklaven war. Die Jünglinge standen im gleichen Alter, beide waren schön und mit einander befreundet.

Beide Jünglinge lernten fleißig und beide waren auch gut geartet. Julius zeichnete sich hauptsächlich im Studium der Dichter und in der Mathematik aus, während Pamphilius sich mehr zur Philosophie hinneigte. Ein Jahr bevor sie ihre Studien beendigt hatten, erklärte Pamphilius seinem Lehrer, daß seine verwitwete Mutter in die Stadt Daphne ziehen wolle und daß er daher seine Studien aufgeben müsse. Der Lehrer bedauerte den Verlust dieses Schülers, der ihm Ehre gemacht hatte und auch Juvenal bedauerte dessen Fortgang, am meisten aber schmerzte es den Julius. Trotz aller Bitten, dazubleiben und den Unterricht fortzusetzen, blieb Pamphilius unbeugsam, er dankte seinen Freunden für ihre Liebe und ihre Sorge um ihn und trennte sich dann von ihnen.

Es vergingen nun zwei Jahre; Julius hatte seine Studien beendet und während dieser ganzen Zeit seinen Freund nicht wieder gesehen.

Einst begegnete er ihm auf der Straße, lud ihn zu sich ein und befragte ihn über seinen Aufenthaltsort und über seine Lebensweise. Pamphilius erzählte ihm, daß er noch immer mit seiner Mutter an demselben Orte wohne.

„Wir leben nicht allein," sagte er, „sondern gemeinsam mit vielen Freunden, mit denen wir alles teilen."

„Wie ist das zu verstehen?" fragte Julius.

„Keiner von uns hält irgend etwas für sein Eigentum.“

„Aber weshalb geschieht das?“

„Wir sind Christen,“ sagte Pamphilius.

„Wirklich?“ rief Julius. „Man sagte mir doch, die Christen töten Kinder und verzehren sie? Daran kannst Du doch unmöglich teilnehmen?“

„Komme zu uns und überzeuge Dich,“ erwiderte Pamphilius, „wir treiben nichts Ungewöhnliches und bemühen uns nur, nichts Böses zu thun.“

„Aber wie kann man denn leben, ohne etwas sein eigen zu nennen?“

„Wir ernähren uns. Wie wir für unsere Brüder arbeiten, so arbeiten auch sie für uns.“

„Wenn nun aber Eure Brüder die Früchte Eurer Arbeit annehmen, aber die ihrigen nicht hergeben wollen, wie dann?“

„Solche giebt es nicht,“ sagte Pamphilius, „derartige Menschen lieben im Luxus zu leben und kommen nicht zu uns, wir leben einfach, ohne Luxus.“

„Aber es giebt doch so viele Müßiggänger, die froh sind, wenn man sie umsonst ernährt.“

„Solche giebt es allerdings und wir nehmen sie gern auf. Unlängst kam ein solcher, ein entlaufener Sklave zu uns, anfangs war er freilich träge und führte ein schlechtes Leben, dann aber änderte er seine Lebensweise und jetzt ist er unser guter Bruder.“

„Wenn er sich nun aber nicht gebessert hätte?“

„Auch solche giebt es. Unser ehrwürdiger Kirill sagt, solche müsse man am meisten lieben und mit ihnen, wie mit den teuersten Brüdern umgehen.“

„Aber kann man denn Nichtswürdige lieben?“

„Man kann nicht umhin, den Menschen zu lieben.“

„Aber wie könnt Ihr denn allen das geben, um was sie Euch bitten?“ fragte Julius. „Würde mein Vater allen Bittenden geben, so hätte er bald selbst nichts mehr.“

„Das verstehe ich nicht,“ sagte Pamphilius, „das Notwendigste haben wir immer. Und sollte es vorkommen, daß wir nichts zu essen und nichts um unsere Blöße zu bedecken haben, dann bitten wir andere darum und sie geben es uns. Doch kommt das nur selten vor. Ich war nur einmal in der Lage, ohne Abendbrot schlafen gehen zu müssen, und das kam daher, weil ich sehr ermüdet war und nicht zu einem Bruder hingehen wollte, um ihn um Speise zu bitten.“

„Ich begreife nicht, wie Ihr das macht,“ sagte Julius, „mein Vater sagt, wenn man das Eigene nicht behütet und allen Bittenden giebt, kann man selbst verhungern.“

„Wir verhungern nicht. Komm' und überzeuge Dich. Wir leben, ohne Mangel zu leiden und haben sogar noch viel Überfluß.“

„Aber wie ist denn das möglich?“

„Das kommt daher: Wir alle bekennen dasselbe Gesetz, aber die Kraft, es zu erfüllen, ist bei dem einen größer, bei dem anderen geringer. Der eine ist bereits auf einer höheren Stufe des tugendhaften Lebens angelangt, während der andere es erst beginnt. Vor uns allen steht aber Christus, wir alle suchen sein Leben nachzuahmen, und nur darin allein sehen wir unser Heil. Manche der unsrigen, wie der ehrwürdige Kirill und die Frau Pelagia, gehen voran, andere bleiben zurück, noch andere bleiben noch weiter zurück, alle aber gehen denselben Weg. Die, welche voran gehen, haben sich dem Gesetze Christi, der Selbstverleugnung, schon ge-

nähert; sie opferten ihre Seele, um sie wieder zu gewinnen. Diese brauchen nichts, sie schonen sich nicht und geben, nach Christi Gesetz, auch das letzte dem Bittenden hin. Es giebt aber auch schwächere, solche, die nicht alles hingeben können, die nachlassen und sich schonen, wenn ihnen die gewohnte Kleidung und Nahrung fehlt; diese geben nicht alles hin. Es giebt auch noch schwächere, solche die erst unlängst auf den rechten Weg gelangt sind, diese leben noch nach alter Art, sie behalten viel für sich und geben nur das Überflüssige fort. Diese aber, die Zurückgebliebenen, kommen den vorderen zu Hilfe. Überdies sind wir auch alle mit den Heiden verwandt. Des einen Vater ist ein Heide, der ein Gut besitzt und der seinem Sohn einen Teil von seiner Habe giebt. Der Sohn aber teilt es mit den Bittenden, und der Vater giebt es ihm wieder. Des anderen Mutter ist eine Heidin, sie hat Mitleid mit ihrem Sohn und hilft ihm. Der dritte hat heidnische Kinder, deren Mutter eine Christin ist, und ihre Kinder helfen der Mutter, teilen mit ihr und bitten, sie möchte es nicht weiter geben; sie aber nimmt es aus Liebe zu ihren Kindern an, teilt es aber dennoch mit anderen. Der vierte hat eine heidnische Frau. Die fünfte einen heidnischen Mann. Und sie leben alle unter einander, und die vorderen möchten wohl auch das letzte hergeben, können es aber nicht. Dadurch werden auch die Schwachen im Glauben unterstützt und es kommt viel Überfluß zusammen."

Darauf erwiderte Julius:

„Wenn es sich aber wirklich so verhält, so weicht Ihr anscheinend dennoch von der Lehre Christi ab und beobachtet nur den Schein. So Ihr nicht alles hingebt, ist zwischen Euch und uns kein Unterschied. Ich meine, wenn man ein

Christ ist, so muß man alles erfüllen: alles hingeben und ein Bettler sein."

„Das wäre das beste," sagte Pamphilius. „Und so sollst Du es auch thun."

„Ja, das werde ich auch, wenn ich sehe, daß Ihr es thut."

„Wir wollen gar nichts zeigen. Und ich rate Dir auch nicht, zu uns zu kommen und zum Schein Dein jetziges Leben aufzugeben; das, was wir thun, thun wir nicht um des Scheines willen, sondern nach unserem Glauben."

„Was heißt das, nach dem Glauben?"

„Nach dem Glauben bedeutet, daß die Erlösung von den Übeln der Welt, vom Tode, nur in dem Leben nach der Lehre Christi zu finden ist. Was die Menschen von uns sagen, ist uns gleichgültig. Was wir thun, geschieht nicht wegen der Menschen, sondern weil wir darin das Leben und das Heil erblicken."

„Nicht für sich selbst leben, kann man nicht," sagte Julius, „die Götter haben uns so geschaffen, daß wir uns mehr als andere lieben und nach Freuden streben. Und Ihr thut das nämliche. Du sagst selbst, daß es unter Euch auch solche giebt, die sich schonen. Diese werden immer mehr nach Freuden streben, sie werden Euren Glauben verlassen und das thun, was auch wir thun."

„Nein," erwiderte Pamphilius, „die unsrigen gehen einen anderen Weg und werden nie nachlassen, sondern immer mehr erstarken, so wie das Feuer niemals verlöschen wird, wenn man immer Holz nachlegt. Eben darin besteht der Glaube."

„Ich begreife diesen Glauben nicht."

„Unser Glaube besteht darin, daß wir unser Leben so auffassen, wie Christus es uns erklärt hat.“

„Und wie ist das?“

„Christus erzählte folgende Parabel: Es lebten Winzer in einem fremden Weinberg und sollten dem Besitzer desselben Pacht zahlen. — So leben auch wir Menschen in der Welt und sollten Gott Pacht zahlen, d. h. seinen Willen erfüllen. Aber jene Menschen, die nach dem weltlichen Glauben lebten, meinten, der Weinberg gehöre ihnen und sie brauchen nichts dafür zu bezahlen, sondern können nur dessen Früchte genießen. Da sandte der Besitzer zu diesen Leuten einen Mann, um von ihnen das Pachtgeld zu fordern; sie aber vertrieben ihn. Da sandte der Besitzer seinen Sohn nach dem Pachtgeld, sie aber töteten ihn, und meinten nun, es werde sie niemand mehr belästigen. Dies ist nun der weltliche Glaube, nach dem alle Weltmenschen leben, die es nicht anerkennen, daß das Leben ihnen nur dazu gegeben ward, um Gott zu dienen. Christus aber lehrte uns, daß der weltliche Glaube, der da lehrt, daß es dem Menschen besser ist, wenn er den Abgesandten und den Sohn des Besitzers vertreibt und keine Pacht zahlt, ein falscher Glaube ist, denn es bleibt ihnen keine Wahl: entweder sie müssen Pacht zahlen oder sie werden aus dem Weinberg vertrieben. Er lehrte uns, daß alle Freuden, die wir Freuden nennen: Essen, Trinken und Vergnügungen, keine Freuden sein können, wenn unser Leben darin besteht, sondern daß sie nur dann Freuden sind, wenn wir nach etwas anderem, nach der Erfüllung des Willens Gottes streben, und daß diese Freuden erst dann als ein wahrer Lohn auf die Erfüllung des Willens Gottes folgen. Will man die Freuden genießen, ohne sich die Mühe zu geben, Gottes

Willen zu erfüllen, will man von seiner Arbeit nur allein Freuden haben, so ist das so, wie wenn man die Stengel der Blumen abreißen und sie ohne Wurzel einpflanzen wollte. Daran glauben wir und darum können wir nicht nach Lug und Trug streben, sondern nach der Wahrheit. Unser Glaube besteht darin, daß das Heil des Lebens nicht die irdischen Freuden sind, sondern daß es die Erfüllung des Willens Gottes ist, ohne an Freuden zu denken und ohne auf sie zu hoffen. Und so leben wir, und je länger wir leben, desto mehr erkennen wir, daß die Freuden und das Heil auf die Erfüllung des Willens Gottes folgen, wie das Rad der Deichsel folgt. Unser Lehrer sagte: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet mein Joch auf euch und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig und ihr werdet Ruhe für eure Seelen finden. Denn mein Joch ist das Heil und meine Last ist leicht."

So sprach Pamphilius. Julius hörte ihm zu und sein Herz wurde bewegt, aber was Pamphilius gesagt hatte, war ihm noch unklar; es schien ihm, als ob ihn Pamphilius täusche; als er aber in die treuen Augen seines Freundes blickte, erinnerte er sich seiner Herzensgüte und es schien ihm nun, daß Pamphilius sich selbst täusche. Dieser lud Julius ein, zu ihnen zu kommen, um ihr Leben kennen zu lernen und wenn es ihm gefalle, um dort zu bleiben und mit ihnen zu leben.

Julius versprach es ihm zwar, ging aber nicht hin, sondern führte sein bisheriges Leben fort und vergaß sein Versprechen.

II.

Julius' Vater war reich, er liebte seinen einzigen Sohn, war stolz auf ihn und sparte kein Geld für ihn. Julius lebte, wie reiche junge Leute gewöhnlich zu leben pflegen: in Müßiggang, Luxus und sittenlosen Unterhaltungen, die stets die nämlichen waren und es auch bis jetzt noch sind: Wein, Spiel und sittenlose Weiber.

Die Vergnügungen, an denen Julius Gefallen fand, erforderten aber immer mehr Geldmittel und schließlich fehlten ihm diese Mittel. Einst bat er seinen Vater um größere Summen, als die ihm gewöhnlich bewilligten. Der Vater gab sie ihm zwar, machte ihm aber Vorwürfe. Der Sohn fühlte sich zwar schuldig, wollte es aber nicht eingestehen; er wurde zornig und grob gegen seinen Vater, wie es solche zu thun pflegen, die sich schuldig fühlen, es aber nicht eingestehen wollen. Das vom Vater erhaltene Geld war sehr bald verthan und gleichzeitig geriet Julius mit einem seiner betrunkenen Genossen in eine Schlägerei, wobei er einen Menschen tötete. Der Stadthauptmann erfuhr das und wollte Julius gefangen nehmen, sein Vater erwirkte ihm jedoch Verzeihung. Während dessen brauchte Julius aber zu seinen Ausschweifungen noch mehr Geld, das er sich bei einem seiner Genossen entlieh, dem er es wieder zu erstatten versprach. Auch verlangte seine Geliebte Geschenke von ihm, ein Perlenhalsschmuck gefiel ihr, und er wußte, daß, wenn er ihren Wunsch nicht erfüllt, sie ihn verlassen und sich mit einem Reichen verbinden würde, der sich schon lange vergebens bemüht hatte, sie ihm abspenstig zu machen. Julius wandte sich nun an seine Mutter und sagte ihr, daß er Geld brauche, und daß,

wenn er die ihm notwendige Summe nicht erhält, er sich töten werde.

Er meinte, nicht er selbst, sondern sein Vater sei daran schuld, daß er sich in einer solchen Lage befand. „Der Vater hat mich an ein luxuriöses Leben gewöhnt, mir aber dann die dazu nötigen Mittel verweigert,“ sagte er. „Hätte er mir, ohne mir Vorwürfe zu machen, dasjenige gleich gegeben, was er mir nachher gab, so hätte ich mich danach eingerichtet und würde nicht Mangel gelitten haben; da er mir aber stets zu wenig gab, mußte ich mich an Wucherer wenden und diese haben mich ausgesogen. Um nun ein Leben zu führen, wie ich es als reicher Jüngling führen muß, blieb mir nichts anderes übrig, und ich konnte mich vor meinen Kameraden nicht bloßstellen. Das will nun mein Vater nicht begreifen. Er hat wohl vergessen, daß er selbst jung war. Daß ich in diese Lage geraten bin, daran ist also er schuld, und wenn er mir jetzt nicht giebt, was ich brauche, so töte ich mich.“

Die Mutter, die ihren Sohn stets verwöhnt hatte, ging nun zum Vater. Dieser rief seinen Sohn und machte ihm und der Mutter Vorwürfe. Der Sohn gab ihm grobe Antworten und der Vater schlug ihn. Da ergriff der Sohn des Vaters Hände. Nun rief dieser Sklaven herbei, ließ seinen Sohn binden und ihn einsperren.

Als Julius allein war, verfluchte er seinen Vater und sein Leben.

Sein eigener Tod oder der seines Vaters schien ihm das einzige Mittel zu sein, um aus der Lage, in der er sich befand, herauszukommen.

Julius Mutter litt noch mehr als der Sohn. Sie kümmerte sich nicht darum, wer an alledem schuld sein könnte. Ihr that nur das geliebte Kind leid und sie ging zu ihrem

Mann, um dessen Verzeihung zu erflehen. Dieser wollte sie gar nicht anhören und warf ihr vor, daß sie ihren Sohn verzogen habe; sie gab ihm seine Vorwürfe zurück und schließlich schlug der Mann seine Frau. Die Mutter kehrte sich aber nicht daran, ging zu dem Sohn und überredete ihn, zum Vater hinzugehen und ihn um Verzeihung zu bitten. Dafür wollte sie ihm, hinter dem Rücken des Vaters, das Geld geben, dessen er bedürfte. Der Sohn willigte ein und die Mutter ging nun zu ihrem Mann und bat ihn, dem Sohn zu verzeihen. Der Vater schalt beide noch lange, verzieh dann aber dem Sohn unter der Bedingung, daß er sein liederliches Leben aufgeben und die Tochter eines reichen Kaufmanns heiraten solle, die er ihm freien wollte.

„Er bekommt dann von mir Geld und die Mitgift seiner Frau,“ sagte der Vater, „und damit kann er dann ein ordentliches Leben beginnen. Verspricht er, meinen Willen zu erfüllen, so verzeihe ich ihm. Jetzt aber gebe ich ihm nichts, und läßt er sich wieder etwas zu schulden kommen, so liefere ich ihn der Obrigkeit aus.“

Julius war mit allem einverstanden, und wurde freigelassen. Er versprach zwar zu heiraten und sein Lasterleben aufzugeben, hatte aber nicht die Absicht, es zu thun.

Das Leben im elterlichen Hause wurde ihm jetzt zur Hölle; der Vater sprach nicht mit ihm, zankte seinetwegen mit der Mutter und diese weinte.

Bald darauf rief sie ihren Sohn zu sich und übergab ihm heimlich einen kostbaren Edelstein, den sie dem Vater entwendet hatte.

„Geh' und verkaufe ihn, aber nicht hier, sondern in einer anderen Stadt und erledige mit dem Erlös, was Du erledigen mußt; ich werde das Abhandenkommen des Steins eine Zeit

lang vertuschen, und sollte es dennoch herauskommen, so schiebe ich die Schuld auf einen der Sklaven.

Diese Worte der Mutter rührten des Sohnes Herz. Er entsetzte sich über das, was sie gethan hatte, nahm den Edelstein nicht an und entfernte sich aus dem Hause.

Wohin und weshalb er fort ging, wußte er selbst nicht. Immer vorwärts, immer weiter fort, aus der Stadt hinaus ging er; er fühlte das Bedürfnis, allein zu sein, wollte alles überlegen, was mit ihm geschehen war und was ihn noch erwartete. Als er nun immer weiter kam, geriet er schließlich in den heiligen Hain der Göttin Diana.

Als er nun an einen einsamen Ort gelangt war, begann er nachzudenken. Sein erster Gedanke war, die Hilfe der Göttin zu erflehen. Aber er glaubte nicht mehr an seine Götter und wußte daher, daß von ihnen keine Hilfe zu erwarten sei. Von wem aber sonst? Es kam ihm gar zu sonderbar vor, daß er selbst über seine Lage nachdenken solle. Verwirrung und Finsternis herrschten in seiner Seele. Aber er wußte nichts anderes zu thun, als sich an sein Gewissen zu wenden, sein ganzes Leben und alle seine Handlungen zu prüfen. Diese sowohl, wie auch jenes fand er nun nicht nur schlecht, sondern sogar einfältig. Wozu hatte er sich wohl so geplagt? Weshalb hatte er seine Jugendjahre zerstört? Freuden waren daraus nur selten entstanden, aber viel Kummer und Unglück. Die Hauptsache war jedoch, daß er sich vereinsamt fühlte. Früher hatte er doch die liebende Mutter, den Vater, sogar Freunde; jetzt hatte er niemand mehr. Es liebte ihn niemand, er war allen zur Last. Er hatte es so weit gebracht, daß er nun allen im Wege war: für die Mutter war er die Ursache, daß sie sich mit dem Vater entzweit hatte; für den Vater war er ein Verschwender

der durch die Arbeit eines ganzen Lebens gesammelten Reichtümer; für seine Freunde war er ein gefährlicher, unangenehmer Nebenbuhler. Alle mußten wünschen, daß er sterben möchte.

Als er nun über sein Leben so nachdachte, erinnerte er sich an Pamphilius, an seine letzte Begegnung mit ihm, und daß dieser ihn eingeladen hatte, ihn bei den Christen zu besuchen. Und da entschloß er sich, gar nicht nach Hause zurückzukehren, sondern direkt von hier aus zu den Christen zu gehen und bei ihnen zu bleiben.

„Aber ist denn meine Lage wirklich so verzweifelt?" überlegte er wieder und er rief sich abermals alles, was mit ihm geschehen war, ins Gedächtnis zurück; und abermals erschrak er darüber und es schien ihm, daß ihn niemand lieben könne und daß auch er niemand liebe. Mutter, Vater und Freunde liebten ihn nicht und mußten seinen Tod herbeisehnen; aber liebte denn er jemand? Die Freunde etwa? Er fühlte, daß er niemand liebe. Alle waren seine Nebenbuhler, alle mitleidslos gegen ihn, der jetzt im Elend war. Den Vater? fragte er sich nun, und er empfand Entsetzen, als er bei dieser Frage einen Blick in sein Herz that. Er liebte ihn nur nicht, er haßte ihn sogar, weil er ihn, seinen Sohn, bedrängt und beleidigt hatte. Aber er haßte ihn nicht nur, sondern es wurde ihm sogar klar, daß er nur durch des Vaters Tod glücklich werden könne.

„Und was würde ich wohl thun," fragte sich Julius, „wenn ich wüßte, daß es niemand sieht und daß niemand es erfährt, wenn ich ihm mit einem Schlage sein Leben rauben und mich befreien könnte?"

Und Julius antwortete: „Ja, ich würde ihn töten!" Aber als er sich diese Antwort gab, entsetzte er sich vor sich selbst.

Und die Mutter? Ja, ich bedaure sie wohl, aber ich liebe sie nicht; es ist mir gleichgültig, was mit ihr geschieht, ich brauche nur ihre Hilfe . . . Ja, ich bin ein wildes Tier, ein verscheuchtes, gehetztes Wild, und unterscheide mich von einem wilden Tier nur dadurch, daß ich, wenn ich will, dieses trügerische, böse Leben verlassen, daß ich mich töten kann, was das Tier nicht thun kann. Den Vater hasse ich, niemand, weder Mutter noch Freunde, liebe ich . . . oder vielleicht Pamphilius allein?

Und nun dachte er wieder an diesen. Es fielen ihm ihr letztes Beisammensein, ihr Gespräch und Pamphilius' Worte ein, daß Christus gesagt haben soll: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch erquicken. Ist denn das wirklich wahr?

Er sann nach, erinnerte sich an das milde, furchtlose und freudige Gesicht seines alten Freundes und sehnte sich darnach, das glauben zu können, was Pamphilius gesagt hatte.

„Was bin ich denn nun eigentlich," sagte er zu sich, „wer bin ich? Ein das Heil suchender Mensch. Ich suchte es in den Lüsten und fand es nicht. Und alle, die so leben wie ich, finden es auch nicht. Alle sind böse und alle leiden. Aber da ist ein Mensch, der immer freudig ist, weil er nichts begehrt. Er sagt, daß es viele solche Menschen giebt und daß alle, die ihres Meisters Lehren befolgen, auch so werden. Wie, wenn das wahr wäre? Wahrheit oder nicht, es zieht mich dorthin und ich gehe zu ihnen."

So sprach Julius zu sich selbst, verließ den Hain und beschloß, nicht wieder nach Hause zurückzukehren, sondern nach dem Dorfe zu gehen, wo die Christen wohnen.

III.

Rüstig und frohgemut ging er vorwärts und je weiter er kam, desto lebhafter stellte er sich das Leben der Christen vor; je mehr er sich alles dessen erinnerte, was ihm Pamphilius erzählt hatte, desto freudiger wurde ihm zumute. Die Sonne sank bereits, es wurde Abend, und er wollte sich ausruhen; da sah er am Wege einen ruhenden Mann, der sein Vesperbrot verzehrte. Es war ein Mann in mittleren Jahren, mit einem klugen Gesicht. Er saß da und aß Oliven und Brotkuchen. Als er Julius erblickte, lächelte er und sagte zu ihm:

„Guten Tag, Jüngling, Dein Weg ist noch weit, setze Dich und ruhe aus.“ Julius dankte und setzte sich. „Wohin gehst Du?“ fragte der Unbekannte.

„Zu den Christen,“ antwortete Julius. Ein Wort gab das andere und er erzählte dem Unbekannten sein ganzes Leben und teilte ihm auch seinen Entschluß mit.

Der Unbekannte hörte ihn aufmerksam an, fragte nach Einzelheiten, äußerte aber seine Ansicht nicht; erst als Julius seinen Bericht beendet hatte, steckte er den Rest seiner Speise in den Sack, ordnete seinen Anzug und sagte:

„Jüngling, führe Deine Absicht nicht aus, Du bist im Irrtum. Ich kenne das Leben und Du kennst es nicht. Ich kenne die Christen, Du aber nicht. Höre mich an, ich werde Dein ganzes Leben und Deine Gedanken zergliedern und wenn Du das vernommen hast, wirst Du den Entschluß fassen, den Du für den richtigsten hältst. Du bist jung, reich, schön, stark und leidenschaftlich. Du willst ein stilles Asyl aufsuchen, wo Deine Leidenschaften nicht in Aufregung geraten und wo Du ihre Folgen nicht zu fürchten brauchst; Du glaubst ein

solches Asyl bei den Christen zu finden. Aber einen solchen Ort giebt es nicht, lieber Jüngling, denn das, was Dich beunruhigt, befindet sich nicht in Cilicien und auch nicht in Rom, sondern es ist in Dir selbst. Im Frieden der ländlichen Abgeschlossenheit werden Dich dieselben Leidenschaften plagen, aber hundertfach stärker. Die Täuschung der Christen oder ihr Fehler (ich will sie nicht verurteilen) besteht eben darin, daß sie die menschliche Natur nicht anerkennen wollen. Wer ihre Lehre vollkommen erfüllen will, muß ein Greis sein, der alle Leidenschaften überwunden hat. Aber ein Mensch in voller Kraft, ein Jüngling wie Du, der weder das Leben, noch sich selbst ergründet hat, kann sich ihrem Gesetze nicht fügen, denn die Grundlage desselben ist nicht die menschliche Natur, sondern eine müßige Sophistik. Gehst Du zu ihnen, so wirst Du ebenso leiden wie jetzt, nur in noch weit höherem Grade. Jetzt führen Dich Deine Leidenschaften auf Abwege, hast Du aber einmal die Richtung verfehlt, so kannst Du Dich wieder zurechtfinden; jetzt hast Du wenigstens Deine Leidenschaften befriedigt, d. h. gelebt. Bei ihnen aber, wenn Du Deine Leidenschaften zügeln mußt, wirst Du Dich ebenso und sogar noch mehr verirren, und Du wirst, außer diesen Leiden, auch noch die beständigen Qualen der unbefriedigten, menschlichen Bedürfnisse erdulden. Läßt Du dem angestauten Wasser freien Lauf, so wird es Land, Wiesen und Tiere tränken, hältst Du es aber auf, so wird es den Boden aufwühlen und mit Schlamm bedecken. Ebenso ist es auch mit den Leidenschaften. Die Lehre der Christen für das Leben besteht, außer in ihren Glaubenssätzen, die ihnen Trost spenden und von denen ich nicht sprechen will, in folgendem: sie lehnen die Gewalt, die Kriege, die Gerichte ab, sie anerkennen weder das Eigentum, noch die Wissenschaften und Künste, alles, was

das Leben leicht und heiter macht. Das wäre ja ganz schön, wenn alle Menschen so wären, wie sie ihren Lehrer schildern. Aber das ist doch nicht der Fall und kann es auch nicht sein. Die Menschen sind böse und den Leidenschaften unterworfen. Dieses Spiel der Leidenschaften und die Konflikte, die daraus entstehen, zwingen die Menschen in die Lebensverhältnisse, in denen sie sich befinden. Die Barbaren kennen gar keine Schranken und ein Wilder würde, um seine Lüste zu befriedigen, die ganze Welt vernichten, wenn sich alle Menschen so unterwerfen würden, wie die Christen es thun. Wenn die Götter den Menschen das Gefühl des Zorns, der Rache und sogar des Hasses gegen die Bösen eingeflößt haben, so geschah es doch deshalb, weil diese Gefühle den Menschen für ihr Leben notwendig sind. Die Christen lehren, es seien dies böse Gefühle und die Menschen würden ohne diese Gefühle glücklich sein; es gäbe dann weder Mord, noch Hinrichtungen, noch Kriege. Das ist zwar richtig, aber ebenso gut könnte man behaupten, daß sich die Menschen wohl befinden würden, wenn sie sich nicht zu ernähren brauchten. Es gäbe dann wirklich weder Habsucht noch Hunger, noch das daraus entstehende Elend. Die menschliche Natur würde aber dennoch nicht anders werden. Würden nun wirklich zwanzig bis dreißig Menschen daran glauben, keine Speisen zu sich nehmen und verhungern, so würde das die menschliche Natur nicht ändern. Ebenso ist es auch mit den anderen menschlichen Leidenschaften: der Entrüstung, der Bosheit, der Rache und sogar mit der sinnlichen Liebe, dem Luxus, dem Glanz und der Herrlichkeit, die auch den Göttern eigen sind und deshalb unbedingt auch Eigenschaften der Menschen sein müssen. Wird die Ernährung des Menschen aufgehoben, so geht der Mensch zugrunde; ebenso ist es auch mit den menschlichen Leidenschaften,

werden sie vernichtet, so geht die Menschheit zugrunde. Mit dem Eigentum, das die Christen angeblich nicht anerkennen, verhält es sich ebenso. Blicke um Dich: jeder Weinberg, jeder Garten, jedes Haus, jede Eselin — alles haben die Menschen nur unter der Voraussetzung des Eigentums hervorgebracht. Vernichte das Eigentumsrecht und niemand wird einen Weinberg umgraben und niemand ein Haustier aufziehen und pflegen. Die Christen behaupten, daß sie kein Eigentum besitzen, aber die Früchte desselben benützen sie doch. Sie sagen, bei ihnen sei alles gemeinsam und alles werde zusammen getragen. Aber das, was sie zusammentragen, erhielten sie doch von denen, die Eigentum besitzen. Sie täuschen die Menschen, und bestenfalls täuschen sie sich selbst. Du sagst, sie arbeiten, um sich zu ernähren, aber das, was sie erarbeiten, würde sie nicht ernähren können, wenn sie nicht auch dasjenige benützten, was andere erzeugen, die das Eigentum anerkennen. Selbst wenn sie sich ernähren könnten, würden sie höchstens ihr Leben fristen, aber Wissenschaften und Künste könnten bei ihnen keine Stätte finden. Sie bestreiten den Nutzen unserer Wissenschaften und Künste. Anders können sie auch gar nicht handeln. Ihre ganze Lehre führt ausschließlich zum Urzustand, zur Wildheit, zum Tierischen zurück. Sie können der Menschheit nicht durch Wissenschaft und Künste nützen und weil sie das nicht können, so verleugnen sie dieselben; sie können auch nicht mit jenen Fähigkeiten dienen, die ausschließlich den Menschen eigen sind und die sie den Göttern näher bringen. Sie haben weder Tempel, noch Statuen, noch Theater, noch Museen. Sie sagen, daß sie dies alles nicht brauchen. Die leichteste Art, sich seiner Niedrigkeit nicht zu schämen, ist das Hohe zu verachten, und das thun sie auch. Sie sind Gottlose. Sie anerkennen weder

die Götter, noch deren Einfluß auf das menschliche Thun. Sie haben nur den Vater ihres Lehrers, den auch sie ihren Vater nennen, und den Lehrer, der ihnen, nach ihren Begriffen, alle Geheimnisse des Lebens geoffenbart hat. Ihre Lehre ist eine jämmerliche Täuschung! Begreife nur das Eine: unsere Lehre sagt, die Welt wird durch die Götter erhalten, die Götter beschützen die Menschen. Aber damit die Menschen gut leben können, müssen sie die Götter ehren; sie müssen forschen und denken. Daher leitet uns in unserm Leben einesteils der Götter Wille, anderntteils die gemeinsame Weisheit der ganzen Menschheit. Wir leben, denken und forschen und daher nähern wir uns der Wahrheit. Sie aber haben weder Götter, noch kennen sie deren Willen, noch die Weisheit der Menschheit; sie haben nur das eine: den blinden Glauben an ihren gekreuzigten Lehrer und an alles das, was er ihnen gesagt hat. Wäge nun ab, welcher Führer ist zuverlässiger: der Götter Wille und die vereinigte, freie Thätigkeit der menschlichen Weisheit, oder der erzwungene, blinde Glaube an die Worte eines Menschen?"

Julius war betroffen von dem, was ihm der Unbekannte gesagt hatte, hauptsächlich von dessen letzten Worten.

Seine Absicht, zu den Christen zu gehen, war nicht nur erschüttert, sondern es schien ihm jetzt sogar sonderbar, daß er, unter dem Einfluß seiner traurigen Lage, sich zu einer solchen Thorheit entschließen konnte. Für ihn blieb nur noch eine Frage zu lösen: was er jetzt thun solle, um sich aus der schwierigen Lage, in der er sich befand, zu befreien. Diese Frage richtete er an den Unbekannten, nachdem er ihm seine Lage geschildert hatte.

„Darüber wollte ich mich eben äußern," fuhr der Unbekannte fort. „Was Du thun sollst? Soweit mir die

menschliche Weisheit zugänglich ist, ist Dein Weg für mich klar. Dein ganzes Elend ist aus den Leidenschaften entstanden, die zu den Eigenheiten der menschlichen Natur gehören. Die Leidenschaften haben Dich so weit gebracht, daß Du darunter leiden mußtest. Es sind dies die Lehren, die uns das Leben gewöhnlich erteilt; sie müssen zu unserm Nutzen dienen. Du hast vielerlei erfahren und weißt, was bitter und was süß ist; dieselben Fehler wirst Du wohl nicht wiederholen. Benutze daher Deine Erfahrung. Was Dich am meisten betrübt, ist die Feindschaft gegen Deinen Vater. Diese Feindschaft entstand aus Deiner Lage; wähle eine andere und die Feindschaft wird verschwinden oder wenigstens sich nicht so krankhaft äußern. Dein ganzes Unglück verschuldete Deine anormale Lage. Du ergabst Dich den Lustbarkeiten der Jugend; das ist natürlich und folglich auch gut. Und es war gut, so lange es Deinem Alter entsprach. Aber die Zeit verging, und Du überließest Dich mit der Kraft eines Mannes dem jugendlichen Mutwillen und das war thöricht. Du bist jetzt in dem Alter, wo Du ein Mann, ein Bürger werden mußt; Du sollst dem Vaterlande dienen, für dessen Nutzen arbeiten. Dein Vater wünscht, daß Du heiraten möchtest. Sein Rat ist weise. Ein Lebensalter, die Jugend, hast Du durchlebt und bist nun in das Mannesalter getreten. Deine ganze Aufregung ist ein Zeichen dieses Übergangszustandes. Begreife, daß Deine Jugendzeit vorüber ist und wirf alles von Dir, was diesem Lebensalter angehört, dem Manne aber nicht geziemt; betrete einen neuen Weg. Heirate, gieb die Belustigungen der Jugend auf, widme Dich dem Handel, den öffentlichen Angelegenheiten, den Wissenschaften und Künsten und Du wirst Dich nicht nur mit dem Vater und Deinen Freunden aussöhnen, son-

dern auch Ruhe und Freudigkeit wieder finden. Was Dich hauptsächlich in Aufregung versetzte, war das Unnatürliche Deiner Lage. Du bist ein Mann geworden, mußt daher eine Frau nehmen und ein Ehemann werden. Ich rate Dir daher vor allem, den Wunsch Deines Vaters zu erfüllen und zu heiraten. Fühlst Du Dich zu der Einsamkeit hingezogen, die Du bei den Christen zu finden hofftest, hast Du mehr Neigung zur Philosophie als zu den Thätigkeiten des Lebens, so kannst Du Dich dieser Neigung erst dann mit Nutzen hingeben, nachdem Du das Leben in seiner wahren Bedeutung kennen gelernt hast. Das kannst Du aber nur als selbständiger Bürger und Familienhaupt kennen lernen. Wenn Du Dich dann später zur Einsamkeit hingezogen fühlst, so folge diesem Zug, dann wird es eine wahre Neigung, nicht nur ein momentaner Ausfluß der Unzufriedenheit sein, wie jetzt. Dann gehe."

Die letzten Worte des Unbekannten überzeugten ihn am meisten. Er dankte ihm und kehrte nach Hause zurück. Seine Mutter empfing ihn freudig und auch der Vater versöhnte sich mit ihm, als er hörte, daß Julius die Absicht habe, sich seinem Willen zu fügen und das Mädchen zu heiraten, das er für ihn gewählt hatte.

IV.

Drei Monate später wurde die Hochzeit mit der schönen Eulampia gefeiert und Julius, der nun mit seiner Frau einen eigenen Haushalt führte, änderte seine Lebensweise und leitete einen Teil der Geschäfte, die ihm sein Vater überlassen hatte.

Einst reiste er in Geschäften seines Handlungshauses

nach einer nahe gelegenen Stadt, und als er dort im Laden eines Kaufmanns saß, sah er Pamphilius mit einem ihm unbekannten Mädchen vorübergehen. Beide trugen schwere Lasten von Weintrauben, die sie feil boten. Als Julius seinen Freund erkannte, ging er zu ihm hinaus und bat ihn, in den Laden zu kommen und sich mit ihm zu unterhalten. Als das Mädchen bemerkte, daß Pamphilius Lust hatte, der Aufforderung des Freundes zu folgen, daß er aber im Zweifel war, ob er sie auch allein lassen dürfe, beeilte sie sich, ihn zu versichern, daß sie ihn nicht brauche und allein bei den Weintrauben bleiben und Käufer erwarten wolle. Pamphilius dankte und ging mit in den Laden. Julius bat nun seinen Bekannten, den Besitzer des Ladens, um die Erlaubnis, mit seinem Freunde ein Zimmer des Hauses benutzen zu dürfen, und als diese Erlaubnis erteilt wurde, zog er sich mit Pamphilius in die hinteren Räume zurück.

Die Freunde erkundigten sich nun gegenseitig nach ihren Lebensverhältnissen. Pamphilius' Leben hatte sich, seit ihrem letzten Begegnen, nicht verändert: er lebte noch immer in der christlichen Gemeinde, war nicht verheiratet und versicherte seinen Freund, daß sich sein Leben mit jedem Jahr, jedem Tag und jeder Stunde immer freudiger gestaltet habe. Julius erzählte nun dem Freunde, wie es ihm ergangen, wie er, schon auf dem Wege zu den Christen, von einem Unbekannten, der ihm begegnete, über die Irrtümer der Christen belehrt wurde. Dieser Unbekannte habe ihm auch gesagt, seine erste Pflicht sei, zu heiraten; er habe diesen Rat befolgt und geheiratet.

„Nun, und bist Du jetzt glücklich?“ fragte ihn Pamphilius, „fandest Du in der Ehe das, was Dir der Unbekannte verhieß?“

„Glücklich?“ wiederholte Julius, „was heißt glücklich? Wenn man die vollständige Erfüllung seiner Wünsche darunter versteht, so bin ich allerdings nicht glücklich. Ich führe meine Handelsgeschäfte einstweilen mit Erfolg, die Menschen fangen an, mich zu achten und in diesem und jenem finde ich einigermaßen Befriedigung. Obwohl ich viele Menschen kenne, die reicher und angesehener sind als ich, sehe ich doch auch die Möglichkeit vor mir, es ihnen gleich zu thun und sie sogar zu übertreffen. Diese Seite meines Lebens ist befriedigend, aber meine Ehe befriedigt mich nicht, wie ich offen gestehen muß. Und mehr noch: ich fühle, daß die Ehe, die mir Freude gewähren sollte, mich enttäuscht hat, und daß die Freude, die ich anfangs empfand, sich immer mehr verminderte und zuletzt gänzlich entschwand; daß die Ehe, anstatt der Freude, mir nur Kummer verursachte. Meine Frau ist schön, klug, gebildet und gut. In der ersten Zeit war ich ganz glücklich. Jetzt aber — da Du keine Frau hast, kannst Du das nicht begreifen, — stellen sich bei uns Zwietracht und Entfremdung daher ein, weil meine Frau zuweilen Liebkosungen von mir erwartet, wenn ich dazu nicht aufgelegt bin, und umgekehrt. Überdies bedarf auch die Liebe den Reiz der Neuheit. Eine Frau, die weniger reizend wie die meinige ist, fesselt mich in der ersten Zeit mehr, dann aber vergeht dieser Reiz der Neuheit und meine Frau ist mir wieder lieber: das habe ich schon erfahren. Nein, in der Ehe fand ich keine Befriedigung. Ja, mein Freund,“ schloß Julius, „die Philosophen haben recht: Das Leben giebt uns nicht das, wonach unsere Seele strebt, ich habe das jetzt in der Ehe erfahren. Wenn aber das Leben den Genuß, nach dem die Seele schmachtet, auch nicht gewährt, so beweist das immerhin noch nicht, daß Eure Irrtümer diesen Genuß gewähren könnten,“ fügte er lächelnd hinzu.

„Worin siehst Du denn unsere Irrtümer?“ fragte Pamphilius.

„Euer Irrtum besteht darin, daß Ihr, um den Menschen vor Unheil zu bewahren, das mit den Lebensbedingungen zusammenhängt, diese Lebensbedingungen, ja das Leben selbst, negiert. Um Euch gegen Enttäuschungen zu schützen, negiert Ihr die Enttäuschungen und sogar die Ehe.“

„Aber wir negieren die Ehe ja gar nicht,“ erwiderte Pamphilius.

„Wenn nicht die Ehe, so negiert Ihr doch die Liebe.“

„Im Gegenteil, wir negieren alles, nur die Liebe nicht. Sie ist es, die uns als Hauptgrundlage für alles dient.“

„Ich begreife Dich nicht,“ sagte Julius, „soviel ich von anderen und auch von Dir gehört habe, und da Du bis jetzt noch nicht verheiratet bist, obwohl wir gleichaltrig sind, so schließe ich daraus, daß es bei Euch keine Ehe giebt. Das bestehende eheliche Leben wird bei Euch wohl fortgesetzt, aber neue Ehen werden nicht geschlossen. Ihr sorgt nicht für die Fortpflanzung des Menschengeschlechts. Und wenn es außer Euch keine anderen Menschen gäbe, würde das Menschengeschlecht längst ausgestorben sein,“ sagte Julius und wiederholte damit das, was er häufig gehört hatte.

„Das ist nicht richtig,“ sagte Pamphilius; es ist allerdings wahr, daß die Fortpflanzung des Menschengeschlechts nicht unser Lebenszweck ist, darum kümmern wir uns nicht viel, wie ich das häufig von Euren Weisen gehört habe. Wir meinen nur, daß unser Vater dafür schon sorgen wird. Der Zweck unseres Daseins besteht nur darin, daß wir seinem Willen gemäß leben. Wenn die Fortpflanzung des Menschengeschlechts sein Wille ist, so wird diese Fortpflanzung stattfinden, wenn nicht, so wird das Menschengeschlecht aus-

sterben; das geht uns nichts an und braucht uns keine Sorge zu machen; unsere Aufgabe ist, nach seinem Willen zu leben. Sein Wille ist aber in unserer Lehre und in unserer Offenbarung ausgedrückt und dort ist gesagt, der Mann vereinige sich mit der Frau, auf daß sie nicht zwei, sondern einen Leib bilden. Die Ehe ist bei uns nicht nur nicht verboten, sie wird von unseren Ältesten und Lehrern sogar empfohlen. Der Unterschied zwischen unserer Ehe und der Eurigen besteht nur darin, daß unser Gesetz uns lehrt, jeder lüsterne Blick auf das Weib ist Sünde; wir und unsere Frauen vermeiden es daher auch, uns zu schmücken und Begierden zu erregen, wir bemühen uns, diese Begierden möglichst zu unterdrücken, dagegen aber das Gefühl der Geschwisterliebe in uns zu erwecken, das stärker sein soll als das sinnliche Gefühl zu einem Weibe, das Ihr Liebe nennt."

„Aber das Gefühl für die Schönheit könnt Ihr dennoch nicht unterdrücken," sagte Julius. „Ich bin z. B. überzeugt, daß das schöne Mädchen, mit dem Du Weintrauben brachtest, trotz der Kleidung, die ihre Reize verhüllt, in Dir das Gefühl der Liebe zum Weibe hervorruft."

„Das weiß ich noch nicht," sagte Pamphilius errötend. „Ich denke nicht an ihre Schönheit. Du bist der erste, der mit mir davon spricht; für mich ist sie nur eine Schwester. Aber ich will fortfahren, Dir den Unterschied zwischen Eurer und unserer Ehe zu erklären. Der Unterschied kommt hauptsächlich daher, daß bei Euch die sinnliche Begierde, die Ihr Schönheit, Liebe, Dienst der Göttin Venus nennt, erweckt und unterhalten wird. Bei uns aber wird im Gegenteil die sinnliche Begierde nicht für etwas Böses gehalten (Gott hat nichts Böses geschaffen), sondern als etwas Gutes, das

aber, wenn es nicht an seiner richtigen Stelle auftritt, wenn es, wie wir uns ausdrücken, zur Verführung dient, zum Bösen werden kann. Und daher suchen wir das Sinnliche auf jede Weise zu vermeiden. Dies ist auch der Grund, weshalb ich bis jetzt noch nicht verheiratet bin, obschon ich mich vielleicht schon morgen verheiraten werde."

„Wer wird denn das entscheiden?"

„Der Wille Gottes."

„Woran erkennst Du ihn?"

„Wenn man seine Anzeichen nicht beachtet, wird man ihn niemals kennen lernen, achtet man aber darauf, so sind sie ebenso klar, wie für Euch die Weissagungen aus den Opfern und aus dem Fluge der Vögel. Und ebenso, wie Ihr Eure Weisen habt, die Euch den Willen der Götter nach ihrer Weisheit und nach den Eingeweiden der Opfertiere und dem Fluge der Vögel erklären, so haben auch wir Weise, die uns den Willen des Vaters nach Christi Offenbarungen, nach den Empfindungen ihres Herzens und nach den Gedanken anderer Menschen, hauptsächlich aber nach der Liebe zu ihnen erklären."

„Aber das ist alles sehr unbestimmt," erwiderte Julius, „wer wird Dir z. B. andeuten, wann und wen Du heiraten sollst? Als ich heiraten sollte, konnte ich unter drei Mädchen wählen; diese standen deshalb in der Wahl, weil sie schön und reich waren und weil mein Vater die Ehe mit jeder von ihnen guthieß. Aus diesen dreien wählte ich meine Eulampia, denn sie war die schönste und zog mich mehr als die anderen an; das ist also begreiflich. Was aber wird Deine Wahl leiten?"

„Um Deine Frage zu beantworten," sagte Pamphilius, „muß ich zuerst betonen, daß, da nach unserer Lehre alle

Menschen vor ihrem Vater gleich sind, sie auch vor uns gleich sind, und zwar sowohl in Bezug auf ihr seelisches Wesen, wie auch bezüglich ihrer körperlichen Eigenschaften; unsere Wahl (wenn man dieses für uns unverständliche Wort anwenden will) kann daher auch durch nichts beschränkt werden. Eines Christen Frau und einer Christin Mann kann jeder beliebige Mann und jede beliebige Frau auf Erden werden."

„Dann wird ja die Wahl noch unmöglicher," erwiderte Julius.

„Ich will Dir sagen, was über den Unterschied zwischen einer christlichen und einer heidnischen Ehe unser Ältester äußerte. Ein Heide wie Du wählt diejenige zur Frau, die ihm, nach seiner Meinung, den größten persönlichen Genuß gewähren kann. Daher irren seine Augen von der Einen zur Andern und die Wahl wird ihm auch noch deshalb schwer, weil der Genuß in der Zukunft liegt. Für den Christen aber giebt es keine persönliche Wahl, oder vielmehr die Wahl für seinen persönlichen Genuß ist nicht Haupt- sondern Nebensache. Für den Christen kommt nur die eine Frage in Betracht, ob er nicht Gottes Willen durch seine Heirat verletzt."

„Worin kann denn Gottes Wille durch die Ehe verletzt werden?"

„Wenn ich die Iliade, die wir zusammen lasen und lernten, vergessen hätte, so wäre das begreiflich; aber Du, der Du unter Weisen und Dichtern lebtest, kannst sie nicht vergessen haben. Und was ist denn die ganze Iliade? Es ist die Erzählung von der Verletzung des Willens Gottes in Bezug auf die Ehe. Sowohl Menelaus, wie auch Paris, Helena, Achilles, Agamemnon und Chryseïs; alle diese Gestalten schildern nur das fürchterliche Elend, das aus der

Verletzung des Willens Gottes hervorging und auch gegenwärtig noch hervorgeht."

„Aber worin besteht denn diese Verletzung?"

„Diese Verletzung besteht darin, daß der Mann durch die Vereinigung mit dem Weibe seinen Sinnengenuß liebt, nicht aber den ihm ähnlichen Menschen; er heiratet daher nur, um seine Sinnenlust zu befriedigen. Eine christliche Ehe ist aber nur dann denkbar, wenn der Mensch Menschenliebe empfindet und wenn er vor der fleischlichen Liebe die Nächstenliebe, die Liebe des Menschen zum Menschen, empfunden und geübt hat. Ebenso wie man ein Haus nur dann vernünftig und dauerhaft bauen kann, wenn ein Fundament vorhanden ist, wie man ein Bild nur dann malen kann, wenn alles, was man zum Malen notwendig hat, vorbereitet ist, so ist auch die sinnliche Liebe nur dann berechtigt, vernünftig und dauernd, wenn sie auf dem Fundament der Achtung, der Liebe des Menschen zum Menschen, aufgebaut ist. Nur auf diesem Fundament kann ein vernünftiges, christliches Eheleben gegründet werden."

„Aber ich kann noch immer nicht einsehen, weshalb eine solche — wie Du sie nennst — christliche Ehe, die Liebe zum Weibe, wie Paris sie empfand, ausschließt?"

„Ich behaupte auch nicht, daß die christliche Ehe die ausschließliche Liebe zu einem Weibe nicht zuläßt, im Gegenteil, nur dann ist sie vernünftig und heilig; aber die ausschließliche Liebe zu einem Weibe kann nur dann entstehen, wenn die vorher bestehende Liebe zu allen Menschen nicht verletzt worden ist. Die ausschließliche Liebe zu einem Weibe, die von den Dichtern besungen und an und für sich als gut anerkannt wird, ohne auf die Nächstenliebe gegründet zu sein, hat nicht das Recht, sich Liebe zu nennen. Das ist

nur eine tierische Sinnenlust, die sich sehr häufig in Widerwillen verwandelt. Das beste Beispiel, daß diese sogenannte Liebe (Eros), wenn sie nicht auf die brüderliche Liebe zu allen Menschen aufgebaut ist, sich in Brutalität verwandeln kann, sind die Fälle, in denen man gegen das Weib, das man zu lieben vorgiebt, Gewalt anwendet, ihm Leiden verursacht und es zugrunde richtet. In solchem Falle, wenn man den quält, den man liebt, kann doch von Menschenliebe keine Rede sein. Aber in der nichtchristlichen Ehe ist häufig verborgene Gewaltthat vorhanden, wenn der Mann ein Mädchen heiratet, das ihn nicht liebt, oder das einen anderen Mann liebt; er verursacht ihr Leiden und strebt mitleidslos nur nach der Befriedigung seiner Liebe, d. h. seiner Sinnenlust."

„Zugegeben;" sagte Julius, „wenn aber das Mädchen ihn liebt, so ist doch keine Ungerechtigkeit vorhanden und ich kann den Unterschied zwischen einer christlichen und einer heidnischen Ehe immer noch nicht einsehen."

„Die Einzelheiten Deiner Ehe kenne ich nicht," erwiderte Pamphilius, „aber ich weiß, daß jede Ehe, die nur auf das persönliche Wohlbefinden gegründet ist, den Keim der Zwietracht in sich trägt; ebenso wie es ohne Streit und Kampf nicht abgehen kann, wenn Tiere und tierähnliche Menschen sich gemeinschaftlich an der Nahrungsaufnahme beteiligen. Jeder möchte den besten Bissen haben und weil nicht genug fette Bissen da sind, so entsteht Streit. Ist der Streit auch nicht immer offenkundig, so ist er doch insgeheim vorhanden. Der Schwächere möchte wohl auch einen guten Bissen haben, aber er weiß, daß der Stärkere ihn nicht hergiebt, und da er die Unmöglichkeit einsieht, den guten Bissen dem Stärkeren wegzunehmen, so blickt er diesen

mit geheimer, boshafter Mißgunst an und benutzt den ersten, günstigen Moment, ihm den Bissen wegzuschnappen. So ist es auch mit der heidnischen Ehe, nur doppelt so schlimm, weil der Gegenstand des Neides der Mensch ist, und daher entstehen Haß und Zwietracht auch unter Eheleuten."

„Wie aber soll man es denn anfangen, daß die Verheirateten nur sich gegenseitig und sonst niemand lieben? Es wird sich stets ein Mann finden, der dieses oder jenes Mädchen liebt und ebenso ein Mädchen, das diesen oder jenen Mann liebt. Und dann ist, nach Eurer Meinung, eine Ehe unmöglich? Ich sehe daher ein, daß das, was man von Euch sagt, nämlich daß Ihr gar nicht heiratet, wahr ist. Deshalb bist auch Du nicht verheiratet und wirst wohl auch nicht heiraten. Wie es unmöglich ist, daß ein Mann ein Weib heiratet, der niemals vorher bei einem anderen Weibe das Gefühl der Liebe zu sich erregt hat, so ist es auch unmöglich, daß ein Mädchen, die das Alter der Reife erreicht hat, niemals das Gefühl der Sinnlichkeit in einem Manne erregt haben sollte. Wie hätte es denn z. B. Helene machen sollen?"

„Unser alter Kirill äußerte sich darüber folgendermaßen: In der heidnischen Welt denken die Menschen nicht an die Nächstenliebe und pflegen dieses Gefühl nicht; sie denken nur daran, die leidenschaftliche Liebe zum Weibe in sich zu erregen und dieser Leidenschaft zu fröhnen. In ihrer Welt erregt daher jede Helene oder jedes ihr ähnliche Weib die Liebe vieler Männer. Die Nebenbuhler kämpfen mit einander, einer bemüht sich, den anderen zu besiegen, wie es die Tiere thun, die um ihre Weibchen kämpfen. Daher ist ihre Ehe mehr oder minder eine Gewaltthat. Wir in unserer Gemeinde denken nicht an die Schönheit um unseres

persönlichen Genusses willen, sondern wir vermeiden jegliche Verführung, die dahin führt und die in der heidnischen Welt als ein Verdienst, als Gegenstand der Verehrung angesehen wird. Wir denken, im Gegenteil, an die Pflichten der Achtung und Liebe zu unseren Nächsten, die wir ohne Unterschied für alle Menschen hegen, für die allerschönsten sowohl wie für die allerhäßlichsten. Dieses Gefühl pflegen wir aus allen Kräften, und daher hat bei uns das Gefühl der Nächstenliebe die Oberhand über die Verführungen der Schönheit; sie besiegt sie und vernichtet die aus den geschlechtlichen Beziehungen entstehende Zwietracht. Ein Christ heiratet nur dann, wenn er weiß, daß seine Verbindung mit dem Weibe niemandem Schmerz verursacht"

„Ist denn das möglich?" erwiderte Julius, „kann man denn seine Neigungen lenken wie man will?"

„Wenn man sie nicht zügelt, kann man es nicht; bekämpft man sie aber und verhindert man ihr Entstehen und ihre Entwickelung, so kann man es. Nimm nur z. B. das Verhältnis des Vaters zur Tochter, der Mutter zu ihren Söhnen, der Brüder zu ihren Schwestern. Die Mutter ist für ihren Sohn, die Tochter für ihren Vater, die Schwester für den Bruder, so schön sie auch sein mögen, kein Gegenstand des persönlichen Genusses, sondern der Liebe, und die Sinne sind daran nicht beteiligt. Sie werden nur dann erwachen, wenn der Vater erfährt, daß die, welche er für seine Tochter hielt, nicht seine Tochter ist, ebenso die Mutter für den Sohn, die Schwester für den Bruder; aber auch in diesem Fall würde das sinnliche Gefühl nur schwach und untergeordnet sein und der Mensch wäre imstande, es zu zügeln. Das sinnliche Gefühl ist in diesen Fällen deshalb nur schwach, weil es auf dem Gefühl der Mutterliebe, Tochter-

liebe oder Schwesterliebe basiert ist. Weshalb willst Du denn nicht zugeben, daß ein solches Gefühl, wie das zu den Müttern, Schwestern und Töchtern, in jedem Menschen zu allen weiblichen Wesen gehegt und befestigt werden und daß auf der Basis dieses Gefühls nicht auch das Gefühl der ehelichen Liebe entstehen kann? Ebenso wie ein Bruder nur dann sein sinnliches Gefühl für das weibliche Wesen sich frei entwickeln läßt, wenn er erfährt, daß die, welche er für seine Schwester hielt, nicht seine Schwester ist, so wird auch der Christ dieses Gefühl nur dann nicht unterdrücken, wenn er weiß, daß sein Gefühl niemandem Kummer verursacht."

„Wenn nun aber zwei Männer dasselbe Mädchen lieben?"

„Dann opfert der eine sein Glück für das Glück des anderen."

„Wenn sie nun aber einen von beiden liebt?"

„Dann opfert derjenige, den sie weniger liebt, sein Glück für das ihrige."

„Wenn sie aber beide liebt und sich beide aufopfern, soll sie da keinen heiraten?"

„Nein, dann entscheiden die Ältesten und sie werden einen solchen Rat erteilen, daß das größtmögliche Heil bei der größtmöglichen Liebe für alle entsteht."

„Aber das geschieht ja doch niemals so, und zwar deshalb nicht, weil es der menschlichen Natur widerspricht."

„Der menschlichen Natur? Welcher menschlichen Natur widerspricht es denn? Der Mensch ist doch nicht nur ein Tier, sondern auch ein Mensch, und daß ein solches Verhältnis zum Weibe der tierischen Natur des Menschen nicht entspricht, ist richtig; aber es entspricht der vernünftigen

Natur. Wenn er seine Vernunft in den Dienst seiner tierischen Natur stellt, so handelt er schlimmer als ein Tier, er wird dann gewaltthätig, blutschänderisch, sinkt also noch unter das Tier herab. Wenn er aber seine Vernunft zur Bändigung des Tierischen verwendet, wenn er die tierische Natur der Vernunft unterordnet, nur dann erreicht er das Heil, das ihm Befriedigung gewährt."

V.

„Nun berichte mir auch etwas von Dir," sagte Julius. „Ich sehe Dich hier mit einem schönen Mädchen, Du scheinst in ihrer Nähe zu leben und ihr zu dienen; solltest Du denn nicht auch den Wunsch hegen, ihr Mann zu werden?"

„Ich habe noch nicht darüber nachgedacht," sagte Pamphilius. „Sie ist die Tochter einer christlichen Witwe und ich diene ihnen, wie es auch andere thun. Du fragst mich, ob ich sie so liebe, daß ich mit ihr vereinigt sein möchte? Das ist für mich eine schwierige Frage. Dennoch will ich offen darauf antworten. Der Gedanke daran ist mir wohl auch schon gekommen, aber es ist ein Jüngling da, der sie liebt, und daher darf ich noch nicht daran denken. Dieser Jüngling ist ein Christ, er liebt uns beide und ich möchte nichts thun, was ihn betrüben könnte. Ich strebe nur danach, das Gesetz der Nächstenliebe zu erfüllen — das allein ist's, was not thut. Ich werde heiraten, wenn ich sehe, daß es sein muß."

„Aber für die Mutter ist es doch nicht gleichgültig, ob sie einen guten, arbeitsamen Schwiegersohn bekommt. Sie wird lieber Dich denn einen anderen als Schwiegersohn wünschen."

„Nein, das ist ihr gleichgültig, denn sie weiß, daß außer mir auch alle die Unsrigen ihr wie jedem anderen bereitwillig dienen werden, ob nun ich ihr Schwiegersohn werde, oder ein anderer. Entsteht daraus eine Ehe zwischen mir und der Tochter, so nehme ich das mit Freuden an, ebenso wie auch ihre Heirat mit einem andern.

„Ist es möglich!" rief Julius. „Das ist ja eben das Fürchterliche bei Euch, daß Ihr Euch selbst und damit auch andere betrügt. Der Unbekannte sagte mir wirklich die Wahrheit über Euch. Wenn ich Dich anhöre, werde ich unwillkürlich von der Herrlichkeit des von Dir geschilderten Lebens ergriffen, denke ich aber nach, dann erkenne ich, daß das alles Trug ist, der zur Roheit, zur Barbarei führt, die der Bestialität nahe kommt."

„Woran erkennst Du denn diese Roheit?"

„Daran, daß Ihr, indem Ihr Euer Leben durch eigene Arbeit fristet, keine Muße und keine Möglichkeit habt, Euch mit Wissenschaften und Künsten zu beschäftigen. Du trägst zerlumpte Kleidung, Deine Hände und Füße sind rauh geworden, Deine Begleiterin, die eine Schönheitsgöttin sein könnte, sieht einer Sklavin ähnlich. Ihr habt weder apollonische Lieder, noch Tempel, weder Dichtungen, noch Spiele, — nichts was die Götter schufen, um das Leben der Menschen zu verschönern. Arbeiten, immer nur arbeiten wie die Sklaven oder die Stiere, bloß um sich roh zu ernähren — ist denn das nicht ein freiwilliger und gottloser Verzicht auf den Willen und die Natur des Menschen?"

„Wieder diese Natur des Menschen!" sagte Pamphilius. „Worin besteht denn diese Natur? Etwa darin, daß man die Sklaven durch übermäßige Arbeit quälen, seine Brüder töten oder zu Sklaven machen, aus den Frauen Geschöpfe,

die den Lüsten dienen, machen soll? Alles dies ist für jene Schönheit des Lebens notwendig, die Du als ein Attribut der Natur des Menschen ansiehst. Besteht denn aber seine Natur darin, und nicht in der Liebe und Einigkeit mit allen, darin, daß man sich als Glied einer Weltbrüderschaft fühlt? Wenn Du meinst, daß wir Wissenschaften und Künste negieren, irrst Du sehr. Alle Fähigkeiten, über die die menschliche Natur verfügt, schätzen wir sehr hoch. Aber alle dem Menschen verliehenen Fähigkeiten betrachten wir nur als Mittel zur Erreichung des einzigen Zieles — der Erfüllung des göttlichen Willens. In der Wissenschaft und Kunst sehen wir nicht eine Kurzweil, die nur zur Belustigung von Müßiggängern dient, sondern wir verlangen von ihnen dasselbe, was wir von allen Beschäftigungen der Menschen fordern, daß die nämliche Thätigkeit der Liebe zu Gott und zum Nächsten, von der alle Handlungen des Christen durchdrungen sind, dadurch verwirklicht wird. Als wahre Wissenschaft erkennen wir nur solche Kenntnisse an, die uns zu einem besseren Leben führen, und die Kunst schätzen wir nur dann, wenn sie unsere Gedanken reinigt, unsere Seele erhebt, unsere Kräfte, die zu einem arbeitsamen Liebesleben notwendig sind, stärkt. Wir lassen keine Gelegenheit ungenützt, um solche Kenntnisse nach Möglichkeit bei uns und bei unseren Kindern zu entwickeln, und solche Kunst treiben wir in freier Zeit gern. Wir lesen und forschen in den Schriften, die uns weise Menschen, die vor uns lebten, hinterlassen haben; wir singen Lieder, malen Bilder, und diese Lieder und Bilder erheben unseren Geist und trösten uns in den Stunden der Trübsal. Daher können wir auch nicht dasjenige gut heißen, wozu Ihr die Wissenschaften und Künste anwendet. Eure Gelehrten benutzen ihre Fähigkeiten zum Ersinnen neuer

Mittel, die den Menschen böses zufügen. Sie vervollkommnen die Kriegführung, d. h. die Tötungen, sie erfinden neue Arten der Erwerbung von Reichtümern, d. h. der Bereicherung der einen auf Kosten der anderen. Eure Kunst dient zur Errichtung und Schmückung von Tempeln zur Ehre der Götter, an die die geistig Vorgeschritteneren unter Euch längst nicht mehr glauben; obgleich Ihr bei anderen diesen Glauben zu befestigen sucht, in der Absicht, sie durch diesen Betrug besser zu beherrschen. Ihr errichtet Standbilder zu Ehren der mächtigsten und grausamsten Eurer Tyrannen, die niemand achtet, alle aber fürchten. Auf Euren Theatern werden Vorstellungen gegeben, die die verbrecherische Liebe verherrlichen. Die Musik dient Euren Reichen, die bei üppigen Gelagen schwelgen und sich betrinken. Eure Malerei schildert in den Häusern der Unzucht Szenen, die ein anständiger Mensch, der nicht durch tierische Leidenschaft berauscht ist, ohne zu erröten nicht betrachten kann. Jene höheren Fähigkeiten, durch die der Mensch sich vom Tier unterscheidet, sind uns nicht dazu verliehen. Man darf sie nicht als Spielzeug für unsere Sinnenlust benutzen. Indem wir unser ganzes Leben der Erfüllung des Willens Gottes widmen, müssen wir unsere höheren Fähigkeiten um so mehr dem Dienste Gottes weihen."

„Ja," sagte Julius, „das wäre ganz schön, wenn man unter solchen Bedingungen nur auch leben könnte, aber das ist unmöglich. Ihr betrügt Euch selbst. Ihr wollt unseren Schutz nicht anerkennen. Wenn es keine römischen Legionen gäbe, würdet Ihr da wohl ruhig leben können? Ihr genießt die Früchte des Schutzes, erkennt ihn aber nicht an. Manche von Euch haben sich sogar, wie Du selbst sagtest, gegen Gewaltthätigkeiten verteidigt. Das Eigentum erkennt Ihr

zwar nicht an, ziehet aber doch Euren Nutzen daraus; die Unsrigen besitzen Eigentum und teilen Euch davon mit. Du selbst giebst Deine Weintrauben auch nicht umsonst her, sondern verkaufst sie und dann kaufst Du wieder andere. Das ist nichts wie Trug und Täuschung. Würdet Ihr alles das thun, was Ihr sagt, dann wäre es etwas anderes, so aber täuscht Ihr Euch und andere."

Julius hatte sich ereifert und sprach nun alles aus, was er auf dem Herzen hatte. Pamphilius schwieg, bis jener fertig war. Dann sagte er:

„Du irrst, wenn Du meinst, daß wir Euren Schutz benutzen, ohne ihn anzuerkennen. Unser Heil besteht darin, daß wir keinen Schutz verlangen und das kann uns niemand bestreiten. Selbst wenn sachliche Gegenstände, die Ihr als Eigentum betrachtet, durch unsere Hände gehen, so sehen wir sie doch nicht als unser Eigentum an, sondern wir geben sie denen, die sie zu ihrer Ernährung bedürfen. Wir verkaufen die Trauben denen, die sie zu kaufen wünschen, nicht um uns selbst dadurch zu bereichern, sondern einzig und allein um den Notleidenden das für ihren Lebensunterhalt Notwendige zu beschaffen. Wenn uns jemand diese Trauben wegnehmen wollte, würden wir sie, ohne uns dagegen zu wehren, hingeben. Dies ist auch der Grund, weshalb wir uns vor keinen Überfällen der Barbaren fürchten. Wollten sie uns der Früchte unserer Arbeit berauben, so würden wir sie ihnen überlassen; würden sie verlangen, daß wir für sie arbeiten sollen, so würden wir es mit Freuden thun und sie hätten nicht nur keine Veranlassung, uns zu töten oder zu peinigen, sondern es wäre das für sie sogar unvorteilhaft. Die Barbaren würden uns bald begreifen und lieben lernen; wir würden von ihnen weniger zu leiden

haben, als von den aufgeklärten Menschen, die uns jetzt umgeben und uns verfolgen.

Deine Anschuldigungen bestehen darin, daß wir nicht alles das, wonach wir streben, erreichen; ferner behauptest Du sogar, daß wir Gewaltthaten und Eigentum nicht anerkennen, sie aber dennoch benutzen. Sind wir Betrüger, so verlohnt es nicht, mit uns zu streiten und wir verdienen dann weder Euren Zorn noch Eure Widerlegungen, sondern nur Verachtung. Diese Verachtung lassen wir uns gern gefallen, denn zu unseren Grundsätzen gehört auch der, daß wir unsere Nichtigkeit zugestehen. Streben wir aber aufrichtig danach, das zu thun, was wir bekennen, dann ist Deine Beschuldigung, daß wir Betrüger sind, ungerecht. Wenn wir, ich und meine Brüder, das Gesetz unseres Lehrers zu erfüllen streben, so thuen wir es nicht um äußerer Zwecke willen, denn Reichtum, Ehre und all dergleichen erkennen wir nicht an, sondern wir thun es um anderer Zwecke willen! Wir streben nach dem Heil, ebenso wie Ihr; der Unterschied besteht nur darin, daß wir und Ihr das Heil in etwas anderem erkennen. Ihr glaubt, das Heil liege im Reichtum, in Ehren, wir aber streben nach einem anderen Heil. Unser Glaube lehrt uns, daß unser Heil nicht in der Gewaltthat, sondern in der Unterwürfigkeit besteht, nicht im Reichtum, sondern in der Hingabe alles dessen, was wir besitzen. Wie sich die Pflanze dem Lichte zuwendet, so können auch wir es nicht unterlassen, dorthin zu streben, wo wir unser Heil erblicken. Wir erfüllen nicht alles, was für unser Heil notwendig ist, das ist wahr. Aber wie wäre das wohl anders möglich? Du strebst danach, das schönste Weib, den größten Reichtum zu besitzen, — hast denn Du oder sonst jemand das erreicht? Wenn ein Schütze sein Ziel nicht trifft, wird er denn da, weil er das

Ziel schon oft gefehlt hat, zu zielen aufhören? So geht es auch uns. Unser Heil nach Christi Lehre besteht in der Liebe. Wir streben danach, aber jeder erreicht es nur unvollkommen und verschiedenartig nach seiner Art."

„Ja, weshalb aber glaubt Ihr denn nicht an die ganze menschliche Weisheit und wendet Euch von ihr ab, weshalb glaubt Ihr bloß an Euren gekreuzigten Lehrer? Eure Sklaverei, Euer Gehorsam ihm gegenüber, das ist es, was mich von Euch abstößt."

„Da bist Du wieder im Irrtum, und jeder irrt, der da meint, daß, wenn wir unsere Lehre bekennen, und wenn wir an unserem Glauben festhalten, wir es deshalb thun, weil es uns jener Mann befohlen hat, an den wir glauben. Im Gegenteil, diejenigen, die aus ganzer Seele nach dem Erkennen der Wahrheit und nach der Gemeinschaft mit dem Vater streben, diejenigen, die das Heil suchen, kommen unwillkürlich auf den Weg, den Christus gegangen ist, sie folgen ihm unwillkürlich und sehen ihn vor sich. Alle, die Gott lieben, finden sich auf diesem Wege zusammen und Du gleichfalls. Er ist Gottes Sohn und der Vermittler zwischen Gott und den Menschen; nicht deshalb, weil uns das jemand gesagt hat und wir blindlings daran glauben, sondern deshalb, weil alle die, welche Gott suchen, seinen Sohn vor sich sehen und unwillkürlich nur durch ihn Gott begreifen, sehen und erkennen!"

Julius antwortete nicht und saß lange schweigend da.

„Bist Du glücklich?" fragte er dann.

„Ich wünsche mir nichts Besseres. Mehr noch, ich empfinde häufig eine Art von Erstaunen, das Bewußtsein einer gewissen Ungerechtigkeit, weshalb ich so ungeheuer glücklich bin," sagte Pamphilius lächelnd.

„Ja," erwiderte Julius, „auch ich wäre vielleicht glücklicher, wenn ich dem Unbekannten damals nicht begegnet, sondern zu Euch gekommen wäre."

„Wenn das Deine Meinung ist, was hindert Dich denn jetzt daran?"

„Nun, und was soll dann aus meiner Frau werden?"

„Du sagst ja, sie neige dem Christentum zu; folglich wird sie mit Dir kommen."

„Ja, da wir nun aber ein anderes Leben angefangen haben, können wir denn darauf verzichten? Wie es nun einmal begonnen ist, muß es auch gänzlich durchlebt werden," sagte Julius und dabei dachte er an den Unwillen seines Vaters, seiner Mutter, der Freunde, namentlich aber an alle die Anstrengungen, die mit einer solchen Umwälzung verbunden sein würden.

Nun erschien das junge Mädchen, Pamphilius Gefährtin, mit einem Jüngling vor der Ladenthür. Pamphilius trat zu ihnen hinaus und der Jüngling erzählte in Julius' Gegenwart, daß Kirill ihn geschickt habe, um Leder einzukaufen. Die Trauben waren schon verkauft und sie hatten Weizen eingekauft. Pamphilius schlug dem Jüngling vor, mit Magdalena und dem Weizen heimzugehen, er würde das Leder einkaufen und damit nachkommen.

„So wird es besser für Dich sein," fügte er hinzu.

„Nein, es ist besser, wenn Magdalena mit Dir heimgeht," sagte der Jüngling und entfernte sich. Pamphilius schüttete den Weizen in Säcke, belastete mit dem kleineren Teil Magdalena, nahm seine schwere Last auf, verabschiedete sich von Julius und ging mit dem Mädchen zur Stadt hinaus. Als sie die Straße verließen, wandte sich Pamphilius noch einmal um, nickte dem Julius lächelnd zu,

wandte sich, noch freudiger lächelnd, zu Magdalena, sagte ihr etwas und dann entschwanden sie den Blicken.

Ja, es wäre wohl besser gewesen, wenn ich damals zu ihnen gegangen wäre, dachte Julius. Zwei Bilder traten nun abwechselnd vor seine Phantasie: zuerst der kräftige Pamphilius mit dem hochgewachsenen, rüstigen Mädchen, mit ihren Körben auf den Köpfen und ihren guten, heiteren Gesichtern; und dann sein häuslicher Herd, den er am Morgen verlassen hatte und zu dem er zurückkehren mußte, seine verzärtelte, schöne Gattin, die in ihrem Staat, mit Geschmeide behängt, auf Teppichen und Kissen ruht und ihm gleichgültig geworden war.

Julius konnte aber nicht lange darüber nachdenken; seine Freunde, die Kaufleute, kamen und es begann nun die gewohnte Beschäftigung, die mit einem Trinkgelage anfing und des Nachts in der Gesellschaft von Weibern endete.

VI.

Es vergingen wieder zehn Jahre. Julius hatte während dieser Zeit Pamphilius nicht mehr gesehen und die Erinnerung an ihr letztes Beisammensein hatte sich nach und nach bei ihm verflüchtigt, ebenso wie auch der Eindruck, den Pamphilius und sein Bericht über das christliche Leben in ihm hervorgebracht hatten.

Julius' Leben ging seinen gewohnten Gang. Sein Vater war unterdessen gestorben und er mußte dessen ausgedehnte Geschäfte übernehmen. Es waren da alte, langjährige Kunden, Verkäufer in Afrika, Handlungsgehilfen, Guthaben, die einkassiert und Schulden, die bezahlt werden mußten. Julius hatte alle Hände voll zu thun und mußte

den Geschäften seine ganze Thätigkeit widmen. Auch neue Sorgen stellten sich ein. Es wurde ihm ein öffentliches Amt übertragen. Diese neue Beschäftigung, die seiner Eigenliebe schmeichelte, hatte für ihn großen Reiz. Er mußte sich nun außer mit seinen Handelsgeschäften auch noch mit den gesellschaftlichen Pflichten beschäftigen und da er klug war und die Gabe der Rede besaß, so gewann er bald ein solches Ansehen, daß er eine hohe öffentliche Stellung bekleiden konnte. Während dieser zehn Jahre hatte auch in seinem Familienleben eine bedeutende und für ihn unangenehme Veränderung stattgefunden. Drei Kinder wurden ihm geboren und dadurch erkaltete das eheliche Leben immer mehr. Erstens, weil seine Frau einen großen Teil ihrer Schönheit und Frische verloren hatte, und zweitens, weil sie nun weniger für ihren Mann sorgen konnte. Ihre Zärtlichkeit und ihre Liebkosungen waren nun fast ausschließlich den Kindern gewidmet. Obwohl diese, wie es bei den Heiden Sitte war, den Ammen und Wärterinnen überlassen waren, fand Julius die Kinder doch auch bei der Mutter, oder diese war nicht in ihren Wohnräumen, sondern bei den Kindern. Diese aber fielen dem Julius meistens zur Last, sie verursachten ihm mehr Verdruß als Freude.

Julius, der nun mit Handelsgeschäften und mit öffentlichen Angelegenheiten überbürdet war, hatte sein lockeres Leben aufgegeben; aber er mußte doch, wie er meinte, nach des Tages Mühen eine anständige Erholung haben, und diese fand er bei seiner Frau nicht, denn sie hatte sich in der letzten Zeit immer mehr mit ihrer christlichen Sklavin beschäftigt, fühlte sich zu der neuen Lehre immer mehr hingezogen und hatte alle heidnischen Äußerlichkeiten, die für Julius soviel Reiz hatten, von sich abgethan. Da nun

Julius bei seiner Frau das, was er suchte, nicht fand, so machte er die Bekanntschaft eines leichtsinnigen Weibes, bei dem er nach den Beschäftigungen des Tages seine Mußestunden verbrachte.

Hätte man Julius während dieser Jahre gefragt, ob er glücklich oder unglücklich sei, so würde er darauf nicht haben antworten können.

Er war so sehr in Anspruch genommen! Von einer Beschäftigung, von einer Lustbarkeit, eilte er zu einer anderen Beschäftigung oder Lustbarkeit, aber dennoch gab es nichts, was ihn so gefesselt hätte, daß er es hätte fortsetzen mögen. Jede seiner Beschäftigungen rief in ihm den Wunsch hervor, sich nur recht bald davon zu befreien und kein Vergnügen befriedigte ihn so sehr, daß er nicht bald ein Gefühl der Langeweile und Übersättigung empfunden hätte.

So lebte Julius, bis ein Ereignis eintrat, das beinahe seine ganze Lebensweise geändert hätte. Während der olympischen Spiele beteiligte er sich am Wagenrennen, und als er bereits glücklich am Endpunkt angelangt war, stieß er zuletzt noch mit einem Rennwagen zusammen, den er überholen wollte. Dabei zerbrach ein Rad, er fiel herab und brach zwei Rippen und einen Arm. Die Verletzungen waren schwer, aber nicht lebensgefährlich. Man trug ihn nach Hause und er mußte drei Monate das Krankenlager hüten.

Während dieser drei Monate mußte er schwere körperliche Leiden erdulden, aber sein Geist arbeitete unterdessen und er hatte Muße, über sein ganzes Leben so nachzudenken, als ob es sich um das Leben eines anderen handele. Sein Leben erschien ihm nun in einem düsteren Lichte, und zwar um so mehr, da drei unangenehme Ereignisse in diese Zeit fielen. Das erste bestand darin, daß ein Sklave, ein ver-

lässiger Diener seines Vaters, nachdem er in Afrika kostbare Edelsteine in Empfang genommen hatte, die Flucht ergriff und dem Geschäft des Julius' einen großen Schaden und Zerrüttung zufügte. Das zweite Ereignis bestand darin, daß eine von seinen Buhlerinnen ihn verließ und sich einen anderen Beschützer wählte. Das dritte und für Julius schlimmste Ereignis bestand darin, daß während seiner Krankheit Wahlen stattfanden und daß sein Nebenbuhler den Posten eines Statthalters erhielt, den er zu erlangen gehofft hatte. Dies alles geschah, wie Julius meinte, daher, weil sein Rennwagen einen Finger breit zu weit nach links gefahren war.

Während er in seinem Bette lag, sann er unwillkürlich darüber nach, von was für geringfügigen Zufälligkeiten sein Glück abhängig war; diese Gedanken führten ihn auf andere und er erinnerte sich an seine früheren Mißgeschicke: an seine Absicht, zu den Christen zu gehen, an Pamphilius, den er schon zehn Jahre lang nicht gesehen hatte. Diese Erinnerungen wurden durch die Gespräche mit seiner Frau, die während der Krankheit häufiger um ihn beschäftigt war, noch verstärkt, sie teilte ihm alles mit, was sie von ihrer Sklavin über das Christentum gehört hatte. Diese Sklavin hatte eine Zeitlang in derselben Gemeinde gelebt, wo sich Pamphilius befand, den sie kannte. Julius äußerte den Wunsch, diese Sklavin zu sehen, und als sie zu ihm kam, befragte er sie ausführlich und namentlich auch über Pamphilius.

Die Sklavin erzählte ihm, daß Pamphilius unter den Brüdern einer von den besten sei und daß er von allen geliebt und geachtet werde. Er war mit jener Magdalena verheiratet, die Julius vor zehn Jahren gesehen hatte. Sie

hatten bereits mehrere Kinder. Die Sklavin schloß ihren Bericht mit den Worten: „Ja, derjenige, der nicht glaubt, daß Gott die Menschen um ihres Glückes willen erschaffen hat, muß gehen und sich das Leben der Christen ansehen.“

Julius entließ die Sklavin, und als er nun allein war, dachte er über das Gehörte nach. Als er des Pamphilius' Leben mit dem seinigen verglich, beneidete er ihn und wollte gar nicht weiter daran denken.

Um sich zu zerstreuen, griff er nun zu der griechischen Handschrift, die ihm seine Frau gebracht hatte und las darin. In dieser Handschrift fand er folgende Stelle:

„Es giebt zwei Wege, der des Lebens und der des Todes. Der Weg des Lebens besteht in folgendem: erstens, du sollst Gott lieben, der dich erschaffen hat; zweitens, und deinen Nächsten, wie dich selbst; alles, was du nicht willst, daß man dir thue, das thue auch anderen nicht. Die Lehre, welche in diesen Worten enthalten ist, besagt folgendes: Segnet, die euch fluchen, betet für eure Feinde und Verfolger, denn was wäre es für ein Verdienst, wenn ihr diejenigen liebtet, die euch lieben? Thuen das nicht auch die Heiden? Liebet also auch die euch Hassenden und ihr werdet keine Feinde haben. Fliehet die weltlichen und sinnlichen Lüste. Schlägt dich jemand auf die rechte Backe, so biete ihm auch die linke dar und du wirst vollkommen sein. Zwingt dich jemand, eine Meile mit ihm zu gehen, so gehe mit ihm zwei Meilen; hat dir jemand das Deinige genommen, so fordere es nicht zurück, denn das kannst du nicht; wenn dir jemand deinen Mantel nimmt, so gieb ihm auch das Hemd. Dem Bittenden gieb und fordere nichts zurück, denn der Vater will, daß von seinen wohlthätigen Gaben allen gegeben werde. Selig sind, die da geben nach dem Gebot.“

„Mein Kind! Vermeide alles Böse und was dem ähnlich ist. Sei nicht zornig, denn der Zorn führt zur Tötung; sei weder eifersüchtig, noch streitsüchtig, noch jähzornig, denn aus alledem entsteht Mord."

„Mein Kind! Sei nicht wollüstig, denn die Wollust führt zur Unzucht, führe keine unzüchtigen Reden, denn daraus entsteht Ehebruch."

„Mein Kind! Lüge nicht, denn die Lüge führt zum Diebstahl; sei nicht geizig, nicht ruhmsüchtig, denn aus alledem entsteht Diebstahl."

„Mein Kind! Murre nicht, denn das führt zur Gotteslästerung; sei nicht frech noch übelgesinnt, denn alles das führt zur Gotteslästerung. Sei aber demütig, denn die Demütigen werden das Reich erben. Sei langmütig, barmherzig und ohne Falsch, sei sanft und gütig und erzittere vor den Worten, die du hörest. Erhebe dich nicht über andere und gestatte deiner Seele keine Frechheit. Deine Seele hänge sich nicht an die Hoffärtigen, sondern wende sich zu den Gerechten und Friedfertigen. Alles, was dir widerfährt, nimm als eine Wohlthat an, denn wisse, daß ohne Gottes Willen nichts geschieht."

„Mein Kind! Säe nicht Zwietracht, sondern versöhne die Streitenden. Öffne die Hand nicht zum Nehmen und verschließe sie nicht beim Geben. Sei nicht unentschlossen im Geben und wenn du giebst, so murre nicht, denn du wirst erkennen, wer ein guter Vergelter ist. Wende dich nicht ab von den Notleidenden, teile alles mit deinem Bruder und nenne nichts dein eigen und dein Besitztum, denn wenn ihr Teilhaber seid an dem Unvergänglichen, seid ihr es um so mehr an dem Vergänglichen. Erziehe deine Kinder in der Furcht Gottes. Wenn du zornig bist, so

befiehl nicht deinem Sklaven oder deiner Sklavin, damit sie nicht aufhören Gott zu fürchten, der über euch beide richtet, denn er wird nicht auf das Antlitz sehen, wen er zu sich beruft, sondern er beruft diejenigen, die vom Geiste vorbereitet sind."

„Der Weg des Todes ist aber folgender: Vor allem ist er böse und voller Verdammungen; es sind hier Mord, Ehebruch, Unzucht, Wollust, Dieberei, Götzendienst, Zauberei, Giftmischerei, Raub, falsch Zeugnis, Heuchelei, Falschheit, Arglist, Hoffart, Bosheit, Hochmut, Habgier, zuchtlose Reden, Neid, Frechheit, Überhebung, Ruhmsucht; hier sind die Verfolger der Guten, die Hasser der Wahrheit, die Anhänger der Lüge, die da leugnen, daß die Rechtschaffenheit belohnt wird, die sich weder der Tugend zuwenden, noch dem gerechten Urteil; die wachsam sind nicht im Guten, sondern im Bösen, die von der Milde und Geduld weit entfernt sind, dagegen die Eitelkeiten lieben und nach Vergeltung geizen, die kein Mitleid mit ihrem Nächsten haben, die für die Mühseligen und Beladenen nicht arbeiten, die ihren Schöpfer nicht kennen, sich von den Notleidenden abwenden, die Bedrängten unterdrücken, die Reichen beschützen; die gesetzlosen Richter der Armen, die Sünder aller Art. Kinder, hütet euch vor ihnen."

Julius hatte die Handschrift noch lange nicht ausgelesen, als mit ihm etwas geschah, was sich gewöhnlich mit solchen Leuten ereignet, die, von dem aufrichtigen Wunsche beseelt, die Wahrheit zu finden, Bücher, d. h. fremde Gedanken lesen; er trat nämlich in Seelengemeinschaft mit denen, die diese Gedanken in ihm erweckt hatten. Er las und erriet schon im voraus, was da kommen wird und er stimmte nicht nur mit dem Inhalt des Gelesenen überein, sondern schien, was er gelesen, sogar selbst auszusprechen.

Es ereignete sich mit ihm jene zwar gewöhnliche, aber von vielen nicht beachtete, geheimnis- und bedeutungsvolle Lebenserscheinung, die darin besteht, daß ein sogenannter lebendiger Mensch, wenn er in innigen Verkehr mit sogenannten Verstorbenen tritt und mit ihnen ein gemeinsames Leben führt, gleichsam in ein neues Leben eintritt.

Julius' Seele vereinigte sich mit dem, der diese Gedanken geschrieben und ihm eingeflößt hatte, und nach dieser Vereinigung blickte er auf sich und auf sein Leben zurück. Er sowohl, wie auch sein ganzes Leben erschienen ihm nun als ein einziger, entsetzlicher Fehler. Das war kein Leben mehr, sondern die Vernichtung der Möglichkeit des wahren Lebens durch die beständige Sorge um das Leben und durch dessen Verführungen.

„Ich will mein Leben nicht zugrunde richten, ich will leben, den Weg des Lebens gehen!" sagte er zu sich selbst.

Er erinnerte sich alles dessen, was ihm Pamphilius in ihren früheren Unterhaltungen gesagt hatte, und das schien ihm jetzt alles so klar und zweifellos, daß er sich wunderte, wie er dem Unbekannten damals Glauben schenken und seinen Vorsatz, zu den Christen zu gehen, nicht ausführen konnte. Er erinnerte sich auch der Worte des Unbekannten:

„Gehe dann hin, wenn Du das Leben kennen gelernt hast."

„Nun, ich habe es jetzt kennen gelernt und fand nichts darin." Er erinnerte sich auch der Worte des Pamphilius, daß man ihn jederzeit freudig aufnehmen werde.

„Nein, genug des Irrtums und der Leiden!" sagte er zu sich, „ich gehe zu ihnen, um so zu leben, wie es hier gesagt ist."

Er teilte nun seinen Entschluß der Frau mit und diese

war davon entzückt. Sie war zu allem bereit. Es handelte sich nur noch um die Art der Ausführung. Was soll mit den Kindern geschehen? Sollen sie mitgenommen oder bei der Großmutter gelassen werden? Kann man sie wohl mitnehmen? Geht es auch an, sie nach der bisherigen Verweichlichung, einer mühevollen, rauhen Lebensweise auszusetzen? Die Sklavin riet, die Kinder mitzunehmen. Aber die Mutter fürchtete für die Kinder und sagte, es sei besser, sie bei der Großmutter zu lassen und allein zu gehen. Damit waren beide einverstanden.

Es war nun alles entschieden und die Ausführung hing nur noch von Julius' Krankheit ab.

VII.

In dieser Geistesstimmung schlief Julius ein. Am Morgen sagte man ihm, ein durchreisender, geschickter Arzt wünsche ihn zu sehen und verspreche ihm baldige Heilung. Julius empfing ihn freudig. Dieser Arzt war derselbe Unbekannte, dem Julius, als er zu den Christen gehen wollte, begegnet war. Nachdem er Julius Wunden untersucht hatte, verordnete er einen Kräutertrank, um des Kranken Kräfte zu stärken.

„Werde ich noch imstande sein, Handarbeiten zu verrichten?" fragte Julius.

„O ja, einen Wagen lenken und schreiben wirst Du können."

„Aber werde ich auch schwere Arbeiten verrichten, z. B. graben können?"

„Daran habe ich nicht gedacht," sagte der Arzt, „denn das kann in Deiner Lage gar nicht in Betracht kommen."

„Doch, gerade das ist es, was ich brauche," sagte Julius, und er erzählte nun dem Arzt, daß er, seitdem er ihm begegnet war, seinen Rat, das Leben kennen zu lernen, befolgt habe; daß ihm das Leben aber nicht, was es versprochen hatte, gegeben, sondern daß es im Gegenteil ihn enttäuscht habe, und daß er seine damals ausgesprochene Absicht jetzt ausführen wolle.

„Es scheint mir, daß sie durch ihre Täuschungen Dich verführt haben, und daß Du in Deiner Lage und mit den Pflichten, die Du zu erfüllen hast, besonders in Bezug auf Deine Kinder, ihre Irrtümer dennoch nicht einsiehst."

„Lies dieses hier," sagte ihm Julius und reichte ihm die Handschrift, welche er gelesen hatte. Der Arzt nahm die Handschrift und sah sie an.

„Ich kenne das," sagte er, „ich kenne diesen Betrug und wundere mich nur, daß Du, ein so gelehrter Mann, Dich in diese Falle fangen ließest."

„Ich verstehe Dich nicht. Worin besteht die Falle?"

„Es handelt sich um das Leben; und da behaupten nun diese Sophisten, diese Rebellen gegen Menschen und Götter, daß sie einen glücklichen Lebenspfad gefunden haben, auf dem alle Menschen glücklich werden sollen: es wird dann keine Kriege, keine Hinrichtungen, keine Armut, keine Laster, keinen Streit und keine Bosheit mehr geben. Und sie behaupten, ein solcher Zustand werde eintreten, wenn die Menschen Christi Gebote befolgen: d. h. wenn sie nicht streiten, nicht Unzucht treiben, nicht schwören, nicht gewaltthätig sind, und wenn kein Volk gegen das andere feindlich gesinnt ist. Aber ihr Betrug besteht eben darin, daß sie das Ziel für das Mittel nehmen.

Das Ziel besteht darin, nicht zu streiten, nicht zu

schwören, nicht Unzucht zu treiben u. s. w., und dieses Ziel kann nur mit den Mitteln des gesellschaftlichen Lebens erreicht werden. Sie aber sagen fast das nämliche, was ein Lehrer der Schießkunst dem Schießenden sagen könnte: Du wirst das Ziel dann treffen, wenn Dein Pfeil in gerader Linie zum Ziel hinfliegt. Die Aufgabe besteht aber darin, wie soll man es anstellen, damit der Pfeil in gerader Linie fliegt? Beim Schießen wird diese Aufgabe dadurch erreicht, daß man die Sehne spannt, daß der Bogen elastisch und der Pfeil gerade ist. Ebenso ist es im Leben der Menschen: die beste Art zu leben besteht darin, daß man weder streitet, noch Unzucht treibt, noch tötet; sie wird dadurch erreicht, daß die Sehne — die Regierenden, die Elastizität des Bogens — die Macht der Regierungsgewalt, und der gerade Pfeil — die gerechten Gesetze, möglichst vollkommen sind."

„Das genügt aber nicht," fuhr der Arzt fort. „Nehmen wir das Unsinnige, Unmögliche an, daß die Grundlagen der christlichen Lehre allen Menschen mitgeteilt werden können, wie man den Kranken eine Arznei einflößt, und daß nun alle Menschen die Lehre Christi erfüllen, daß sie Gott und den Nächsten lieben und die Gesetze befolgen. Selbst wenn wir dies zugeben, so wird der Lebenslauf nach ihrer Lehre die Kritik dennoch nicht bestehen. Es wird kein Leben mehr geben und alles Leben wird aufhören. Die jetzt Lebenden werden leben bleiben, aber ihre Kinder können dies Leben entweder gar nicht ertragen oder nur eines von zehn erträgt es. Alle Kinder sollen nach ihrer Lehre jeder Mutter und jedem Vater gleich lieb sein, die eigenen sowohl, wie auch die Fremden. Wer soll nun die Kinder behüten, wenn wir doch sehen, wie alle leidenschaftliche Liebe, die den Müttern innewohnt, die Kinder kaum vor dem Verderben

schützen kann; was soll daraus werden, wenn diese leidenschaftliche Mutterliebe zum Mitleid gegen alle Kinder herabsinkt? Welches Kind soll man nehmen und beschützen? Wer wird, außer der Mutter, ein krankes, übelriechendes Kind in den Nächten pflegen und bewachen? Die Natur verlieh dem Kinde in der Liebe der Mutter einen Panzer; sie aber wollen ihn entfernen, ohne ihn durch etwas anderes zu ersetzen! Wer wird den Sohn belehren, wer sich um seine Seele kümmern, wenn nicht der Vater? Wer wird ihn vor Gefahren schützen? Alles dies soll beseitigt werden! Das ganze Leben, d. h. das Fortbestehen des Menschengeschlechts, würde dann beseitigt werden."

„Auch das ist richtig," sagte Julius, durch die Beredsamkeit des Arztes überwunden.

„Nein, mein Freund, laß diese Träumereien und lebe vernünftig, namentlich jetzt, wo Dir so große, wichtige und dringende Aufgaben und Pflichten auferlegt sind. Ihre Erfüllung ist eine Ehrensache. Du hast die zweite Periode der Zweifel erreicht, schreite vorwärts und die Zweifel werden schwinden. Deine erste, unbestreitbare Pflicht ist die Erziehung Deiner Kinder, die Du vernachlässigt hast; es ist Deine Pflicht, sie zu würdigen Dienern des Vaterlands zu erziehen. Die bestehende Staatseinrichtung gab Dir alles, was Du hast, folglich mußt Du dem Staate selbst dienen und in Deinen Kindern ihm würdige Diener erziehen, dadurch wirst Du auch für Deine Kinder das Beste thun. Deine andere Pflicht ist — Deinen Mitbürgern zu dienen. Dein Mißerfolg hat Dich erbittert und enttäuscht, — das war nur eine vorübergehende Zufälligkeit. Ohne Anstrengung und Kampf ist nichts zu erreichen. Man freut sich über den Triumph nur dann, wenn der Sieg schwer erkämpft wurde.

Beginne das Leben mit dem Bewußtsein der Pflicht und alle Deine Zweifel werden vergehen. Sie sind die Erzeugnisse Deines krankhaften Zustandes. Erfülle Deine Pflicht gegen den Staat, indem Du ihm dienst und Deine Kinder für diesen Dienst vorbereitest. Stelle sie auf eigene Füße, damit sie Dich ersetzen können und dann überlasse Dich dem Leben, zu dem Du Dich hingezogen fühlst; aber bis dahin hast Du kein Recht dazu; und selbst wenn Du Dich diesem Leben hingäbest, würdest Du nur Leiden empfinden."

VIII.

Waren es nun die Arzneikräuter oder waren es die weisen Ratschläge des Arztes, — genug, Julius fühlte sich sehr bald wieder rüstig und seine Gedanken über das christliche Leben erschienen ihm wie Träumereien.

Nach einigen Tagen reiste der Arzt wieder ab. Bald darauf stand Julius auf und begann ein neues Leben nach den empfangenen Ratschlägen. Er nahm Lehrer für seine Kinder und verfolgte selbst ihren Unterricht. Seine eigene Zeit widmete er den öffentlichen Angelegenheiten und erwarb bald ein großes Ansehen in der Stadt.

So lebte er ein volles Jahr, ohne auch nur ein einziges Mal an die Christen zu denken. Nach Ablauf dieses Jahres sollte in seiner Stadt ein Gericht über die Christen stattfinden.

Es kam ein Abgesandter des römischen Kaisers nach Cilicien, um der Verbreitung des Christentums Einhalt zu thun. Julius hörte von den Maßregeln, die gegen die Christen getroffen wurden, und obschon er glaubte, daß auch die christliche Gemeinde, in der Pamphilius lebte, davon

betroffen werden könnte, gedachte er seines Freundes dennoch nicht. Einst aber, als er in seine Behörde ging, begegnete ihm auf einem Platze ein bejahrter, ärmlich gekleideter Mann, den er anfangs nicht erkannte; es war Pamphilius. Er wollte zu Julius gehen und führte ein Kind an der Hand.

„Sei gegrüßt, Freund,“ sprach ihn Pamphilius an, „ich habe eine große Bitte an Dich, weiß aber nicht, ob Du in der jetzigen Zeit der Christenverfolgungen mich noch als Deinen Freund anerkennen und Dich nicht fürchten wirst, durch den Verkehr mit mir Deine Stellung einzubüßen.“

„Ich fürchte niemand,“ erwiderte Julius, „und zum Beweis bitte ich Dich, mit mir in mein Haus zu kommen. Um mit Dir zu sprechen und Dir nützlich zu sein, will ich sogar meinen Dienst versäumen. Komm' mit mir. Wessen Kind ist das?“

„Es ist mein Sohn.“

„Ich brauchte eigentlich gar nicht zu fragen, denn ich erkenne Dein Gesicht an ihm. Auch diese blauen Augen sind mir bekannt und ich brauche nicht zu fragen, wer Deine Frau ist: es ist die Schöne, die ich vor Jahren mit Dir gesehen habe.“

„Du hast es erraten,“ erwiderte Pamphilius. Bald nachdem wir uns damals getroffen hatten, wurde sie meine Frau.“

Die Freunde traten nun in Julius' Haus. Dieser rief seine Frau herbei und übergab ihr den Knaben; dann führte er Pamphilius in sein prachtvoll ausgestattetes, abgelegenes Zimmer.

„Hier kannst Du sprechen, ohne daß uns jemand hört,“ sagte Julius.

„Ich fürchte nicht, gehört zu werden," erwiderte Pamphilius. „Meine Bitte besteht auch nicht darin, daß man die gefangenen Christen nicht richten und nicht verurteilen, sondern nur, daß man ihnen erlauben möchte, ihren Glauben öffentlich zu bekennen."

Und nun erzählte Pamphilius, daß die von der Obrigkeit ergriffenen Christen ihrer Gemeinde Mitteilung von ihrer Lage gemacht haben. Der Älteste, Kirill, der das Freundschaftsverhältnis zwischen Pamphilius und Julius kannte, beauftragte Pamphilius, für die Christen zu bitten. Diese baten nicht um Begnadigung. Sie betrachteten es als ihren Beruf, die Wahrheit der Lehre Christi zu bezeugen. Sie konnten sie durch ein langes, achtzigjähriges Leben oder auch durch den Tod als Märtyrer bezeugen. Dieses sowohl wie jenes war ihnen gleich; der unvermeidliche, leibliche Tod hatte keine Schrecken für sie; sie sahen ihm sogar, jetzt ebenso wie in fünfzig Jahren, freudig entgegen, aber sie wünschten, daß ihr Tod der Menschheit nützen möchte und deshalb sandten sie Pamphilius, um zu bitten, daß Gericht und Urteilsvollstreckung vor allem Volke stattfinden möchte.

Julius wunderte sich über Pamphilius Bitte, versprach aber alles zu thun, was er könne.

„Ich versprach Dir meinen Beistand," sagte Julius, „aber nur aus Freundschaft für Dich und aus dem besonderen guten Gefühl der Rührung, das Du stets in mir hervorrufst, aber ich muß Dir bekennen, daß ich Eure Lehre für höchst unsinnig und schädlich halte. Ich kann das daher beurteilen, weil ich noch unlängst, als ich enttäuscht, krank und mutlos war, Eure Anschauungen abermals teilte und fast entschlossen war, alles zu verlassen und zu Euch zu gehen. Ich weiß, worauf Eure Irrtümer beruhen, denn ich

habe sie selbst durchgemacht — es ist die Eigenliebe, die geistige Schwäche und eine krankhafte Schlaffheit; Euer Glaube ist für die Weiber, nicht für Männer."

„Aber weshalb denn?"

„Deshalb, weil Ihr, anstatt an den Angelegenheiten des Staates mitzuarbeiten und durch Eure Arbeit nach Verdienst in der Achtung der Menschen immer höher zu steigen, aus Stolz alle Menschen für gleich haltet, damit sich niemand über den anderen erhebe, sondern jeder sich dem Cäsar gleich erachte. So denkt Ihr selbst und lehrt das anderen. Für die Schwachen und Faulen ist das sehr verführerisch. Anstatt zu arbeiten, dünkt sich nun jeder Sklave dem Cäsar gleich. Würden Euch die Menschen folgen, so müßte die Gesellschaft zerfallen und die Zeiten der Barbarei würden wiederkehren. Ihr lehret im Staate die Zerstörung des Staates, obwohl Eure ganze Existenz durch den Staat bedingt ist. Gäbe es keinen Staat, so wäret auch Ihr nicht. Ihr alle würdet dann Sklaven der ersten, besten Skythen oder der Barbaren sein, die von Eurer Existenz erführen. Ihr seid wie ein Geschwür, das den Körper zerstört, das aber nur an dem Körper entstehen und durch ihn sich entwickeln kann. Der lebendige Körper kämpft aber mit dem Geschwür und vernichtet es. Dasselbe thun auch wir mit Euch und können es nicht unterlassen. Ungeachtet meines Versprechens, Dir bei der Erfüllung Eures Wunsches behilflich zu sein, halte ich Eure Lehre dennoch für höchst schädlich und gemein; ich halte sie deshalb für gemein, weil es gemein, ehrlos und ungerecht ist, die Brust, die Dich ernährt, zu zerfleischen. Ihr genießt die Wohlthaten der staatlichen Organisation, nehmt aber an dieser Organisation keinen Anteil, sondern zerstört sie."

„In Deinen Worten wäre viel Wahres enthalten,“ sagte Pamphilius, „wenn wir wirklich so leben würden, wie Du meinst. Aber Du kennst unser Leben nicht und hast Dir eine falsche Vorstellung davon gebildet. Ihr mit Euren luxuriösen Gewohnheiten ahnet gar nicht, wie wenig der Mensch braucht, um, ohne etwas zu entbehren, sein Dasein zu fristen. Der Mensch ist so geschaffen, daß ein Gesunder durch seiner Hände Arbeit weit mehr erzeugen kann, als für seinen Bedarf notwendig ist. Da wir aber gemeinsam leben, sind wir durch unsere gemeinsame Arbeit imstande, auch unsere Kinder, unsere Alten, Kranken und Schwachen, ohne besondere Anstrengung zu ernähren. Du behauptest, daß wir Christen in dem Sklaven den Wunsch erregen, Cäsar zu sein; im Gegenteil, wir bekennen in Worten und Thaten nur das Eine: Geduld, Demut und Arbeit, die niedrigste Arbeit des gemeinen Arbeiters. Wir kennen und begreifen nichts von Staatsangelegenheiten; wir wissen nur Eines, und das wissen wir bestimmt, daß unser Wohl von dem der anderen Menschen unzertrennlich ist; dieses Wohl, das Heil aller Menschen in ihrer Vereinigung, suchen wir.“

„Aber sage mir, Pamphilius, weshalb sind Euch die Menschen feindlich gesinnt, weshalb verfolgen, vertreiben und töten sie Euch? Weshalb entsprießt Zwietracht aus Eurer Lehre der Liebe?“

„Die Veranlassung dazu liegt nicht in uns, sondern außerhalb uns. Wir stellen Gottes Gesetz, das unser Gewissen und unsere Vernunft regiert, über alles. Wir können nur solche Staatsgesetze erfüllen, die Gottes Gesetzen nicht zuwider laufen; wir geben dem Cäsar, was des Cäsars ist, und Gott, was Gottes ist. Und das ist der Grund, weshalb uns die Menschen verfolgen. Wir haben nicht die Möglichkeit, eine

solche Feindschaft gegen uns, die nicht von uns ausgeht, zu beseitigen, denn wir können nicht aufhören, die Wahrheit zu begreifen, die wir begriffen haben, wir können nicht wider unser Gewissen und unsere Vernunft leben. Von dieser Feindschaft, die unser Glaube in anderen hervorruft, sagte unser Lehrer: „Glaubet nicht, daß ich gekommen bin, den Frieden auf Erden zu bringen; nicht den Frieden bringe ich, sondern das Schwert."

„Christus selbst mußte diese Feindschaft empfinden und er hat sie uns, seinen Schülern, öfters vorhergesagt. Er sagte: die Welt haßt mich, denn ihr Thun ist böse. Würdet Ihr von der Welt sein, so würde die Welt Euch lieben, da Ihr aber nicht von der Welt seid, dieweil ich Euch von der Welt erlöset habe, darum haßt Euch die Welt. Es ist die Zeit gekommen, da jeder, der Euch tötet, glauben wird, er diene Gott damit."

„Aber ebenso wie Christus, fürchten auch wir nicht diejenigen, die den Leib töten und deshalb weiteres nicht zu thun vermögen."

„Das Gericht über sie besteht darin, daß Licht in die Welt gekommen ist, aber die Menschen lieben die Finsternis über alles, und mehr als das Licht, denn ihr Thun war böse."

„Darüber braucht man sich aber nicht zu beunruhigen, denn die Wahrheit wird siegen. Die Schafe hören die Stimme des Hirten und folgen ihm, denn sie kennen seine Stimme. Und Christi Herde wird nicht untergehen, sondern wachsen und von allen Ländern der Erde wird sie neue Schafe an sich ziehen, denn:

„Der Geist wehet woher er will und Du hörst seine Stimme, obwohl Du nicht weißt, woher er kommt und wohin er geht."

„Ja," unterbrach ihn Julius, „aber wieviele unter Euch sind denn wohl aufrichtig? Man beschuldigt Euch häufig, daß Ihr nur zum Schein so thut, als ob Ihr Märtyrer wäret und mit Freuden für die Wahrheit sterben würdet, aber die Wahrheit ist nicht auf Eurer Seite. Ihr seid stolze Thoren, die alle Grundlagen des gesellschaftlichen Lebens zerstören."

Pamphilius erwiderte nichts darauf und blickte Julius kummervoll an.

IX.

Während Julius so sprach, kam des Pamphilius kleiner Sohn ins Zimmer gelaufen und schmiegte sich an seinen Vater.

Ungeachtet aller Liebkosungen von Julius' Frau entlief er ihr und kam zu seinem Vater. Pamphilius seufzte, liebkoste den Knaben und stand auf; aber Julius hielt ihn zurück, bat ihn, daß er noch bleiben, mit ihm sprechen und bei ihm zu Mittag speisen möchte.

„Mich wundert," sagte Julius, „daß Du verheiratet bist und Kinder hast. Ich begreife nicht, wie Ihr Christen, ohne Eigentum zu haben, Kinder erziehen könnt? Wie können Eure Mütter ruhig leben, während sie doch wissen, daß ihre Kinder unversorgt sind?"

„Weshalb sind denn unsere Kinder weniger versorgt als die Eurigen?"

„Nun, weil Ihr keine Sklaven und kein Eigentum habt. Meine Frau ist dem Christentum sehr zugeneigt, einst wollte sie sogar dieses Leben aufgeben und ich wollte mit ihr gehen. Aber da erschrak sie vor der Unsicherheit, der Not, die ihren Kindern drohten und ich konnte nicht umhin, ihr

beizustimmen. Es war das während meiner Krankheit. Mein ganzes Leben war mir zuwider und ich wollte alles verlassen. Aber einerseits war es die Angst meiner Frau und andererseits die Belehrungen des Arztes, der mich behandelte, die mich überzeugten, daß das christliche Leben, wie Ihr es führt, wohl möglich und gut sein mag für solche, die keine Familie haben, daß aber für Familienväter und Mütter mit Kindern bei Euch kein Raum sei. Daß bei einem Leben, wie Ihr es führt, das Menschengeschlecht aussterben müsse. Und das ist auch ganz richtig. Deshalb war ich so erstaunt, Dich mit einem Kinde erscheinen zu sehen."

„Ich habe nicht nur dies eine Kind, daheim ist noch ein Brustkind und ein dreijähriges Mädchen."

„Aber erkläre mir nur, wie das möglich ist. Ich begreife das nicht. Ich war bereit, alles zu verlassen und zu Euch zu gehen. Da ich aber Kinder hatte und begriff, daß, obwohl es für mich vielleicht gut gewesen wäre, ich nicht das Recht habe, die Kinder zu opfern, und so blieb ich um ihretwillen hier, um sie unter den Verhältnissen zu erziehen, in denen ich selbst erwachsen bin und gelebt habe."

„Wie sonderbar," sagte Pamphilius, „wir haben gänzlich verschiedene Ansichten. Wir sagen, wenn erwachsene Menschen ein weltliches Leben führen, so kann man das allenfalls verzeihen, denn sie sind schon verdorben, aber die Kinder? Mit ihnen in der Welt leben und sie allen Verführungen aussetzen, ist ja fürchterlich! Wehe der Welt, der Ärgernisse wegen, denn Ärgernisse müssen kommen, aber wehe dem Menschen, durch den Ärgernisse kommen. So spricht unser Lehrer, und ich sage es Dir nicht, um Dich zu widerlegen, sondern weil es wirklich so ist. Gerade darin besteht für uns die Hauptnotwendigkeit so zu leben, wie wir

alle leben, weil Kinder unter uns sind, Wesen, von denen gesagt ist: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehen.“

„Aber wie ist es möglich, daß eine christliche Familie ohne gesicherte Mittel leben kann?“

„Nach unserm Glauben ist um zu leben nur eines notwendig: Die Liebesarbeit für unsere Nächsten. Euer Mittel zum Leben ist aber die Gewalt. Sie kann vernichtet werden, ebenso wie auch die Reichtümer, und dann bleiben nur noch die Arbeit allein und die Menschenliebe übrig. Wir meinen, daß man sich daran halten müsse, was die Grundlage von allem ist, und daß man dies vermehren müsse. Hat man aber dieses, so kann die Familie leben und sogar glücklich sein. Nein,“ fuhr Pamphilius fort, „würde ich an der Wahrheit der christlichen Lehre zweifeln und in ihrer Erfüllung schwanken, so würden Zweifel und Schwanken sofort aufhören, sobald ich an das Los der Kinder dächte, die bei den Heiden unter solchen Bedingungen erzogen werden, in denen Ihr, Du und Deine Kinder, aufgewachsen und erzogen seid. Was einzelne Menschen auch thun, wie sie ihr Leben auch einrichten mögen, mit Palästen, Sklaven und den Produkten fremder Länder, die bei uns eingeführt werden, — das Leben der meisten Menschen bleibt dennoch so, wie es sein muß. Das Einzige, was dieses Leben sichern kann, bleibt immer nur die Menschenliebe und die Arbeit. Wir wollen uns selbst und unsere Kinder von diesen Bedingungen befreien und zwingen die Menschen nicht durch Liebe, sondern durch Gewalt uns zu dienen; aber wie wunderbar, je mehr wir uns dadurch zu sichern scheinen, desto mehr berauben wir uns der wahren, natürlichen und gewissen Sicherung — der Liebe. Ebenso ist es auch mit der anderen Sicherung, der Arbeit.

Je mehr der Mensch die Arbeit ablehnt und sich an den Luxus gewöhnt, desto unfähiger wird er zur Arbeit, desto mehr beraubt er sich der wahren und ewigen Sicherstellung. Und dieses sind nun die Bedingungen, in die die Menschen ihre Kinder versetzen, das ist es, was sie Sicherstellung nennen! Nimm meinen Sohn und den Deinigen, schicke sie jetzt einen Weg aufzusuchen, einen Auftrag auszurichten, ein notwendiges Geschäft zu besorgen, und überzeuge Dich dann, welcher von ihnen seine Sache besser gemacht hat; versuche es, sie in die Lehre zu geben und sieh' zu, welchen man lieber nehmen wird. Nein, sprich nicht solche fürchterliche Worte, daß das christliche Leben nur für kinderlose Leute möglich ist. Wehe dem, der einem dieser Kleinen Ärgernis bringt."

Julius schwieg.

Endlich sagte er: „Ja, Du magst vielleicht recht haben, aber die Erziehung meiner Kinder ist nun einmal angefangen und die besten Lehrer geben ihnen Unterricht. Ein Schaden kann daraus nicht entstehen. Für mich und für sie ist noch Zeit genug vorhanden. Sie können zu Euch gehen, wenn sie erwachsen sind und es für gut finden. Ich aber kann es thun, wenn ich die Kinder auf eigene Füße gestellt habe und frei geworden bin."

„Erforschet die Wahrheit und sie wird Euch befreien," sagte Pamphilius. „Christus schenkt Euch sofort die vollste Freiheit; die Lehre der Welt giebt sie niemals, lebe wohl!" Und Pamphilius entfernte sich mit seinem Sohn.

Das Urteil wurde öffentlich vollzogen und Julius sah dabei den Pamphilius, wie er mit anderen Christen die Körper der Märtyrer hinwegschaffte.

Er sah ihn zwar, aber da er sich vor den Machthabern fürchtete, näherte er sich ihm nicht und rief ihn auch nicht zu sich.

X.

Es vergingen noch zwanzig Jahre. Julius' Frau war gestorben. Sein Leben floß in den Sorgen dahin, die ihm die öffentlichen Pflichten auferlegten, im Streben nach höherer Macht, die er auch zuweilen erreichte, die ihm aber manchmal auch entschlüpfte. Sein Besitztum war groß und er bereicherte sich immer mehr.

Seine Söhne waren nun erwachsen und namentlich der zweite führte ein luxuriöses Leben. Er durchlöcherte den Boden des Eimers, in dem die Reichtümer gesammelt wurden und je größer das Vermögen wurde, desto schneller und stärker entrann es aus den Löchern. Es begann nun zwischen Julius und seinen Söhnen ein ähnlicher Kampf, wie der war, den er selbst mit seinem Vater durchgekämpft hatte. Bosheit, Haß und Eifersucht herrschte zwischen ihnen.

Nun kam auch ein neuer Statthalter, der dem Julius seine Gunst entzog. Die ihn früher umschmeichelten, verließen ihn und die Verbannung stand ihm bevor. Er reiste nach Rom, um sich zu rechtfertigen, aber man ließ ihn nicht vor und befahl ihm zurückzukehren.

Als er nach Hause kam, traf er dort seinen Sohn mit liederlichen Jünglingen. In Cilicien ging das Gerücht, Julius sei gestorben und sein Sohn feiere des Vaters Tod. Julius geriet außer sich, er schlug seinen Sohn und traf ihn so schwer, daß er bewußtlos hinsank. Dann ging Julius in die Zimmer seiner verstorbenen Frau, fand dort das Evangelium und las folgendes:

„Kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet mein Joch auf euch und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von

Herzen demütig und ihr werdet Ruhe für eure Seele finden. Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht."

Ja, dachte Julius, er hat mich schon längst gerufen; aber ich glaubte nicht an ihn, ich war unfolgsam und böse; mein Joch war schwer und meine Last war das Böse.

Lange saß Julius mit dem aufgeschlagenen Evangelium auf den Knieen da und dachte an sein verflossenes Leben; er erinnerte sich dessen, was ihm Pamphilius gesagt hatte. Dann stand er auf und ging zu seinem Sohn. Er traf ihn aufrecht und freute sich unaussprechlich, daß er ihm durch seinen Schlag keinen ernstlichen Schaden zugefügt hatte.

Ohne seinem Sohn ein Wort zu sagen, ging Julius auf die Straße und entfernte sich nach der Richtung hin, wo sich die christliche Gemeinde befand. Er wanderte den ganzen Tag und blieb am Abend bei einem Landmann, um dort zu übernachten. In dem Zimmer, in das er trat, lag ein Mann. Als dieser Mann Schritte vernahm, stand er auf. Es war der Arzt.

„Nein, jetzt wirst Du mich nicht mehr abwendig machen," rief ihm Julius zu; „zum drittenmal gehe ich dorthin und weiß nun, daß ich nur dort Ruhe finden werde."

„Wo?" fragte der Arzt.

„Bei den Christen."

„Ja, dort wirst Du vielleicht Ruhe finden; aber Du hast Deine Pflicht nicht erfüllt. Du hast keine Männlichkeit; die Mißgeschicke besiegen Dich. Wahre Philosophen handeln nicht so. Das Unglück ist nur ein Feuer, in dem das Gold geläutert wird. Du bist durch den Schmelztiegel gegangen, und jetzt, wo Du notwendig bist, entfliehst Du! Erst jetzt mußt Du die Menschen und Dich selbst erproben. Du hast die wahre Weisheit erlangt und mußt sie jetzt für das Wohl

Deiner Heimat verwenden. Was würde mit den Bürgern geschehen, wenn diejenigen, welche die Menschen, ihre Leidenschaften und ihre Lebensbedingungen kennen gelernt haben, anstatt ihre Kenntnisse, ihre Erfahrungen zum Wohl der Gesellschaft zu verwenden, sie vergraben und sich nach Ruhe sehnen würden? Deine Lebensweisheit hast Du der Gesellschaft zu verdanken und der Gesellschaft mußt Du sie nun widmen!"

„Aber ich besitze gar keine Weisheit! Ich bin voller Irrtümer! Es sind zwar alte Irrtümer, sie sind aber dadurch nicht zur Weisheit geworden. Ebensowenig wie Wasser, mag es auch noch so alt und faulig sein, zu Wein werden kann."

So sprach Julius, nahm seinen Mantel, entfernte sich aus dem Hause und ging, ohne ausgeruht zu haben, weiter. Am Abend des folgenden Tages kam er zu den Christen.

Er wurde freudig aufgenommen, obwohl man noch nicht wußte, daß er ein Freund des von allen geliebten und geachteten Pamphilius sei. Bei der Abendmahlzeit sah ihn Pamphilius, lief freudig auf ihn zu und umarmte ihn.

„Nun, da bin ich," sagte Julius, „sage mir, was ich thun soll und ich werde Dir folgen."

„Darum kümmere Dich nicht," sagte Pamphilius, „komme mit mir." Und er führte ihn in das Haus, wo die Ankommenden wohnten; dort wies er ihm ein Bett an und sagte:

„Womit Du den Menschen nützen kannst, wirst Du selbst sehen, wenn Du unsere Lebensweise erst kennen gelernt hast; damit Du aber Deine Muße gleich nützlich anwenden kannst, werde ich Dir für morgen eine Beschäftigung anweisen. In unseren Gärten hat die Weinlese begonnen, geh' dorthin

und hilf. Du wirst schon sehen, wo Du nützlich sein kannst."

Am anderen Morgen ging Julius in den Weinberg. Der erste war ein junger Weinberg, der voller Trauben hing. Junge Leute pflückten und sammelten sie. Alle Plätze waren besetzt und er fand keine Stelle, wo er sich nützlich machen konnte. Nun ging er weiter und kam zu einem Weinberg, der schon älter war, hier gab es weniger Früchte, aber auch hier war für Julius keine Arbeit vorhanden; alle arbeiteten paarweise und für Julius war kein Platz frei. Er ging noch weiter und kam zum allerältesten Weinberg, der ganz leer war. Die Reben waren verkrüppelt und dürr und schienen gar keine Trauben zu tragen.

„So ist auch mein Leben," dachte er. „Wäre ich das erste Mal hierher gekommen, so wäre es gewesen wie die Früchte im ersten Weinberg. Wäre ich hierher gekommen, als ich das zweite Mal auf dem Wege war, so wäre mein Leben wie die Früchte im zweiten Weinberg gewesen; und nun ist mein Leben wie diese unnützen, verdorrten Reben, die nur noch als Brennholz taugen."

Julius erschrak nun über das, was er gethan; er fürchtete die Strafe, die ihn dafür erwartete, daß er sein ganzes Leben vergeudet hatte. Er wurde traurig und sagte:

„Ich bin zu nichts mehr tauglich und kann jetzt nichts mehr thun." Er rührte sich nicht und meinte, daß er vernichtet hatte, was nun unwiederbringlich verloren war. Da hörte er plötzlich eine greisenhafte Stimme, die ihm zurief:

„Arbeite, mein Bruder."

Julius wandte sich um und sah einen von der Last der Jahre gebeugten Greis mit schneeweißen Haaren, der kaum noch die Beine regen konnte. Er stand bei einem Reb-

stock und sammelte einzelne, übrig gebliebene, süße Beeren. Julius näherte sich ihm.

„Arbeite, lieber Bruder! Es ist eine Freude zu arbeiten!“ Und nun zeigte er ihm, wie er die hier und da noch übrig gebliebenen Trauben aufsuchen müsse. Julius that es, fand einige Trauben, brachte sie dem Greis und legte sie in dessen Korb. Da sagte ihm der Greis:

„Sieh nur, sind diese Trauben etwa schlechter, als die, welche in jenen Weinbergen gesammelt werden? ‚Wandelt im Licht, solange das Licht in euch leuchtet,‘ sagte unser Lehrer. ‚Der Wille dessen, der mich gesandt hat, besteht darin, daß jeder, der den Sohn sieht und an ihn glaubt, das ewige Leben habe und Ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken. Denn Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, um sie zu richten, sondern um sie durch ihn zu erlösen. Die an ihn glauben, werden nicht gerichtet werden, und die nicht an ihn glauben, sind schon dadurch gerichtet, daß sie nicht an den eingeborenen Sohn Gottes geglaubt haben. Das Gericht aber besteht darin, daß das Licht in die Welt gekommen ist; aber die Menschen haben die Finsternis mehr geliebt, als das Licht, denn ihre Werke waren böse. Denn jeder, der böse Werke thut, haßt das Licht und vermeidet es, damit seine Werke nicht offenbaret werden, denn sie sind böse. Aber wer in der Wahrheit wandelt, der geht zum Licht, damit seine Thaten offenbar werden, denn sie sind in Gott gethan.‘ Gräme Dich nicht, mein Sohn! Wir alle sind Söhne Gottes und seine Diener! Wir alle sind seine Heerschar! Glaubst Du etwa, daß er außer Dir keine Diener hat? Und wenn Du Dich auch aus allen Deinen Kräften seinem Dienste gewidmet haben würdest, hättest Du dann wohl alles gethan, was Er verlangt, alles, was die

Menschen thun müssen, um Sein Reich zu gründen? Du sagst vielleicht, ich würde das doppelte, zehnfache, hundertfache gethan haben. Und hättest Du auch unzählige Mal mehr als alle Menschen gethan, was würde denn das für die Werke Gottes bedeuten? Gar nichts! Das Werk Gottes hat, wie Gott selbst, keine Grenzen und kein Ende! Das Werk Gottes ist in Dir. Gehe zu ihm hin und werde nicht sein Arbeiter, sondern sein Sohn, dann wirst Du ein Teilhaber des unendlichen Gottes und seiner Werke sein. Bei Gott ist nichts klein und nichts groß, sondern alles ist gerade oder krumm. Wandle den geraden Lebensweg und Du wirst mit Gott sein; Dein Werk wird weder klein noch groß, sondern Gottes Werk sein. Bedenke, daß im Himmel mehr Freude über einen bußfertigen Sünder, als über hunderte Gerechte ist. Die Werke der Welt und alles was Du unterlassen hast, zeigt Dir nur Deine Sünde, und Du hast sie gebüßt. Da Du sie aber gebüßt hast, fandest Du den geraden Weg; wandle ihn nun mit Gott und denke nicht an das Vergangene, an das Große und Kleine. Alles was lebt ist vor Gott gleich! Es ist nur ein Gott und nur ein Leben!"

Julius beruhigte sich nun; er lebte und arbeitete für seine Brüder nach Kräften und nach Möglichkeit. So lebte er noch zwanzig Jahre in Freuden und er merkte es nicht, wie sich ihm der leibliche Tod nahte.

Die Kreutzer-Sonate.

Übersetzt von Luise Flachs-Fokschamaun.

„Ich aber sage euch: Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen.“ (Matthäi 5, 28.)

„Es sprachen zu ihm seine Schüler: Wenn die Pflicht des Mannes gegen das Weib eine solche ist, so ist es besser, nicht zu heiraten. Und er sagte zu ihnen: Nicht alle verstehen diese Worte, sondern bloß die, denen es gegeben ist, zu verstehen.“

I.

Es war zu Beginn des Frühlings. Wir fuhren bereits den zweiten Tag. Das Kupee betraten und verließen Reisende kurzer Strecken, bloß drei kamen gleich mir von dem Abgangsort des Zuges: eine nicht hübsche, nicht junge, rauchende Dame von erschöpftem Aussehen, in einer Art von Herrenmantel und einer kleinen Mütze; ein mit ihr bekannter, redseliger Mann im Alter von ungefähr vierzig Jahren, mit ordentlichem, neuem Handgepäck; und dann noch ein sich abseits haltender Herr von lebhaften Bewegungen, noch nicht alt, nicht sehr groß gewachsen, mit offenbar früh ergrautem krausen Haar und ungewöhnlich glänzenden Augen, die schnell von Gegenstand zu Gegenstand schweiften. Er trug einen alten, aus einem

vornehmen Schneideratelier stammenden Paletot mit Astrachankragen und eine hohe Astrachanmütze. Wenn er den Paletot aufknöpfte, sah man eine ärmellose Bluse und ein gesticktes, russisches Hemd. Der Herr hatte die Eigenart, von Zeit zu Zeit Laute von sich zu geben, die einem Räuspern oder einem begonnenen und plötzlich abgebrochenen Lachen glichen.

Dieser Herr wich während der ganzen Fahrt einem Gespräch oder einer Bekanntschaft mit den Reisenden vorsichtig aus. Sprach ihn ein Nachbar an, so antwortete er kurz und barsch, er las oder blickte zum Fenster hinaus und rauchte, oder holte aus seinem alten Reisesack Proviant hervor, trank Thee oder aß etwas.

Es kam mir dann vor, als wäre er seiner Vereinsamung überdrüssig geworden, und ich wollte ihn einige Male ansprechen, allein so oft sich unsere Blicke trafen, was häufig geschah, da wir einander schräg gegenüber saßen, wandte er sich ab und griff zum Buch oder sah zum Fenster hinaus. Als der Zug gegen Abend des zweiten Tages an einer großen Station hielt, ging der nervöse Herr heißes Wasser holen und bereitete sich Thee. Der Herr mit dem ordentlichen, neuen Handgepäck, ein Advokat, wie ich später erfuhr, begab sich mit seiner Nachbarin, der rauchenden Dame im herrenartigen Mantel, in das Bahnhof-Restaurant, um Thee zu trinken.

Während der Abwesenheit des Herrn und der Dame traten einige neue Personen ins Kupee, darunter ein hoher, rasierter, alter Mann mit faltigem Gesicht, augenscheinlich ein Kaufmann, in einen Iltispelz gehüllt, eine Tuchmütze mit großem Schirm auf dem Kopfe. Der Kaufmann setzte sich der Dame und dem Advokaten gegenüber und begann gleich ein Gespräch mit einem jungen Mann, dem Aussehen

nach ein Kommis, der ebenfalls in dieser Station ins Kupee gekommen war.

Ich saß schräg gegenüber, und da der Zug stillstand, konnte ich während der Zeit, da niemand vorbeikam, Bruchstücke ihres Gesprächs vernehmen. Der Kaufmann berichtete zuerst, daß er auf sein Gut reise, das bloß eine Station weit von hier liege; hierauf sprachen sie wie immer von Preisen, von Geschäften, sprachen wie immer davon, wie jetzt in Moskau Handel getrieben wird und dann sprachen sie von dem Jahrmarkt in Nischni-Nowgorod. Der Kommis fing nun an, von dem flotten Leben eines gemeinsamen Bekannten, eines reichen Kaufmanns, auf dem Jahrmarkte zu erzählen, der Alte ließ ihn nicht zu Ende sprechen und erzählte selbst von dem vergangenen, flotten Leben in Kunawin, an dem auch er teilgenommen hatte. Und darauf war er augenscheinlich stolz und mit sichtlicher Freude berichtete er, wie er einmal in Gemeinschaft mit seinen Bekannten in Kunawin im Rausche einen übermütigen Streich vollführt hatte, den man nur flüsternd erzählen könne; der Kommis mußte laut auflachen und der Alte lachte mit, wobei er zwei gelbe Zähne sehen ließ. Ich erwartete nicht, etwas Interessantes zu hören, und erhob mich, um bis zum Abgang des Zuges auf der Plattform auf und ab zu gehen. In der Thür begegnete ich dem Advokaten mit der Dame, die eifrig mit einander sprachen.

„Sie werden die Abfahrt versäumen,“ sagte der mitteilsame Advokat. „Man wird gleich zum zweiten Male läuten.“

Und in der That, ich war kaum bis an das Ende des Waggons gelangt, als die Glocke ertönte. Ich kehrte zurück und traf die Dame und den Advokaten noch in lebhaftem Gespräch. Der alte Kaufmann saß schweigend ihnen gegen-

über, sah ernst vor sich hin und bewegte — wie kauend — ab und zu unwillig die Lippen.

„Dann teilte sie ihrem Gatten rundweg mit,“ sagte lächelnd der Advokat, als ich eben an ihm vorbeikam, „daß sie mit ihm nicht leben könne, ja auch nicht wolle, weil . . .“

Und er erzählte etwas, das ich nicht vernehmen konnte. Nach mir kamen noch Reisende, der Schaffner, der Gepäckträger, und der Lärm währte ziemlich lange, so daß man das Gespräch nicht hörte.

Als alles still ward und ich die Stimme des Advokaten wieder vernahm, war die Rede bereits von einem einzelnen Fall auf allgemeine Betrachtungen gekommen.

Der Advokat sprach davon, daß die Frage von der Ehescheidung die öffentliche Meinung in Europa beschäftigt und daß solche Fälle bei uns immer häufiger vorkommen. Als er bemerkte, daß bloß seine Stimme hörbar war, brach er ab und wandte sich an den Alten:

„In früheren Zeiten gab es das nicht, was?“ sagte er mit freundlichem Lächeln.

Der Alte wollte etwas erwidern, aber eben setzte sich der Zug in Bewegung und der Alte nahm die Mütze ab, begann sich zu bekreuzen und ein Gebet zu flüstern. Der Advokat sah weg und wartete höflich. Als der Alte mit dem Gebet und der dreimaligen Bekreuzung zu Ende war, schob er die Mütze tief herab, setzte sich auf seinem Platz zurecht und begann zu sprechen.

„Es kam auch früher vor, Herr, bloß seltener,“ sagte er. „Heutzutage kann es gar nicht anders sein. Man ist eben schon zu gebildet geworden.“

Der Zug bewegte sich immer rascher und rascher und rasselte so sehr, daß mir das Zuhören schwer wurde. Da

der Alte interessant war, setzte ich mich näher heran; auch mein Nachbar, der nervöse Herr mit den glänzenden Augen, schien Interesse zu haben und hörte zu, ohne den Platz zu verändern.

„Ja, warum ist die Bildung etwas Böses?“ fragte die Dame unmerklich lächelnd. „Ist es denn wirklich besser, so zu heiraten, wie früher, wo Bräutigam und Braut einander vorher gar nicht gesehen hatten,“ fuhr sie dann fort, nach der Art dieser Damen nicht auf die Worte des Sprechenden erwidernd, sondern auf diejenigen, die er ihrer Ansicht nach hätte sagen sollen.

„Sie wußten nicht, ob sie einander lieben, ob sie einander lieben können und heirateten wen immer und litten ihr Leben lang. Das also halten Sie für besser?“ sagte sie, ihre Rede offenbar an mich und den Advokaten richtend ... am allerwenigsten an den Alten, mit dem sie das Gespräch führte.

„Viel zu gebildet ist man geworden,“ wiederholte der Kaufmann, indem er die Dame verächtlich ansah, ohne ihre Frage zu beantworten.

„Es wäre interessant, zu erfahren, wie Sie den Zusammenhang zwischen Bildung und Uneinigkeit in der Ehe erklären,“ sagte der Advokat leise lächelnd.

Der Kaufmann wollte etwas erwidern, doch die Dame unterbrach ihn:

„Nein, diese Zeit ist vorüber ..“ sagte sie. Der Advokat fiel ihr ins Wort:

„Nein ... gestatten Sie dem Herrn, seine Ansicht zu äußern.“

„Die Dummheiten kommen von der Bildung her!“ sagte der Alte resolut.

„Leute schließen eine Ehe, ohne einander zu lieben und dann wundert man sich, daß sie nicht einträchtig leben,“

wandte die Dame hastig ein, indem sie den Advokaten und mich ansah. Sie blickte sogar zum Kommis hinüber, der sich von seinem Platze erhoben hatte und auf die Lehne gestützt dem Gespräch lächelnd folgte. „Nur Tiere kann man paaren, wie es der Eigentümer will, Menschen aber haben Neigungen, Sympathien,“ sagte die Dame in der Absicht, den Kaufmann zu verletzen.

„Das ist nicht richtig, meine Dame,“ sagte der Alte. „Das Tier ist ein Vieh, aber dem Menschen wurden Gesetze gegeben.“

„Wie kann man ohne Liebe mit einem Menschen leben?“ fuhr die Dame fort, ihre Meinungen zu entwickeln, die ihr selbst wahrscheinlich sehr neu vorkamen.

„Früher machte man hierin keinen Unterschied,“ erwiderte der Alte mit Nachdruck. „Das ist jetzt erst aufgekommen. Bei dem geringsten Zwischenfall sagt die Frau gleich: Ich verlasse Dich. Selbst bei den Bauern ist das Mode geworden: Da hast Du, sagt die Frau, Dein Hemd und Deine Hosen und ich gehe zu Wanjka, sein Haar ist krauser als das Deine. Was läßt sich da sagen! Das Wichtigste bei der Frau ist: Furcht muß sie haben.“

Der Kommis sah zum Advokaten und zu der Dame hinüber, auch zu mir, schien ein Lächeln zu unterdrücken und bereit, die Rede des Kaufmanns zu verspotten oder auch zu billigen, je nachdem sie aufgenommen werden wird.

„Welche Furcht?“ sagte die Dame.

„Ja, es fürchte die Frau den Ma—a—a—nn . . . von dieser Furcht spreche ich.“

„Damit ist's schon lange zu Ende, lieber Herr,“ rief die Dame ein wenig ärgerlich.

„Nein, meine Dame, das kann nicht zu Ende sein.

Wie Eva, die Frau, aus der Rippe des Mannes geschaffen worden, so bleibt sie bis an das Ende der Zeiten," sagte der Alte, energisch und triumphierend den Kopf schüttelnd; der Kommis erkannte gleich, daß der Sieg auf dessen Seite war, und lachte laut.

„Ihr Männer denkt so," versetzte die Dame, ohne sich für geschlagen zu halten, und sah zu uns herüber. „Ihr habt Euch selbst die Freiheit genommen und wollt das Weib im Frauengemach gefangen halten, Euch selbst, meint Ihr, sei alles erlaubt, nicht wahr?"

„Niemand giebt dazu die Erlaubnis, die Sache ist die: Der Mann wird nichts ins Haus bringen, die Frau dagegen ist ein gebrechliches Gefäß," fuhr der Kaufmann mit Nachdruck fort. Die Überzeugung, mit der er sprach, gewann sichtlich die Zuhörer, selbst die Dame fühlte sich eingeschüchtert, sie ergab sich jedoch nicht.

„Ja, aber ich glaube, Sie werden doch einsehen, daß die Frau ein Mensch ist und Gefühle hat, ebenso wie der Mann. Was soll sie denn thun, wenn sie den Mann nicht liebt?"

„Nicht liebt?" wiederholte barsch der Kaufmann und zog die Brauen und Lippen zusammen. „Wird schon lieben!" Dieses unerwartete Argument gefiel dem Kommis ganz besonders, er gab seine Zustimmung kund.

„Nein, sie wird ihn nicht lieben!" begann die Dame von neuem. „Und kommt die Liebe nicht, dann kann man zur Liebe nicht zwingen."

„Wenn aber die Frau den Mann hintergeht, was dann?" fragte der Advokat.

„Das darf nicht sein," sagte der Alte. „Da muß man eben acht geben."

„Und wenn es doch vorkommt, was dann? Es kommt doch vor.“

„Mag sein, aber bei uns nicht!“ entgegnete der Alte. Alle schwiegen eine Weile. Der Kommis machte eine Bewegung, rückte etwas näher und begann, offenbar um den anderen nicht nachzustehen, mit einem Lächeln:

„Bei einem meiner Bekannten kam es zu einem solchen Skandal. Da war es auch schwer, das Richtige zu treffen. Die Frau war leicht und machte allerlei teuflische Streiche. Der Mann war ein sehr ernster und anständiger Mensch, sie fing mit dem Buchhalter an . . . Der Gatte suchte sie in Güte zur Vernunft zu bringen, aber es ging nicht. Sie machte doch die verschiedensten bösen Streiche, begann ihm Geld zu stehlen. Er prügelte sie. Was hatte er davon? Es wurde nur noch schlimmer. Sie trieb mit einem ungetauften Juden, mit Verlaub zu sagen, Unfug. Was blieb ihm übrig? Er ließ sie laufen. So lebt er ohne Frau und sie treibt sich herum.“

„Weil er ein Narr ist,“ nahm der Alte wieder das Wort. „Gleich von Anfang an hätte er ihr keine Freiheit lassen sollen, kurz mußte er sie halten, dann wäre sie anständig geblieben. Gleich zu Beginn soll man ihr nicht den Willen lassen. Traue dem Pferde nicht im Felde und der Frau nicht im Hause.“

Der Schaffner kam herein und verlangte die Fahrkarten für die nächste Station. Der Alte gab ihm die seine.

„Ja, man muß zur rechten Zeit die Weiber kurz halten, sonst ist alles verloren.“

„Haben Sie denn nicht selbst erzählt, wie verheiratete Männer sich auf dem Jahrmarkt in Kunawin unterhalten?“ konnte ich mich nicht beherrschen, auszurufen.

„Das ist etwas ganz anderes!“ erwiderte der Kaufmann und versank in Schweigen.

Als die Lokomotive pfiff, erhob sich der Kaufmann, nahm den Reisesack unter der Bank hervor, zog den Mantel enger zusammen und verließ, die Mütze lüftend, das Kupee.

II.

Kaum war der Alte fort, als verschiedene Stimmen auf einmal zu sprechen begannen.

„Ein Papachen aus dem alten Testament,“ sagte der Kommis.

„Das ist ja der leibhaftige Domostroi,“*) rief die Dame. „Welch' barbarischer Begriff von Frau und Ehe!“

„Ja, wir sind weit von einer europäischen Anschauung der Ehe,“ meinte der Advokat.

„Solche Leute begreifen die Hauptsache nicht,“ äußerte die Dame, „daß die Ehe ohne Liebe gar keine Ehe ist, daß nur die Liebe sie zu etwas Heiligem macht und daß eine wahre Ehe nur diejenige ist, welche durch die Liebe geheiligt wird.“

Der Kommis hörte zu und lächelte; er wollte sich soviel als möglich von den klugen Gesprächen zu eigenem Gebrauch merken.

Mitten in der Rede der Dame vernahm ich hinter mir etwas, das wie ein unterbrochenes Lachen oder Schluchzen

*) Domostroi, wörtlich Hausordnung, eine Schrift aus dem XVI. Jahrhundert, in welcher dem Herrn des Hauses patriarchalische, despotische Gewalt eingeräumt wurde.

klang. Als wir uns umdrehten, bemerkten wir mir zur Seite den grauen, einsamen Mann mit den glänzenden Augen.

Unsere Unterhaltung schien ihn zu interessieren und er näherte sich uns fast unbemerkt. Er stand aufrecht, die Hände auf die Lehne des Sitzes gestützt, und schien sehr erregt. Sein Gesicht war gerötet und auf der Wange zuckte ein Muskel.

„Was ist das für eine Liebe .... die Liebe, welche ... die Ehe heiligt?“ fragte er stockend.

Die Dame, welcher die Erregung des Sprechenden nicht entgangen war, erwiderte möglichst freundlich:

„Die wahre Liebe ... wenn eine solche Liebe zwischen einem Mann und einem Weib möglich ist, dann ist auch die Ehe möglich.“

„Ja, aber was versteht man unter wahrer Liebe?“ versetzte, verlegen und schüchtern lächelnd, der Herr mit den glänzenden Augen.

„Jeder weiß, was Liebe ist,“ sagte die Dame, es schien, sie wollte mit ihm darüber nicht wieder sprechen.

„Ich weiß es nicht,“ nahm der Herr weiter das Wort. „Wir müssen präcisieren, was Sie darunter verstehen ...“

„Das ist ja sehr einfach,“ sagte die Dame und dachte nach. „Die Liebe ... die Liebe ist die ausschließliche Bevorzugung Eines oder Einer vor allen Anderen.“

„Bevorzugung auf wie lange Zeit? Auf einen Monat, auf zwei oder auf eine halbe Stunde?“ fuhr der graue Herr fort und lachte.

„Nein, erlauben Sie ... Sie sprechen wahrscheinlich von etwas anderem?“

„Nein, ich spreche gerade davon.“

„Die Dame meint,“ mengte sich der Advokat ein, indem er auf sie mit der Hand zeigte, „daß die Ehe auf

Zuneigung oder Liebe — wie Sie wollen — gegründet sein müsse, und daß nur, wenn eine solche vorhanden ist, die Ehe sozusagen zu etwas Heiligem wird. Die Dame ist ferner der Ansicht, daß eine Ehe, die nicht auf natürlicher Neigung, Liebe, wenn Sie wollen, beruht, keine ethische Verpflichtung in sich schließt. Habe ich Sie recht verstanden?" wandte er sich an die Dame. Sie drückte durch Kopfnicken ihr Einverständnis mit seiner Erklärung ihres Gedankenganges aus.

„Und dann?" . . . fuhr der Advokat fort. Aber der nervöse Herr, dessen Augen jetzt wie Feuer glühten, konnte sich nicht beherrschen und ohne den Advokaten aussprechen zu lassen, fing er an:

„Nein, ich will das Eine wissen, . . das von der Bevorzugung Eines oder Einer vor den Anderen. Ich frage bloß: Bevorzugung auf wie lange Zeit?"

„Auf wie lange Zeit? Auf lange, manchmal für das ganze Leben," sagte die Dame achselzuckend.

„Das giebt es ja aber nur in den Romanen und niemals im Leben. Im Leben dauert diese Bevorzugung manchmal Jahrelang, was sehr selten vorkommt, öfter Monate oder auch Wochen, Tage, Stunden," sagte er. Er sah offenbar, daß seine Meinung alle verblüffte und gefiel sich darin.

„Was sagen Sie da! Aber nein . . . aber erlauben Sie" . . . riefen wir alle drei durcheinander. Selbst der Kommis gab einen Laut des Unwillens von sich.

„Ja, ich weiß," überschrie uns der graue Herr. „Sie sprechen von dem, was man als existierend annimmt, und ich spreche davon, was ist. Jeder Mann fühlt das, was Ihr Liebe nennt, für jede hübsche Frau."

„Sie sagen ja entsetzliche Dinge! Es giebt doch zwischen

Menschen ein Gefühl, das man Liebe heißt, und das nicht Monate und Jahre dauert, sondern das ganze Leben . . ."

„Nein, nein! Wenn man selbst annimmt, der Mann liebt eine bestimmte Frau das ganze Leben, so würde diese Frau wahrscheinlich einen anderen Mann vorziehen. Und so war es und so ist es immer in der Welt," sagte er, zog seine Cigarettendose aus der Tasche und rauchte eine Cigarette an.

„Aber die Liebe kann ja auch gegenseitig sein," versetzte der Advokat.

„Nein, das kann nicht sein," erwiderte er, „ebensowenig wie in einem Scheffel voll Erbsen zwei vorher bestimmte Erbsen sich zusammenfinden. Und überdies kann man nicht nur annehmen, sondern dessen geradezu sicher sein, daß eine Übersättigung eintreten wird. Das ganze Leben einen und denselben oder eine und dieselbe lieben, das ist ganz ebenso, wie wenn eine Kerze das ganze Leben brennen soll," sagte er, gierig den Cigarettenrauch einziehend.

„Aber Sie sprechen ja immer von der physischen Liebe! Haben Sie denn keine Vorstellung von einer Liebe, die auf Gemeinschaft der Seele beruht, auf geistiger Verwandtschaft," versetzte die Dame.

„Geistige Verwandtschaft! Gemeinschaftliche Ideale!", wiederholte er und gab den ihm eigentümlichen Laut von sich: „Aber in diesem Falle lebt man nicht miteinander, (verzeihen Sie die Roheit) aber so bringt die Gemeinschaftlichkeit der Ideale die Menschen dazu, miteinander zu leben," sagte er und lachte nervös.

„Aber erlauben Sie," meinte der Advokat, „die Wirklichkeit steht mit Ihren Worten völlig in Widerspruch. Wir sehen, daß Ehen existieren, daß die ganze Menschheit oder

wenigstens die Mehrheit ehelich lebt und daß viele ihr langes eheliches Leben ehrlich führen.“

Der graue Herr lachte wieder.

„Nun sagen Sie, daß die Ehe auf Liebe begründet sei, wenn ich aber einen Zweifel an der Existenz aller Liebe außer der sinnlichen ausspreche, so wollen Sie mir die Existenz der Liebe durch das Vorhandensein der Ehe beweisen. Die Ehen aber sind heutzutage Lug und Trug.“

„Aber erlauben Sie,“ rief der Advokat, „ich behaupte nur, daß es Ehen gegeben hat und noch giebt.“

„Gewiß, es giebt Ehen, aber warum? Es gab und giebt Ehen zwischen Menschen, welche in der Ehe nichts Geheimnisvolles sehen, kein Sakrament, das sie vor Gott verpflichtet. Nur bei diesen giebt es eine Ehe. Menschen heiraten und sehen in der Ehe nichts als das physische Zusammenleben, und daraus entsteht entweder Betrug oder Gewaltthätigkeit. Ist es nur Betrug, so erträgt es sich leichter. Mann und Weib betrügen die anderen, daß sie angeblich in Monogamie leben; thatsächlich sind sie polygamisch oder polyandrisch. Das ist schlimm, aber das geht noch an; wenn aber, wie es öfter der Fall ist, Mann und Frau die Verpflichtung übernehmen, mit einander das ganze Leben zu verbringen und schon vom zweiten Monate ab einander hassen, von einander gehen möchten und doch mit einander leben, dann wird die Ehe zur Hölle und die Folgen sind Trunksucht, Erschießen, Todschlag und Vergiftung,“ rief er, immer rascher sprechend, ließ niemand zu Worte kommen und ward immer aufgeregter. Es wurde allen unbehaglich zu Mute.

„Ja, ohne Zweifel giebt es im Eheleben kritische Episoden,“ ließ sich der Advokat hören, der dem unfeinen leidenschaftlichen Gespräch ein Ende setzen wollte.

„Ich sehe, daß Sie bereits wissen, wer ich bin," sagte der graue Herr nun leise und scheinbar ruhig.

„Nein, ich habe nicht das Vergnügen."

„Das Vergnügen ist nicht groß. Ich bin Posdnyscheff, derselbe, mit dem sich jene kritische Episode ereignete, auf die Sie anspielten — die Episode, daß er seine Frau tötete," sagte er und sah uns alle an.

Keiner fand ein Wort der Entgegnung, alle schwiegen.

„Aber das ist ja einerlei," fuhr er fort, wieder seinen eigentümlichen Laut ausstoßend. „Im übrigen . . . verzeihen Sie. Ich werde Sie nicht mehr stören."

„Aber nein, bitte . . ." rief der Advokat, ohne zu wissen, warum er dieses „bitte" sagte.

Posdnyscheff drehte sich jedoch, ohne ihn anzuhören, rasch um und ging zu seinem Platz. Der Herr und die Dame unterhielten sich flüsternd. Ich saß neben Posdnyscheff und schwieg. Ich fand nichts, was ihm zu sagen. Zum Lesen war es zu dunkel und ich schloß die Augen und that als ob ich schlafen wollte. So fuhren wir schweigend bis zur nächsten Station.

Der Herr und die Dame begaben sich dort in ein anderes Kupee, was sie schon vorher mit dem Schaffner verabredet hatten. Der Kommis machte es sich auf der Bank bequem und schlief ein.

Posdnyscheff rauchte noch immer und trank den Thee, den er sich auf der Station bereitet hatte.

Als ich die Augen aufschlug und ihn anblickte, wandte er sich energisch und gereizt an mich:

„Es ist Ihnen vielleicht unangenehm, neben mir zu sitzen, da Sie nun wissen, wer ich bin . . . dann werde ich fortgehen . . ."

„O, ich bitte."

„Wünschen Sie also ein Glas Thee? Er ist aber sehr stark." Er goß mir Thee ein.

„Man redet allerlei und alles ist Lüge," sagte er.

„Wovon sprechen Sie?" fragte ich.

„Immer von ein und demselben ... von der „Liebe" und davon, was sie thatsächlich ist. Sind sie schläfrig?" ...

„O, nein! . . ."

„Wollen Sie wissen, wie mich diese Liebe dazu gebracht hat, zu thun, was ich später gethan?"

„Wenn es Ihnen nicht zu schwer wird . . ."

„Nein, mir fällt das Schweigen schwer. Trinken Sie doch Ihren Thee . . . oder ist er Ihnen etwa zu stark?"

Der Thee sah thatsächlich wie Bier aus, ich trank dennoch ein Glas. Inzwischen war der Schaffner ins Kupee gekommen. Posdnyscheff verfolgte ihn stumm mit zornigen Blicken und begann erst zu sprechen, als jener fort war.

III.

„Nun denn, ich werde Ihnen erzählen ... wollen Sie es aber wirklich hören?"

Ich wiederholte, daß ich es lebhaft wünschte. Er schwieg eine Weile, rieb sich mit der Hand das Gesicht und begann:

„Wenn ich erzählen soll, dann muß ich alles — von Anfang an erzählen: Ich muß erzählen, wie und weshalb ich geheiratet habe und was ich vor der Ehe gewesen bin.

Vor der Ehe lebte ich wie alle leben, nämlich alle unsere Standesgenossen. Ich bin Gutsbesitzer, habe die Universität absolviert und war Adelsmarschall. Vor der Ehe lebte ich wie alle leben, d. h. liederlich und wie alle Männer

unseres Standes dachte ich, indem ich liederlich lebte, anständig zu sein. In meinem Inneren sagte ich mir, daß ich sehr brav, ein sehr moralischer Mensch sei. Ich war kein Verführer, besaß keine widernatürlichen Neigungen, machte daraus nicht den hauptsächlichen Inhalt meines Lebens, wie dies viele von meinen Altersgenossen thaten, sondern gab mich der Ausschweifung mit Maß, Anstand und aus Gesundheitsrücksichten hin. Ich mied Frauen, die mich durch ein Kind oder durch Anhänglichkeit hätten binden können. Es waren übrigens vielleicht auch Kinder und auch Anhänglichkeit vorhanden, allein ich that, als wären sie nicht vorhanden. Und das hielt ich nicht bloß für moralisch, sondern ich war sogar darauf stolz . . .“

Er hielt inne und ließ seinen eigentümlichen Laut hören, was er immer that, so oft ein neuer Gedanke ihm durch den Kopf schoß.

„Das eben ist das Niederträchtige,“ rief er aus. „Die Ausschweifung liegt ja nicht im Physischen — keine physische Unschicklichkeit ist Ausschweifung. Die wahre Ausschweifung besteht in der Befreiung von den moralischen Pflichten gegenüber dem Weib, mit dem man physischen Verkehr pflegt. Diese Befreiung rechnete ich mir als Verdienst an. Ich erinnere mich, wie mich einmal Gewissensbisse peinigten, weil ich nicht dazu gekommen war, eine Frau zu entlohnen, welche sich mir wahrscheinlich aus Liebe ergeben hatte. Ich beruhigte mich erst, als ich ihr das Geld schickte und damit also zeigte, daß ich moralisch mit ihr nicht verbunden bin . . . Nicken Sie nicht mit dem Kopf, als teilten Sie meine Ansicht,“ schrie er mich plötzlich an. „Ich kenne ja die Geschichte. Ihr alle und auch Sie, wenn Sie nicht eine seltene Ausnahme bilden, haben dieselben Ansichten,

wie ich Sie früher hatte. Doch das ist ja ganz gleichgültig, Sie verzeihen," fuhr er fort. „Aber die Sache ist schrecklich, schrecklich, schrecklich!"

„Was ist denn schrecklich?" fragte ich.

„Jener Abgrund von Irrungen, in dem wir der Frau gegenüber leben, und unsere Beziehungen zu ihr. Ich kann davon nicht ruhig sprechen . . . nicht etwa wegen jenes Zwischenfalles, von dem der Advokat gesprochen, sondern weil mir seither die Augen aufgegangen sind und ich jetzt alles in anderem Lichte sehe — alles ist verkehrt, verkehrt."

Er brannte eine Cigarette an und sich mit den Ellenbogen auf die Knie stützend, begann er wieder.

Ich konnte in der Dunkelheit sein Gesicht nicht sehen und vernahm bloß unter dem Rütteln des Waggons seine angenehme und überzeugende Stimme.

IV.

„Ja, durch solch ein Leiden, wie ich es durchgemacht, kam ich dazu, zu begreifen, wo die Wurzel des ganzen Übels steckt, begriff ich, was sein sollte, und erkannte daher, wie entsetzlich die Wirklichkeit ist. So, sehen Sie, nahm das seinen Anfang, was jene Episode herbeiführte. Das begann damals, als ich kaum sechzehn Jahre alt war. Ich besuchte noch das Gymnasium und mein älterer Bruder war Student im ersten Jahrgang. Ich kannte die Frauen noch nicht, aber, wie alle die unglücklichen Kinder unserer Stände, war ich kein unschuldiger Knabe mehr: seit zwei Jahren schon war ich durch die Gespräche der Knaben verderbt; mich quälte bereits das Weib, nicht ein bestimmtes, sondern das Weib als etwas Wonnevolles, das Weib, jedes Weib,

die Nacktheit des Weibes. Meine Einsamkeit war nicht mehr rein. Ich quälte mich, wie sich neunundneunzig Prozent unserer Knaben quälen. Ich war entsetzt, ich litt, ich betete und fiel. In der Phantasie und in der Wirklichkeit war ich bereits verderbt, allein ich hatte den letzten Schritt noch nicht gethan. Ich ruinierte mich allein, hatte noch kein anderes menschliches Wesen berührt. Ein Kamerad meines Bruders, ein lustiger Student, ein sogenannter guter Junge, das heißt, selber ein großer Thunichtgut, beredete uns, nachdem er uns Trinken und Kartenspielen gelehrt, nach dem Gelage . . . dorthin . . . zu fahren. Wir fuhren hin. Auch mein Bruder war noch rein gewesen und fiel in derselben Nacht. Und ich, ein fünfzehnjähriger Knabe, besudelte mich selbst, nahm teil an der Erniedrigung des Weibes, ohne zu begreifen, was ich that. Hatte ich doch von keinem Älteren gehört, daß das, was ich that, schlecht sei. Und auch jetzt wird niemand dies hören. Es ist ja richtig, es steht in den Geboten, allein die Gebote sind bloß dazu da, um bei der Prüfung dem Geistlichen aufgesagt zu werden.

Auch werden sie da nicht so streng gefordert, wie das Gebot des ut bei den Konjunktivsätzen.

Auch von den älteren Leuten, deren Urteil ich achtete, hörte ich nicht, daß dies unrecht sei. Ganz im Gegenteil, Leute, die ich verehrte, meinten, es sei gut. Man sagte mir, daß meine Kämpfe und Leiden dann aufhören würden; ich hörte dies und las darüber. Ältere Leute sagten, es sei auch der Gesundheit zuträglich; von den Kameraden wußte ich, daß darin ein gewisses Verdienst liege, eine Bravour. Also, alles in allem, war da nur Gutes zu erwarten. Die Gefahr einer Krankheit? Auch dagegen ist vorgesorgt, die

fürsorgliche Regierung hat daran gedacht; sie beaufsichtigt pünktlich die Freudenhäuser und schützt die Ausschweifungen der Gymnasiasten. Die Ärzte sorgen dafür gegen Bezahlung. So gehört es sich auch. Sie behaupten, die Ausschweifung sei der Gesundheit zuträglich, und veranstalten eine ordnungsmäßige Ausschweifung. Ich kenne Mütter, die in diesem Sinne für die Gesundheit ihrer Söhne sorgen. Die Wissenschaft schickt die jungen Leute in die Freudenhäuser."

„Was hat die Wissenschaft damit zu thun?" fragte ich.

„Was sind denn die Ärzte sonst? Götzendiener der Wissenschaft! Wer verführt die Jugend durch die Behauptung, daß es für die Gesundheit gut sei? Die Ärzte!"

„Aber, wenn 0 · 01 der Mühe, die man auf die Heilung der Syphilis verwendet, auf die Vernichtung der Ausschweifung verwendet werden würde, gäbe es schon längst keine Syphilis mehr. Dagegen wird alle Mühe nicht auf die Vernichtung der Ausschweifung verwendet, sondern auf die Förderung, indem man die Ausschweifung nach Möglichkeit gefahrlos macht. Allein es handelt sich ja nicht darum. Die Sache ist die, daß mir ebenso wie den 0 · 9 nicht bloß der Menschen unseres Standes, sondern aller Stände, selbst der Bauern, das Schreckliche widerfuhr, nicht deshalb gefallen zu sein, weil ich dem natürlichen Reize einer bestimmten Frau unterlag — kein Weib hat mich verführt. Ich fiel deshalb, weil meine Umgebung in dem, was in Wirklichkeit ein Fall war, entweder eine erlaubte und der Gesundheit zuträgliche Sache oder einen ganz natürlichen und nicht nur verzeihlichen, sondern auch unschuldigen Zeitvertreib für einen jungen Mann fand. Ich dachte auch nicht, daß es ein Fall war, ich fing einfach an, mich jenen Vergnügungen oder auch Bedürfnissen hinzugeben, welche, wie man mir sagte,

einem gewissen Alter zukommen. Ich gab mich dieser Ausschweifung hin, wie ich auch zu trinken und zu rauchen begann. Und dennoch war in diesem ersten Falle etwas Besonderes und Rührendes. Ich erinnere mich, daß es mir sogleich, noch ehe ich das Zimmer verlassen hatte, traurig zumute wurde, so traurig, daß ich weinen wollte — weinen über die verlorene Unschuld, über die auf ewig verlorene Unbefangenheit der Frau gegenüber. Ja, die natürliche, einfache Beziehung war auf ewig verloren. Seit dieser Zeit konnte es für mich kein reines Verhältnis zur Frau geben und hat es auch nicht gegeben. Ich wurde das, was man einen Buhler nennt. Und Buhler sein, ist ein physischer Zustand — ähnlich wie ein Morphinist, ein Trunkenbold oder Raucher sein. Ebenso wie ein Morphinist, Trunkenbold oder Raucher kein normaler Mensch ist, so ist auch der Mensch, der einige Frauen zu seinem Vergnügen erkannt hat, nicht mehr normal, vielmehr ein für immer verdorbener Mensch, ein Buhler. Einen Trunkenbold und einen Morphinisten kann man sofort an dem Gesichtsausdruck, an seinem Gebahren erkennen, und ebenso den Buhler. Der Buhler mag sich enthalten, mag kämpfen, aber er wird nie mehr in einer einfachen, klaren, reinen brüderlichen Beziehung zu einer Frau stehen. An seiner Art, ein junges Weib anzublicken, kann man gleich den Buhler erkennen. Und ich wurde Buhler und bin ein solcher geblieben, und das eben war mein Unglück.“

V.

„. . . Ja, so ist es. Dann ging es weiter, immer weiter, es gab noch allerlei Verirrungen. Mein Gott, wenn ich mich aller meiner Niederträchtigkeiten in diesem Sinne erinnere,

bekomme ich Angst. Und da denke ich nur an mich selbst, den die Kameraden wegen der sogenannten Unschuld ausgelacht haben. Wenn man aber an die sogenannte goldene Jugend denkt, an die Offiziere, die Pariser! Und da kommen alle diese Herren, auch ich, dreißigjährige Wüstlinge, die auf der Seele wohl hunderte von schrecklichen Verbrechen gegen das Weib haben — da kommen wir, die dreißigjährigen Wüstlinge, rein gewaschen, rasiert, parfümiert, in weißer Wäsche, in Frack oder Uniform in einen Salon oder auf einen Ball, ein Sinnbild der Reinheit, ein Entzücken.

Bedenken Sie nur, wie es sein sollte und wie es ist. Folgendes sollte sein: Wenn in der Gesellschaft ein solcher Herr zu meiner Schwester oder zu meiner Tochter tritt, so muß ich, der sein Leben kennt, auf ihn zugehen, ihn bei Seite rufen und ihm leise sagen: „Mein Freund, ich weiß wie Du lebst, wie Du Deine Nächte verbringst und mit wem. Hier ist nicht der Platz für Dich. Hier sind nur reine, unschuldige Mädchen. Geh fort!“ So sollte es sein. In der Wirklichkeit aber jubeln wir, wenn ein solcher Herr erscheint und beim Tanzen meine Schwester oder meine Tochter umarmt, natürlich wenn dieser Herr reich ist und gute Verbindungen hat. Vielleicht wird er nach der Rigolboche auch meine Tochter auszeichnen. Auch wenn Spuren der Krankheit geblieben sind — was thut's! Die Ärzte von heute verstehen es, gut zu heilen. Ja, es ist so. Ich weiß, daß einige Mädchen der besten Gesellschaft von den Eltern mit der größten Freude an Leute verheiratet worden sind, die an der gewissen Krankheit leiden . . . O welche Niederträchtigkeit! O, wird denn nicht die Zeit kommen, daß dieser Schmutz und diese Lüge aufgedeckt werden!“

Er hatte schon mehrere Male seine sonderbaren Laute

hören lassen und begann jetzt Thee zu trinken. Der Thee war ungeheuer stark. Es war kein Wasser da, ihn zu verdünnen. Ich fühlte, daß mich die zwei Gläser Thee, die ich getrunken, erheblich aufgeregt hatten. Wahrscheinlich hatte auch auf ihn der Thee eingewirkt, denn auch er ward immer erregter. Seine Stimme bekam mehr Klang und Ausdruck. Er änderte immer die Stellung, zog die Mütze ab und setzte sie wieder auf. Sein Gesichtsausdruck wechselte merkwürdig in dem Halbdunkel, in dem wir uns befanden.

„So lebte ich denn bis zu dreißig Jahren und gab dabei keinen Augenblick die Idee auf, zu heiraten und mir ein erhabenes, reines Familienleben einzurichten. Mit dieser Absicht sah ich ein jedes passende Mädchen an," fuhr er fort. „Ich watete im Schmutze der Ausschweifung und zu gleicher Zeit suchte ich nach Mädchen, die meiner Reinheit würdig waren.

Viele verwarf ich eben, weil sie nicht genügend rein für mich waren. Endlich fand ich eine, die ich für meiner würdig hielt. Es war eine von den zwei Töchtern eines einst reichen, aber seither verarmten Gutsbesitzers aus Pensa.

Einmal, nachdem wir in der Nacht bei Mondenschein im Kahn gefahren und nach Hause zurückgekehrt waren, saß ich ihr zur Seite und bewunderte ihre schlanke Gestalt in einer Jersey-Taille und ihre Locken. Da entschied ich, daß sie die richtige sei. Es schien mir an diesem Abend, daß sie alles verstünde. Alles, was ich denke und fühle, und natürlich fühle und denke ich nur die allererhabensten Dinge. Es war aber thatsächlich bloß das, daß die Jersey-Taille ihr besonders gut stand, ebenso wie die Lockenfrisur. Und nachdem ich einen Tag in ihrer Nähe verbracht hatte, überkam mich das Verlangen, ihr noch näher zu kommen.

Merkwürdig, wie sehr man der Illusion verfällt, daß das Schöne auch das Gute sei. Eine schöne Frau spricht Unsinn, man hört ihr zu und hört nicht den Unsinn, sondern etwas Kluges heraus. Sie spricht und thut häßliche Dinge — und es erscheint als etwas Liebliches. Wenn sie aber weder Unsinn, noch Unschickliches spricht und dabei schön ist, so ist man gleich überzeugt, sie sei ein Wunder von Klugheit und Sittlichkeit!

Ich kam ganz entzückt nach Hause, überzeugt, daß sie der Inbegriff der sittlichen Vollkommenheit und deshalb würdig sei, meine Frau zu werden. Am darauffolgenden Tage machte ich den Antrag.

Was das für ein Wirrwarr ist! Unter tausend Männern, die heiraten, nicht bloß in unserem Stande, sondern leider auch im Volke, giebt es kaum einen, der nicht schon früher wenigstens zehnmal verheiratet war und vielleicht auch hundertmal und tausendmal vor seiner Ehe, wie Don Juan. Es giebt jetzt, wie ich höre und sehe, endlich reine junge Männer, die fühlen und wissen, daß dies kein Scherz, sondern etwas Wichtiges ist.

Gott helfe ihnen, aber zu meiner Zeit gab es nicht einen einzigen solchen unter Zehntausend. Und alle wissen es und thun, als wüßten sie es nicht. In allen Romanen beschreibt man bis auf alle Einzelheiten die Gefühle der Helden, und die Teiche, die Gebüsche, an denen sie vorbeigehen. Wenn aber von ihrer großen Liebe zu irgend einem Mädchen die Rede ist, wird nichts davon erwähnt, was er, der interessante Held, vorher erlebt hat. Es wird nichts von seinen Besuchen in Freudenhäusern erwähnt, von den Dienstmädchen, Köchinnen und den Frauen anderer. Und wenn es auch solche unanständige Romane giebt, so

legt man sie nicht in die Hand derjenigen, die dies zu wissen am nötigsten haben.

Zuerst heuchelt man den Mädchen vor, daß die Sittenlosigkeit, welche das halbe Leben unserer Städte und Dörfer ausmacht, gar nicht existiert.

Dann gewöhnt man sich diese Heuchelei so sehr an, daß man gleich den Engländern beginnt, daran selbst aufrichtig zu glauben, wir alle seien gesittete Menschen und leben in einer gesitteten Welt. Die Mädchen — die Armen — glauben daran ganz im Ernst. So glaubte auch meine unglückliche Frau. Ich entsinne mich, ihr, als ich noch Bräutigam war, mein Tagebuch gezeigt zu haben. Sie konnte daraus wenigstens etwas aus meiner Vergangenheit erfahren und besonders über meine letzte Liaison, von der sie durch andere hätte hören können. Deshalb fühlte ich auch die Notwendigkeit, ihr davon zu erzählen. Ich erinnere mich wie entsetzt, verzweifelt und ratlos sie war, als sie erfuhr und begriff. Ich sah es ihr an, daß sie damals mit mir brechen wollte. Warum hat sie das nicht gethan?!"

Er stieß seinen eigentümlichen Laut aus, nahm noch einen Schluck Thee und schwieg eine Weile.

VI.

„Doch nein, es ist besser, besser so!" rief er. „Ich verdiene es nicht anders. Aber darum handelt es sich ja nicht. Ich wollte sagen, daß dabei nur die unglücklichen Mädchen betrogen werden.

Die Mütter wissen es ja, und die Mütter, die von ihren Männern erzogen wurden, wissen es sogar sehr genau. Sie stellen sich, als ob sie an die Reinheit der Männer

glaubten, allein sie handeln ganz anders. Sie wissen, in welcher Weise die Männer für sich selbst und ihre Töchter zu ködern sind.

Wir Männer hingegen wissen nicht, weil wir eben nicht wissen wollen, aber die Frauen wissen sehr wohl, daß die allererhabenste sogenannte poetische Liebe nicht von den moralischen Vorzügen abhängt, sondern von der physischen Nähe und dann auch von der Frisur, von der Farbe und dem Schnitt des Kleides. Sagen Sie einer erfahrenen Kokette, die sich zur Aufgabe gemacht hat, jemand zu fesseln, was sie eher riskieren würde in Anwesenheit dessen, den sie fesseln will; der Lüge, der Grausamkeit, selbst der Sittenlosigkeit überwiesen zu werden oder in einem schlecht geschnittenen und häßlichen Kleide zu erscheinen. — Jede wird das Erstere vorziehen. Sie weiß, daß unsereiner von den erhabenen Gefühlen nur faselt — wir begehren bloß den Leib — und daher verzeiht man alle Schändlichkeiten — ein häßliches, geschmackloses, ordinäres Kleid aber nicht.

Die Kokette ist sich dessen bewußt, und jedes unschuldige Mädchen weiß es unbewußt, wie es die Tiere wissen.

Daher kommen alle diese niederträchtigen Jersey-Taillen, diese Tournüren, die nackten Schultern, Arme, beinahe die Brüste. Die Frauen, besonders diejenigen, welche eine männliche Schule durchgemacht haben, wissen ganz gut, wissen ganz genau, daß die Gespräche über erhabene Dinge Gespräche bleiben und daß der Mann den Körper begehrt und alles, was diesen Körper in einem falschen, eben verführerischen Lichte erscheinen läßt; und das wird gemacht. Wenn wir die Gewohnheit an diese Schändlichkeit, die uns zur zweiten Natur geworden ist, abschütteln und das Leben der

höheren Klassen, wie es ist, in seiner ganzen Schamlosigkeit ansehen, erscheint es uns ganz einfach als ein einziges großes Freudenhaus . . . Sind Sie nicht meiner Meinung? Erlauben Sie, ich werde es beweisen," sprach er wieder, mich unterbrechend. „Sie sagen, daß die Frauen unserer Gesellschaft andere Interessen haben, als die Frauen in den Freudenhäusern, ich aber sage „nein" und ich werde es beweisen. Wenn Menschen verschiedene Lebensziele haben und sich nach dem inneren Gehalt des Lebens unterscheiden, so muß dieser Unterschied auch im Äußeren sich zeigen, das Äußere muß verschieden sein. Aber sehen Sie jene unglücklichen, verachteten Geschöpfe an und dann unsere Weltdamen: Es sind dieselben Toiletten, derselbe Schnitt der Kleider, dieselben Parfüms, dieselbe Art, Arme, Schultern und Brust zu entblößen, dieselben eng anliegenden Tournüren — dieselbe Leidenschaft für bunte Steine, für kostspielige, glänzende Gegenstände, dieselben Vergnügungen, Tänze, Musik und Gesang. Ganz wie jene mit allen Mitteln locken wollen, thun es auch diese."

VII.

„Ja, so haben mich die Locken, die Jersey-Taillen und die Tournüren gefangen.

Ich war leicht zu fangen, weil ich in Verhältnissen erzogen war, in denen junge Leute verliebter Natur wie die Gurken im Treibhaus gezogen werden. Unsere aufregende, üppige Nahrung bei vollständigem, physischem Müßiggang ist nichts anderes, als eine systematische Erregung der Lüsternheit. Ob Sie sich wundern oder nicht — so ist es. Ich habe es ja bis vor kurzem auch nicht gesehen. Jetzt habe

ich es begriffen. Deshalb leide ich auch darunter, daß niemand das weiß und man solchen Unsinn spricht, wie jene Dame.

Im Frühling arbeiteten unweit von uns Bauern an einem Eisenbahndamm. Die Nahrung eines Bauern bei der Arbeit besteht gewöhnlich in Brot, Quas*) und Zwiebel; er ist dabei gesund und kräftig und verrichtet seine leichte Feldarbeit. Nun kommt er zur Eisenbahn und er erhält Grütze und ein Pfund Fleisch als Nahrung. Dafür arbeitet er aber sechzehn Stunden und fährt einen Karren mit dreißig Pud Ladung. Und das bekommt ihm gut. Wir hingegen, die zwei Pfund Fleisch und Wildpret und Fische verzehren und allerlei erregende Gerichte und Getränke — wozu führt das? Zu sinnlicher Überreizung. Und geschieht das, so wird das Sicherheitsventil geöffnet und alles ist in Ordnung; hält man aber das Ventil geschlossen, wie ich es eine Zeit lang gethan habe, so entsteht gleich eine Reizung, welche durch das Prisma unseres unnatürlichen Lebens hindurch als eine Verliebtheit reinsten Wassers erscheint und sogar manchmal platonisch ist. Auch ich habe mich eben verliebt, wie alle sich verlieben.

Alles war da: Entzücken, Rührung und Poesie. Im Grunde war diese meine Liebe das Resultat einerseits des Wirkens der Mutter und Schneiderinnen, andererseits der allzureichlichen Nahrung bei müßigem Leben. Hätte es keine Kahnpartien gegeben, hätten Schneiderinnen für Taille u. s. w. nicht gesorgt, hätte meine Frau häßliche Schlafröcke getragen und wäre sie zu Hause geblieben — wäre ich ein Mensch von normaler Lebensweise gewesen, der genau

---

*) Ein säuerliches Getränk aus Roggen.

so viel Nahrung zu sich nimmt, als für seine Arbeit notwendig ist, und wäre bei mir das Ventil offen gewesen und nicht zufällig eine Zeitlang geschlossen, so hätte ich mich nicht verliebt, und nichts wäre geschehen."

VIII.

„Nun, hier traf alles zusammen: mein Zustand, die schönen Kleider, auch die Kahnpartie gelang. Zwanzigmal mißlingt es und diesmal traf es zu, wie bei einer Falle. Ich scherze nicht. Jetzt werden ja die Ehen so veranstaltet, wie das Legen von Fallen. Ist doch natürlich, nicht? Das Mädchen ist reif geworden, man muß sie verheiraten. Scheint auch ganz einfach zu sein, wenn das Mädchen kein Scheusal ist und es Männer giebt, die heiraten wollen. So war es auch früher. Das Mädchen hat das richtige Alter erreicht — die Eltern stifteten die Ehe. So war es bei allen Menschen: bei den Chinesen, Indern, Mohammedanern, bei uns im Volke, so geschieht es bei allen Menschenrassen oder doch bei neunundneunzig Prozent der Menschheit. Da fand ein Prozent, oder vielleicht noch weniger, von uns Wüstlingen, daß dies schlecht sei, und man ersann etwas Neues. Was ist denn aber dieses Neue? Das Neue ist, daß die Jungfrauen da sitzen und die Männer sozusagen auf dem Markt umhergehen und wählen. Und die Jungfrauen warten und denken, ohne es sagen zu dürfen: mich, Väterchen! Nein—mich! Nicht diese, sondern mich: sieh, welche Schultern ich habe . . . und das übrige! Und wir Männer gehen umher, mustern sie und sind zufrieden. Wir wissen Bescheid, denken wir uns, und gehen nicht auf den Leim. Wir gehen umher, sehen uns alles an und sind sehr befriedigt, daß alles das

für uns veranstaltet ist, aber, sieh, einmal ist man nicht vorsichtig genug, klapps, da hat man's!"

„Was ist denn da zu thun?" fragte ich. „Soll denn die Frau den Antrag stellen?"

„Ja, ich weiß nicht was, aber wenn schon Gleichheit herrschen soll, so muß es auch wirklich Gleichheit sein. Hält man die Ehevermittelung für erniedrigend, so ist diese Art tausendmal schlimmer. Dort waren die Rechte und die Chancen gleich, hier aber ist die Frau entweder eine Sklavin auf dem Markt oder eine Lockspeise in der Falle. Sagen Sie doch irgend einer Mutter oder dem Mädchen selbst die Wahrheit, sagen Sie, daß ihre ganze Beschäftigung in der Jagd nach einem Bräutigam besteht, — mein Gott, welche Beleidigung! Und doch thun sie nichts anderes und haben auch nichts anderes zu thun. Und das Schreckliche dabei ist, daß manchmal ganz junge arme unschuldige Mädchen sich damit abgeben. Und wenn es noch offen geschähe, aber es ist alles Betrug. „Ach, die Entstehung der Arten, — wie interessant!" „Ach, Lilly interessiert sich so sehr für Malerei!" „Werden Sie die Ausstellung besuchen? Wie belehrend! Und dann die Troika-Fahrten, die Theatervorstellungen, die Symphonie? Ach, wie großartig! Meine Lilly liebt Musik wie verrückt. Und Sie, warum teilen Sie nicht diese Meinung? Und das Rudern! . . ."

Der Gedanke dabei ist immer ein und derselbe: „Nimm mich, meine Lilly! Nein — mich! Versuche es doch! . . ."

O Niederträchtigkeit, Lüge," sagte er schließlich und, nachdem er den Thee ausgetrunken hatte, begann er das Theegeschirr fortzuräumen.

IX.

„Und wissen Sie,“ begann er, indem er den Thee und den Zucker in seinen Reisesack steckte, „daß jene Macht des Weibes, unter der die ganze Welt leidet . . . das alles kommt eben davon . . .“

„Welche Macht des Weibes?“ fragte ich. „Die Rechte, die Privilegien gehören den Männern.“

„Ja, ja, das ist es eben!“ unterbrach er mich. „Das eben, was ich Ihnen sagen will, erklärt auch die sonderbare Sachlage, daß einerseits die Frau wirklich auf die letzte Stufe der Erniedrigung gebracht wurde und daß andererseits sie die Herrscherin ist. Ebenso wie die Juden sich durch die Geldmacht für ihre Erniedrigung rächen, so thun es auch die Frauen. „Ach, Ihr wollt, daß wir bloß Krämer seien — gut, wir, die Krämer, werden Euch beherrschen,“ sagen die Juden; „ach, Ihr wollt, daß wir bloß ein Gegenstand der Sinnlichkeit seien, gut, dann werden wir, Werkzeuge der Sinnlichkeit, Euch zu Sklaven machen,“ sagen die Frauen.

Nicht darin besteht die Rechtlosigkeit der Frau, daß sie kein Stimmrecht besitzt und nicht Richter sein darf — diese Funktionen bilden keine Rechte —, sondern darin, daß in geschlechtlicher Beziehung die Frau dem Manne nicht gleich ist, daß sie nicht das Recht besitzt, nach Wunsch dem Manne sich zu nähern oder ihm ferne zu bleiben, zu wählen, statt gewählt zu werden. Sie sagen, das sei häßlich — nun gut: dann soll aber auch der Mann nicht dieses Recht besitzen. Jetzt aber ist die Frau eines Rechtes beraubt, das der Mann besitzt. Um sich für dieses verlorene Recht zu entschädigen, nützt sie die Sinnlichkeit des Mannes aus und beherrscht ihn dadurch so, daß er nur scheinbar wählt, während in

Wirklichkeit sie die wählende ist. Und hat sie einmal dieses Mittel in der Hand, dann mißbraucht sie es und gewinnt dadurch eine fürchterliche Gewalt über die Männer."

„Wo ist aber diese besondere Gewalt?" fragte ich.

„Wo die Gewalt ist? Überall, in allem. Betrachten Sie in jeder großen Stadt die Läden. Dort sind Millionen aufgehäuft, unberechenbar ist die Menge an Arbeit, die dabei aufgewendet worden, aber ist denn in Neunzehnteln dieser Läden irgend etwas für den Bedarf des Mannes vorhanden? Der Luxus im Leben wird durch die Frauen gefördert.

Denken Sie an alle Fabriken! Die meisten erzeugen unnütze Ziergegenstände, Equipagen, Möbel, Spielsachen für Weiber. Millionen von Menschen, Generationen von Sklaven gehen bei diesen Galeerenarbeiten in den Fabriken zu Grunde, und das alles, um die Launen der Frau zu befriedigen. Die Frauen halten wie Königinnen Neunzehntel des Menschengeschlechts in Sklaverei und schwerer Arbeit. Und alles rührt daher, daß man sie erniedrigt, sie der Gleichberechtigung mit den Männern beraubt hat. Da rächen sie sich, indem sie unsere Sinnlichkeit ausbeuten, und uns in ihren Netzen fangen. Ja, alles rührt daher.

Die Frau hat sich in solchem Maße zu einem Werkzeug der Sinnlichkeit herausgebildet, daß der Mann sich der Frau nicht ruhig nähern kann. Kaum ist ein Mann der Frau nahegekommen, ist er auch schon von ihrem Gifte betäubt und verliert die Besinnung. Auch früher fühlte ich mich unbehaglich und es wurde mir unheimlich zu mute, wenn ich eine aufgeputzte Dame in Balltoilette sah; jetzt aber habe ich geradezu Angst, ich sehe darin eine Gefahr für die Menschen, etwas Gesetzwidriges. Ich möchte Polizei anrufen als Schutz gegen die

Gefahr und verlangen, daß man das gefährliche Objekt entferne . . ."

„Ja, Sie lachen!" schrie er mich an, „es ist aber kein Scherz. Ich bin überzeugt, es wird die Zeit kommen, und vielleicht sehr bald, daß die Menschen es begreifen werden. Sie werden sich wundern, daß eine Gesellschaft bestehen konnte, welche die öffentliche Ruhe störende Handlungen gestattete, wie das Herausfordern der Sinnlichkeit, das Schmücken des Körpers, wie sich das die Frauen unserer Gesellschaft erlauben. Das ist ja, als ob man auf allen Wegen, überall wo man spazieren geht, Fallen aufstellen würde — nein, noch schlimmer ist's! Warum verbietet man Hazardspiele und verbietet nicht den Frauen, die Sinnlichkeit erregende Kleider zu tragen? Sie sind ja tausendmal gefährlicher."

X.

„Nun ja, so hat man mich denn gefangen. Ich war — was man „verliebt" heißt. Nicht allein sie erschien mir als die Vollkommenheit selbst, auch ich glaubte während meines Brautstandes vollkommen zu sein.

In der That giebt es nicht einen einzigen Schurken, der, wenn er nachsuchen wollte, nicht in irgend einer Hinsicht größere Schurken als sich selbst finden würde, und der so nicht einen Vorwand hätte, stolz und mit sich selbst zufrieden zu sein. Das war auch bei mir der Fall: Ich habe nicht des Geldes wegen geheiratet — der Eigennutz hat dabei nicht mitgesprochen, wogegen die meisten meiner Bekannten des Geldes oder der Verbindungen wegen geheiratet haben — ich war reich, sie arm. Das war das Eine. Das Andere, worauf ich mir etwas einbildete, war, daß die anderen mit

der Absicht heiraten, auch nach wie vor der Ehe polygamisch zu leben — ich aber war fest entschlossen, nach der Hochzeit monogamisch zu leben, und da hatte mein Stolz keine Grenzen. Ich war ein abscheuliches Schwein und glaubte, ein Engel zu sein.

Mein Brautstand währte nicht lange. Ich kann an diese Zeit nicht ohne Scham denken . . . Welche Niedrigkeit! Es wird ja immer seelische Liebe vorausgesetzt und nicht die sinnliche. Allein ist es seelische Liebe, seelische Gemeinschaft, so muß sie sich in Worten und Gesprächen äußern. Davon aber zeigte sich keine Spur. Blieben wir allein, fiel uns die Unterhaltung ungemein schwer. Es war eine Sisyphusarbeit. Hatte man etwas zu sagen gefunden, so sagte man es — und dann trat wieder das Schweigen, das Sinnen ein. Wir hatten keinen Gesprächsstoff. Alles, was von unserem künftigen Leben, von der Einrichtung, von unseren Plänen zu sagen war, ist schon gesagt worden. Und was weiter? Wären wir Tiere gewesen, so hätten wir gewußt, daß wir nicht sprechen müssen; hier dagegen mußte gesprochen werden — und man wußte nicht, wovon, weil man nicht an das dachte, was durch Gespräche erreicht werden konnte. Und dazu noch die abscheuliche Sitte, Konfekt zu essen, die gemeine Vielfresserei von Süßigkeiten und alle die häßlichen Vorbereitungen zur Hochzeit: die Gespräche von der Wohnung, vom Schlafzimmer, von Betten, von Schlafröcken, von Wäsche und Kleidern . . . begreifen Sie doch: wenn man sich nach dem Domostroi verheiratet, wie jener Alte erzählt hat, so bilden Federdecken, Mitgift, Betten Bestandteile des Sakraments der Ehe. Bei uns aber, wo unter zehn, welche heiraten, sicherlich neun nicht bloß an das Sakrament der Ehe nicht glauben, sondern selbst daran nicht, daß in dem, was sie

thun, eine gewisse Verpflichtung liegt, wo unter hundert Männern kaum einer nicht schon früher verheiratet gewesen ist und unter fünfzig kaum einer, der nicht im Vorhinein bereit ist, seiner Gattin bei jeder günstigen Gelegenheit untreu zu werden, wo die Mehrzahl die Fahrt zur Kirche bloß als eine besondere Bedingung für den Besitz einer bestimmten Frau betrachtet — bedenken Sie nur, welche schreckliche Bedeutung dabei alle diese Einzelheiten erhalten. Es ist, als handelte es sich bloß um das eine. Es wird zu einer Art Handel. Ein unschuldiges Mädchen wird an einen Wüstling verkauft und der Kauf wird unter gewissen Formalitäten abgeschlossen."

XI.

„So wie alle heiraten, so heiratete auch ich, und der gepriesene Honigmond begann. Welche Niederträchtigkeit schon in dieser Bezeichnung liegt!" sagte er mit einem boshaften Zischeln. „In Paris ging ich einmal allerlei Kuriositäten besichtigen und betrat eine Bude, wo eine bärtige Frau und ein Seehund zu sehen waren. Es stellte sich heraus, daß es ein dekolletierter Mann in Frauenkleidern war und ein Hund in einem Robbenfell, der in einer mit Wasser gefüllten Wanne plätscherte. Das hat mich sehr wenig interessiert; als ich aber hinausging, begleitete mich der Besitzer höflich zur Thür, hier wandte er sich an das Publikum vor dem Eingang und sagte, auf mich zeigend: „Fragen Sie doch den Herrn, ob es sich der Mühe lohnt, die Sache anzusehen. Treten Sie nur ein. Bloß einen Franken die Person!" Es war mir peinlich, zu sagen, die Sache sei nicht wert, gesehen zu werden, und der Besitzer rechnete wahrscheinlich darauf. So verhält

es sich vermutlich auch mit denen, welche die Abscheulichkeit des Honigmondes erlebt haben und andere nicht enttäuschen. Ich habe auch niemand enttäuscht, jetzt aber sehe ich nicht ein, warum man die Wahrheit nicht sagen sollte Ich meine sogar, man muß die Wahrheit sagen. Unbehagen, Scham, Mißmut, Mitleid und hauptsächlich Langeweile, unmögliche Langeweile! Ähnliches habe ich durchgemacht, als ich mir das Rauchen angewöhnen wollte, mir war es zum Erbrechen, mein Mund füllte sich mit Speichel, ich schluckte ihn hinunter und that, als empfände ich etwas angenehmes. Der Genuß am Rauchen, ebenso wie daran tritt erst später ein, wenn er überhaupt eintritt: Der Mann muß die Frau zu diesem Laster erziehen, damit sie daran Genuß finde."

„Welches Laster?" fragte ich. „Sie sprechen ja von dem natürlichen menschlichen Triebe."

„Natürlich?" fragte er. „Natürlich? . . . Nein, ich sage Ihnen, ganz im Gegenteil, ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß es nicht . . . natürlich ist. Ja, ganz un . . . natürlich. Fragen Sie Kinder, fragen Sie ein unverdorbenes Mädchen . . .

Sie sagen, es sei natürlich!

Das Essen ist natürlich, und das Essen bewirkt Freude, ist leicht, angenehm und man schämt sich dessen gleich von Anbeginn nicht. Hier aber ist alles niederträchtig und beschämend und schmerzhaft. Nein, es ist unnatürlich! Und ein unverdorbenes Mädchen — ich habe mich davon überzeugt — wird es immer verabscheuen."

„Auf welche Weise denn," fragte ich, „soll das menschliche Geschlecht sich fortpflanzen?"

„Das menschliche Geschlecht soll ja nicht zu Grunde

gehen!“ sagte er boshaft und ironisch, als ob er diese ihm bekannte und unehrliche Entgegnung erwartet hätte. „Die Enthaltsamkeit vom Kinderzeugen im Namen der englischen Lords predigen, damit diese hinreichend zu fressen haben, das ist gestattet. Die Enthaltsamkeit vom Kinderzeugen in Anbetracht größeren Genusses predigen, das ist gestattet. Deutet man jedoch nur an, Kinderzeugen wäre aus moralischen Rücksichten verwerflich . . . mein Gott, welches Geschrei . . . das Menschengeschlecht könnte am Ende zu bestehen aufhören, wenn man aufhören würde, schweinisch zu sein! Übrigens, verzeihen Sie, mir ist dieses Licht unangenehm, darf ich es verhüllen?“ fragte er, auf die Lampe zeigend.

Ich sagte, es sei mir einerlei; da stand er auf, hastig, wie in allem, was er that, stieg auf den Sitz und schob den Wollvorhang vor.

„Und doch,“ begann ich wieder, „machten sich alle dies zum Gesetz, so würde das menschliche Geschlecht zu bestehen aufhören.“

Er antwortete nicht sofort.

„Sie fragen, wie sich das menschliche Geschlecht fortpflanzen soll?“ fragte er, indem er sich mir gegenüber niedersetzte, die Beine breit auseinander schob und die Ellenbogen weit vorne auf die Knie stützte. „Wozu soll es denn fortdauern, das Menschengeschlecht?“

„Wozu? Sonst wären wir nicht da!“

„Wozu sollen wir da sein?“

„Wozu? Um zu leben!“

„Wozu leben? Wenn es keinen Zweck giebt, wenn das Leben bloß zum Leben uns gegeben ist, liegt kein Grund zum Leben vor. Und ist dem so, dann haben alle die

Schopenhauer und Hartmann, ja auch alle Buddhisten vollständig recht. Wenn aber das Leben einen Zweck hat, so ist es klar, daß das Leben aufhören muß, wenn der Zweck erfüllt ist. So ist es auch," sagte er mit sichtlicher Erregung, augenscheinlich auf seinen Gedanken Wert legend. „Ja, so ist es auch. Bedenken Sie nur: wenn der Zweck der Menschheit — das Gute, die Liebe, was Sie wollen — wenn der Zweck des Lebens das ist, was in den Prophezeiungen gesagt war: daß alle Menschen durch die Liebe vereint werden, daß man die Schwerter in Sicheln umschmieden wird u. s. w. — was steht denn der Erfüllung dieses Zweckes im Wege? Die Leidenschaften. Unter allen Leidenschaften aber ist die heftigste, die böseste und die hartnäckigste — die geschlechtliche Leidenschaft, die sinnliche Liebe. Vertilgt man also die Leidenschaften und besonders die allerstärkste — die sinnliche Liebe, so geht die Prophezeiung in Erfüllung, die Menschheit wird wieder vereint, der Zweck der Menschheit wird erfüllt sein und die Menschheit hat keinen Grund mehr, weiter zu leben. So lange aber die Menschheit lebt, hat sie ein Ideal vor sich, und selbstverständlich nicht das Ideal der Kaninchen oder der Schweine, sich immer mehr und mehr zu vermehren, und auch nicht das der Affen und der Pariser, auf die allerraffinierteste Weise sich den Genüssen geschlechtlicher Gelüste hinzugeben, sondern das Ideal des Guten, das durch Enthaltsamkeit und Reinheit erreicht wird. Das strebten und streben immer die Menschen an. Und sehen Sie das Ergebnis.

Es zeigt sich, daß die sinnliche Liebe — ein Sicherheitsventil ist. Das zeitgenössische Menschengeschlecht hat den Zweck nicht erreicht, und zwar deshalb nicht, weil es voller Leidenschaften ist . . . darunter die stärkste — der Geschlechts-

trieb. Und ist der Geschlechtstrieb vorhanden, ist die neue Generation da, dann bleibt die Aussicht, daß der Zweck in der nächsten Generation erreicht werden kann. Hat auch die nächste nichts erreicht, so kommt wieder eine neue und das so lange, bis das Ziel erreicht, die Prophezeiung erfüllt und die Menschen zu einem Ganzen vereint sind. Wie könnte es denn anders sein? . . . Wenn man zugiebt, daß Gott die Menschen zur Erfüllung eines gewissen Zweckes erschaffen hat, so würde er sie entweder sterblich, ohne Geschlechtssinn, oder ewig gemacht haben. Wären sie sterblich, aber ohne Geschlechtstrieb, was wäre die Folge? Sie würden eine gewisse Zeit leben und dann sterben, ohne das Ziel erreicht zu haben; damit aber das Ziel erreicht werde, müßte Gott neue Menschen erschaffen. Wären sie aber ewig, so würden sie, wollen wir annehmen, das Ziel nach vielen Jahrtausenden erreichen (obgleich es denselben Menschen im Gegensatz zu neuen Geschöpfen viel schwerer fällt, ihre Fehler zu bessern und sich der Vollkommenheit zu nähern). Allein wozu wären sie dann noch da? Wohin soll man mit ihnen? Gerade so wie es ist, ist es am besten . . . Aber Ihnen behagt vielleicht diese Erörterung nicht, Sie sind vielleicht Evolutionist! Dann kommt es aber doch auf dasselbe heraus. Die höchste Tiergattung, die Menschen, müssen sich, um im Kampfe mit den anderen Tieren zu bestehen, zu einem Ganzen vereinen, wie die Bienen, nicht aber sich unendlich fortpflanzen. Sie müssen, wie die Bienen, geschlechtlose Geschöpfe erziehen, das heißt, wieder die Enthaltsamkeit anstreben, nicht aber die Erregung der Lüsternheit, wie es unsere ganze Lebensweise thut.“ Er schwieg eine Weile. „Das menschliche Geschlecht wird zu bestehen aufhören. Ja, aber kann denn jemand, von welchem Standpunkt immer

man die Welt betrachtet, daran zweifeln? Das ist ja so zweifellos wie der Tod. Alle kirchlichen Lehren sprechen vom Ende der Welt, und alle wissenschaftlichen Theorien bestätigen die Unabwendbarkeit desselben."

XII.

„In unserer Welt ist aber gerade das Gegenteil der Fall: Strebt der Mann Enthaltsamkeit während der Junggesellenzeit an, so gilt sie nach der Verehelichung schon als ganz überflüssig. Die Hochzeitsreise, die Einsamkeit, in welche die Neuvermählten sich mit Erlaubnis der Eltern begeben — ist das etwas anderes, als die Erlaubnis zur Ausschweifung? Das moralische Gesetz rächt sich aber selbst, wenn man es übertritt. Trotz meiner größten Mühe, mir einen Honigmonat zu verschaffen, kam nichts zustande. Die ganze Zeit über fühlte ich Unbehagen, Scham und Langeweile. Das fing sehr bald an. Drei oder vier Tage nach der Hochzeit sah ich meine Frau traurig, ich befragte sie um den Grund, umarmte sie, was meiner Ansicht nach alles war, was sie verlangen konnte; sie aber schob meinen Arm weg und weinte . . . warum, hätte sie selbst nicht sagen können. Es war ihr traurig und schwer zu Mute. Wahrscheinlich hatten ihre gemarterten Nerven sie die Wahrheit über die Abscheulichkeit unserer Beziehungen ahnen lassen; allein sie vermochte es nicht auszudrücken. Ich fragte weiter: Sie deutete an, sie sehne sich nach der Mutter. Das schien mir nicht wahr zu sein. Ich begann sie zu beruhigen, ohne die Mutter zu erwähnen. Ich habe nicht begriffen, daß es ihr ganz einfach schwer zu Mute war und die Mutter bloß einen Vorwand bildete. Sie aber fühlte sich sofort verletzt, daß ich

von der Mutter nicht sprach . . . ich glaubte ihr also nicht. Sie sagte mir, sie sehe, daß ich sie nicht liebe. Ich warf ihr Launenhaftigkeit vor und plötzlich veränderte sich ihr Gesicht, die Traurigkeit wich einem Ausdrucke von Gereiztheit, und sie begann mir mit den giftigsten Worten Egoismus und Grausamkeit vorzuwerfen. Ich blickte sie an, ihr Gesicht drückte die vollkommenste Kälte und Feindschaft, beinahe Haß gegen mich aus. Ich erinnere mich, wie ich erschrak, als ich das sah. Was ist denn das? dachte ich. Die Liebe soll ein Seelenbund sein, und statt dessen so etwas! Das ist unmöglich. Das ist ja nicht sie . . . Ich versuchte, sie zu besänftigen, allein ich stieß auf eine so unüberwindliche Mauer von Kälte, galliger Feindseligkeit, daß auch ich im Augenblick erbost wurde, und wir sagten einander eine Menge unangenehmer Dinge. Der Eindruck dieses ersten Zankes war entsetzlich. Ich nannte das „Zank", es war aber kein Zank, sondern bloß die Offenbarung jenes Abgrundes, der in Wirklichkeit zwischen uns lag. Die Verliebtheit war durch die Befriedigung der Sinnlichkeit verschwunden und unsere wahren Beziehungen traten zu Tage, d. h. wir waren zwei einander völlig fremde Egoisten, von denen einer durch den anderen möglichst viel Vergnügen erreichen wollte. Das, was zwischen uns vorging, nannte ich Zank, es war aber kein Zank, sondern das war bloß die Folge des Verschwindens der Sinnlichkeit, wodurch unser wahres Verhältnis zu einander enthüllt wurde. Ich begriff nicht, daß diese Kälte und Feindseligkeit unser normales Verhältnis war, ich begriff dies deshalb nicht, weil es in der ersten Zeit sehr bald wieder durch die reine Sinnlichkeit, d. h. die Verliebtheit verhüllt wurde.

Und ich dachte, es sei Streit und Versöhnung gewesen und es werde sich nicht wiederholen. Allein in eben dem-

selben Honigmonat trat sehr bald von neuem eine Periode der Übersättigung ein, wir waren einander wieder entbehrlich und ein neuer Zank entstand. Dieser zweite Zank traf mich noch schmerzlicher als der erste. Jener war also nichts Zufälliges gewesen, sondern hatte kommen müssen und wird sich wiederholen, dachte ich. Der zweite Zank hatte mich um so mehr in Verwunderung versetzt, als er aus einem ganz undenkbaren Grund entstanden war — wegen irgend einer Geldangelegenheit, und ich war nie geizig, am allerwenigsten meiner Frau gegenüber. Ich ensinne mich bloß, daß sie der Sache eine Wendung gab, als hätte eine meiner Bemerkungen meine Absicht zum Ausdruck gebracht, sie durch das Geld zu beherrschen, ich soll behauptet haben, daß ich auf das Geld ein ausschließliches Recht besitze — eine ganz unmögliche, dumme, niederträchtige, weder mir, noch ihr angemessene Geschichte. Ich wurde gereizt, warf ihr Mangel an Zartgefühl vor, sie griff mich an . . . und da ging es von neuem los. In ihren Worten, in dem Ausdruck ihres Gesichtes und ihrer Augen erblickte ich dieselbe Kälte und grausame Feindseligkeit, die mich auch früher überrascht hatte. Ich erinnere mich, auch mit meinem Bruder, mit Freunden, mit dem Vater gezankt zu haben, allein niemals kam es zwischen uns zu einer solchen galligen Feindseligkeit wie hier. Es verging einige Zeit, und die gegenseitige Gehässigkeit verbarg sich wieder hinter der Verliebtheit, d. h. hinter der Sinnlichkeit; ich tröstete mich wieder mit dem Gedanken, die zwei Auftritte wären Fehler gewesen, die noch gut zu machen sind. Aber da kam der dritte, der vierte Streit, und ich begriff, daß es kein Zufall war, daß es so sein mußte, und ich erschrak vor dem, was mir noch bevorstand. Dabei quälte mich der schreckliche Gedanke, daß nur ich so schlecht mit

meiner Frau lebe, so ganz anders, als ich es mir gedacht hatte, wogegen in anderen Ehen so etwas gar nicht vorkomme. Damals wußte ich noch nicht, daß es das Los aller ist, daß aber dabei alle es für ihr ausschließliches Unglück ansehen und dieses ausschließliche Unglück nicht nur vor anderen, sondern auch vor sich selbst verbergen und es sich selbst nicht eingestehen.

Es fing gleich in den ersten Tagen an und währte die ganze Zeit und wurde dabei immer stärker und schärfer. Im Grunde der Seele fühlte ich gleich in den ersten Wochen, daß ich verloren war, daß alles nicht so kam, wie ich erwartet hatte, daß die Ehe weit entfernt, ein Glück zu sein, im Gegenteil etwas sehr Schweres ist, aber auch ich, gleich den anderen, wollte es mir nicht gestehen (ich würde es mir auch jetzt nicht gestanden haben, wenn es nicht dieses Ende genommen hätte) und ich verheimlichte es nicht bloß den anderen, sondern auch mir selbst. Jetzt wundere ich mich, daß ich damals die wahre Sachlage nicht erkannte. Sie war ja ganz leicht zu erfassen; die Streitigkeiten begannen gewöhnlich aus so nichtigen Anlässen, daß man sich später an die Ursache selbst nicht erinnern konnte . . . aus gar keiner Ursache. Der Verstand fand nicht die Zeit, genügende Vorwände zu ersinnen, um die beständige Feindseligkeit gegen einander zu erklären. Aber noch merkwürdiger war die Unzulänglichkeit der Anlässe zur Versöhnung. Manchmal gab es Erklärungen, Worte, auch Thränen, manchmal . . . ich kann ohne Ekel nicht daran denken, nach den grausamsten Worten kam es schweigend zu Blicken, Lächeln, Küssen, Umarmungen. Pfui, abscheulich! Wie kam es doch nur, daß ich damals alle diese Abscheulichkeiten nicht sah . . ."

XIII.

Zwei Reisende traten ein und machten es sich etwas weiter von uns bequem. Er schwieg so lange sie damit beschäftigt waren, dann fuhr er fort, augenscheinlich ohne auch nur einen Augenblick den Faden seiner Gedanken verloren zu haben.

„Das Allerschändlichste ist dies: Theoretisch wird angenommen, daß die Liebe etwas Ideales, Erhabenes sei; in der Praxis aber ist die Liebe etwas Abscheuliches, Schweinisches, worüber zu sprechen und woran zu denken Ekel und Scham erregt. Nicht umsonst hat es die Natur so eingerichtet, daß man sich dessen ekelt und schämt. Und ist es Ekel und Scham, so soll es auch so aufgefaßt werden. Aber die Menschen thun im Gegenteil, als ob das Ekelhafte und Schändliche schön und erhaben sei. Was waren die ersten Anzeichen meiner Liebe? Daß ich mich den tierischen Excessen hingab, nicht nur, ohne mich dessen zu schämen, sondern auch indem ich — ich weiß nicht warum — stolz darauf war, daß ich diese physischen Excesse verüben konnte; dabei nahm ich weder auf den seelischen Zustand meiner Frau, noch auf ihr physisches Leben Rücksicht. Ich konnte mir nicht erklären, woher unsere gegenseitige Feindseligkeit stammte, die Sache war aber ganz klar: diese Erbostheit war nichts anderes, als ein Protest der menschlichen Natur gegen das Tier in ihr, welches diese erstickte.

Ich wunderte mich über unseren gegenseitigen Haß. Es konnte aber nicht anders sein. Dieser Haß war nichts anderes, als der gegenseitige Haß der Mitschuldigen an einem Verbrechen — wegen Anspornung und Teilnahme an demselben. War es denn nicht ein Verbrechen? Die Arme

wurde im ersten Monate schwanger und unsere s c h w e i n i s c h e n Beziehungen dauerten fort! . . . Sie glauben, daß ich von der Erzählung abweiche? Durchaus nicht! Ich erzähle Ihnen eben alles, w i e ich meine Frau getötet habe. In der Gerichtsverhandlung wurde ich gefragt, auf welche Weise ich meine Frau ermordet habe . . . Die Narren glaubten, ich hätte sie am 5. Oktober mit dem Messer erstochen. Nicht damals habe ich sie ermordet, sondern viel früher. Ganz so, wie alle Männer die Frauen jetzt morden, alle alle . . ."

„Aber wodurch?" fragte ich.

„Das ist ja eben das Merkwürdige, daß niemand wissen will, was doch so klar und offenbar ist, was die Ärzte wissen, was sie predigen sollten, was sie aber verschweigen. Die Sache ist ja außerordentlich einfach. Der Mann und das Weib sind so beschaffen, daß nach der physischen Liebe wie bei den Tieren die Schwangerschaft beginnt, dann das Nähren und Zustände, bei denen für die Frau wie für das Kind die physische Liebe schädlich ist. Die Zahl an Männern und Frauen ist die gleiche. Was folgt daraus? Es ist ja scheinbar ganz klar und man bedarf dazu keiner besonderen Weisheit, um zu dem Schlusse zu kommen, zu dem die Tiere gelangen, das heißt: zur Enthaltsamkeit. Aber nein, die Wissenschaft hat es weit gebracht, sie hat weiß Gott welche Leukocyten entdeckt, die im Blut sich herumtreiben, und allerlei überflüssiges dummes Zeug, das aber hat sie nicht begriffen. Zum mindesten hört man nicht, daß sie davon spräche.

Und für die Frau giebt es nur zwei Auswege: der eine, sie macht aus sich ein Scheusal und vernichtet in sich selbst, so weit es erforderlich ist, die Fähigkeit, Frau, d. h. Mutter zu sein, damit der Mann unbesorgt und immer seinen Ge-

nuß haben könne; der andere Ausweg, der nicht einmal ein Ausweg ist, sondern eine direkte, grobe Verletzung der Naturgesetze, was übrigens in allen sogenannten anständigen Familien geschieht, ist der, daß die Frau gegen ihre Natur zu gleicher Zeit schwangert, Amme und Geliebte ist, wozu sich kein Tier erniedrigen läßt. Und ihre Kräfte reichen auch nicht aus. Deshalb sind in unseren Kreisen die Hysterie und die Nervenkrankheiten verbreitet, und im Bauernstande die Epilepsie. Wohlgemerkt, bei reinen Mädchen kann man diese Anfälle nicht beobachten, sondern bloß bei den Weibern, die mit Männern leben. So ist es bei uns, so ist es auch überall in Europa. Alle Kliniken für Nervenkranke sind überfüllt von Frauen, die das Naturgesetz übertreten. Die epileptischen Frauen im Volke und die Patientinnen Charcots sind die ganz Kranken, die Welt ist aber voll von halbverstümmelten Frauen; bedenken Sie nur, wie erhaben das ist, was in einer Frau vorgeht, wenn sie die Frucht trägt oder das geborene Kind stillt. Es wächst das, was uns fortpflanzt und an unsere Stelle treten wird. Und dieser heilige Vorgang wird gestört — wodurch? Schrecklicher Gedanke! . . . Und da spricht man noch von Freiheit, von Rechten der Frau. Es ist ganz dasselbe, wie wenn Menschenfresser die Gefangenen mästen, um sie dann zu schlachten, und dabei versichern würden, daß sie für ihre Rechte und Freiheit sorgen."

Das alles war neu und überraschte mich.

„Wie sollte es denn sein? Verhält es sich so," sagte ich, „dann folgt daraus, daß man seine Frau bloß einmal in zwei Jahren lieben darf, wogegen der Mann . . ."

„Der Mann hat es nötig!" fiel er mir ins Wort. „Das haben die lieben Priester der Wissenschaft allen ein-

geredet. Reden Sie den Menschen ein, daß der Schnaps, der Tabak und das Opium notwendig seien, und das alles wird auch zur Notwendigkeit. Das wäre, als ob Gott nicht begriffen hätte, was wirklich notwendig ist und, ohne die Propheten zu befragen, die Welt schlecht eingerichtet hätte. Es stimmt nicht, meint man. Der Mann muß unbedingt, so haben sie entschieden, seine Gelüste befriedigen, und da kommt das Kinderzeugen und das Kindernähren in den Weg und verhindert sie an der Befriedigung dieses Dranges. Was läßt sich da thun? Man muß sich an die Priester wenden, die werden alles ordnen. Sie haben auch etwas ersonnen. Ach, wann wird man diese Priester mit ihren Betrügereien entthronen! Es ist an der Zeit! Ist es doch schon dazu gekommen, daß Menschen verrückt werden und sich erschießen und bloß aus diesem einen Grunde. Wie soll es denn anders sein! Die Tiere scheinen zu wissen, daß die Nachkommenschaft ihre Gattung fortpflanzt, und befolgen in dieser Hinsicht ein gewisses Gesetz. Bloß der Mensch weiß es nicht und will es nicht wissen. Er sorgt nur dafür, daß er möglichst viel Genuß habe. Und das ist der König der Natur, der Mensch! Und sehen Sie, die Tiere paaren sich nur dann, wenn sie zeugen können, und der niederträchtige Herr der Schöpfung, so oft es ihm Vergnügen bereitet. Und nicht genug daran, erklärt er noch dieses Affen-Vorgehen als die Perle der Schöpfung, für die Liebe. Und im Namen dieser Liebe, das heißt dieser Abscheulichkeit, vernichtet er die Hälfte des Menschengeschlechts. Aus allen Frauen, welche bei dem Vorwärtsschreiten der Menschheit zur Wahrheit und zum Heile mithelfen sollten, machen sie um ihres Vergnügens willen nicht Mithelferinnen, sondern Feinde. Wer hemmt denn überall das Fortschreiten der Menschheit? Die Frauen! Was hat

sie aber dazu gebracht? Nur das. Ja, ja,“ wiederholte er einigemale und machte hastige Bewegungen — er nahm Cigaretten hervor, begann zu rauchen und gab sich offenbar Mühe, ruhiger zu werden.

XIV.

„So lebte ich denn so schweinisch,“ fuhr er in dem gleichen Tone fort. „Das Schlimmste daran ist, daß, indem ich dieses schlechte Leben führte, ich mir einbildete, ein sehr anständiges Familienleben zu haben, weil die anderen Frauen für mich keinen Reiz besaßen; ich dachte, ich wäre ein moralischer Mensch und trüge keine Schuld und wenn bei uns Streitigkeiten vorkamen, wäre der Charakter meiner Frau der Grund. Natürlich war es nicht ihre Schuld. Sie war so wie die anderen, wie die Mehrheit. Sie hatte die Erziehung genossen, die von der Frau in unserer Gesellschaft verlangt wird, wie die Frauen der wohlhabenden Klassen ausnahmslos erzogen werden; man könnte ihnen auch keine andere Erziehung geben. Man spricht von einer neuen Frauenbildung . . . alles leere Worte: die Bildung der Frauen entspricht genau der jetzt herrschenden ungeheuchelten, allgemeinen, wahren Meinung von der Frau.

Und die Bildung der Frau wird stets dem entsprechen, wie der Mann die Frau haben will. Wir wissen ja alle wie die Männer von den Frauen denken: ‚Wein, Weib und Gesang‘ und alles, was die Dichter in Versen sagen. Nehmen Sie die ganze Poesie, die ganze Malerei, die Skulptur, angefangen von den Liebesgedichten und der nackten Venus und der Phryne, überall ist die Frau ein

Werkzeug des Genusses. So ist es auf der Truba*) und der Gratschewka*) und auf dem feinsten Ball. Und bemerken Sie die Teufelslist: Ist die Frau ein Genuß, ein Vergnügen, dann soll man auch wissen, daß sie es ist, und sie als Leckerbissen betrachten. Aber nein, es kamen die Ritter und beteuerten, daß sie die Frau anbeten (sie beteten sie an und sahen in ihr dennoch ein Werkzeug des Genusses), jetzt aber beteuert man, daß man die Frau achte. Die einen bieten ihr den Platz an und heben ihr das Taschentuch auf; die anderen erkennen ihr das Recht zu, alle Ämter zu bekleiden, an der Verwaltung teilzunehmen u. s. w. Das alles thut man, die Meinung über sie bleibt jedoch dieselbe: sie ist ein Werkzeug des Genusses, ihr Körper ist ein Mittel, Vergnügen zu bereiten. Auch sie weiß es. Es ist eben so wie mit der Sklaverei. Die Sklaverei ist ja nichts anderes, als das Ausnützen der unfreiwilligen Arbeit vieler durch einzelne. Damit es keine Sklaverei gebe, ist es deshalb notwendig, daß die Menschen nicht den Wunsch hegen, die unfreiwillige Arbeit anderer auszunützen, daß sie das als eine Sünde und eine Schande betrachten. Indessen verändert man bloß die äußere Form der Sklaverei und richtet es so ein, daß es keine Sklaven-Kaufkontrakte giebt, und bildet sich dann ein, daß damit auch die Sklaverei abgethan sei. Sie sehen dabei nicht und wollen nicht sehen, daß die Sklaverei dennoch fortbesteht, weil die Menschen es lieben und für gut und recht erachten, anderer Leute Arbeit für sich auszunützen. Und da sie es für gut erachten, werden sich immer Menschen finden, welche kräftiger oder listiger als die anderen sind

---

*) Truba und Gratschewka, Stadtteile in Moskau.

und das durchzuführen verstehen werden. Ebenso verhält es sich mit der Emanzipation der Frau. Die Sklaverei der Frau besteht darin, daß die Menschen es als gut betrachten, sie als ein Werkzeug des Genusses zu benützen. Da befreit man die Frau, giebt ihr die gleichen Rechte wie dem Mann, aber man fährt fort, sie als ein Mittel zum Genuß anzusehen. So wird sie von Kindheit auf und später durch die öffentliche Meinung erzogen. Und dabei bleibt sie immer dieselbe erniedrigte, korrumpierte Sklavin und der Mann immer derselbe korrumpierte Sklavenbesitzer.

Man befreit die Frau, indem man sie auf die Hochschulen schickt, dabei gilt sie jedoch als ein Gegenstand des Genusses. Lehrt sie nur, wie man sie eben bei uns lehrt, sich so zu betrachten, wie sie es jetzt thut und sie bleibt für immer ein Geschöpf niederer Gattung. Und sie wird entweder mit Hilfe dieser Schurken, der Ärzte, der Entstehung der Leibesfrucht vorbeugen, d. h. sie wird eine vollständige Prostituierte werden, die nicht bloß auf die Stufe des Tieres, sondern zu einer Sache hinabsinkt, oder sie wird das, was sie in den meisten Fällen ist — seelisch krank, hysterisch, unglücklich, wie sie alle sind, und geistiger Entwickelung unfähig.

Gymnasien und Hochschulen ändern das alles nicht. Damit es anders werde, müßten die Männer ihre Ansichten über die Frauen und die Frauen die ihrigen über sich selbst ändern. Es wird erst dann anders werden, wenn die Frau die Jungfräulichkeit höher als alles stellen wird, und nicht wie jetzt das Höchste in dem sucht, was in Wirklichkeit die größte Schande ist. So lange dem aber nicht so ist, bleibt das Ideal jedes Mädchens, wie groß auch seine Bildung sein mag, möglichst viele Männer an sich zu locken, möglichst

viele Männchen, um dann die Möglichkeit einer Auswahl zu haben.

Die Thatsache, daß die eine etwas mehr Mathematik versteht, die andere Karten spielen kann, ändert daran gar nichts. Die Frau ist glücklich und erreicht alles, was sie nur wünschen kann, wenn es ihr gelingt, den Mann zu bezaubern. So war es immer und so wird es bleiben. So ist es in unserer Gesellschaft, im Leben der Mädchen, und so dauert es nach der Verheiratung fort. Die Mädchen bedürfen dessen, um die Wahl zu haben, die verheirateten Frauen, um den Mann zu beherrschen.

Was dieses Streben, wenigstens zeitweilig, unterdrückt, sind bloß Kinder, und auch nur dann, wenn die Frau kein Scheusal ist, d. h. wenn sie selbst das Kind stillt. Nun kommen wieder die Ärzte . . .

Meine Frau, welche die Absicht hatte, selbst das Kind zu nähren, und die späteren fünf Kinder auch selbst genährt hat, wurde bei dem ersten Kinde krank. Die Ärzte, welche sie cynisch entkleideten und überall herumtasteten (ich mußte ihnen dafür noch danken, Geld geben) . . . diese lieben Ärzte fanden, daß sie nicht stillen könne; da wurde sie gleich in der ersten Zeit des einzigen Mittels beraubt, das sie von der Gefallsucht hätte abkehren können. Wir nahmen eine Amme, das heißt: wir machten uns die Armut, die Not und Unwissenheit einer Frau zu nutze, lockten sie von ihrem Kinde fort zu dem unsrigen und setzten ihr dafür einen goldgestickten Kokoschnik*) auf. Aber darum handelt es sich nicht, sondern darum, daß mit der Befreiung von der Schwangerschaft und der Nährpflicht die eingeschlafene

*) Nationaler Kopfputz.

weibliche Eitelkeit mit neuer Kraft aufwachte. Demzufolge erwachten auch in mir mit besonderer Stärke die Qualen der Eifersucht, welche mich unaufhörlich während der ganzen Zeit meiner Ehe gemartert hatten, wie sie auch alle Gatten martern müssen, wenn sie mit ihren Frauen so leben wie ich, das heißt unmoralisch.“

XV.

„Während meines ganzen Ehelebens habe ich niemals aufgehört, die Qualen der Eifersucht zu empfinden. Es gab aber Zeiten, wo ich besonders stark daran litt. Eine dieser Perioden war die, als die Ärzte ihr nach der Geburt des ersten Kindes das Nähren verboten. Ich war dazumal besonders eifersüchtig, erstens deshalb, weil meine Frau jene besondere, einer Mutter eigentümliche Unruhe empfand, welche durch die unbegründete Abweichung von der normalen Lebensweise hervorgerufen wird. Zweitens weil ich sah, wie leicht sie die moralische Mutterpflicht abschüttelte, woraus ich unbewußt den richtigen Schluß zog, daß es ihr eben so leicht fallen wird, sich auch von der ehelichen Pflicht loszusagen, um so eher, als sie ganz gesund war. Hat sie doch trotz des Verbotes der lieben Ärzte ihre anderen Kinder genährt, und dies sehr gut.“

„Sie scheinen die Ärzte nicht zu lieben,“ sagte ich, da ich den besonders boshaften Ton seiner Stimme bemerkte, so oft er von ihnen sprach.

„Es handelt sich nicht darum, ob ich sie liebe oder nicht liebe, sie haben mein Leben vernichtet, so wie sie das Leben von tausenden oder hunderttausenden Menschen vernichtet haben, und ich kann nicht umhin, die Folgen mit den Ursachen

zu verbinden. Ich begreife, daß die Ärzte, ebenso wie die Advokaten und noch andere, Geld erwerben wollen, ich würde ihnen auch gern die Hälfte meines Einkommens überlassen, und wenn alle begriffen, was sie thun, würden auch sie gern die Hälfte ihres Einkommens den Ärzten geben, damit diese sich nicht in das Familienleben einmischen und einem nicht zu nahe kommen. Ich habe ja keine Erkundigungen eingezogen, aber ich kenne Dutzende von Fällen — sie sind ja zahllos —, in denen die Ärzte bald das Kind im Mutterleibe töteten mit der Behauptung, die Mutter könne das Kind nicht gebären — später aber gebar sie sehr leicht —, bald wieder die Mutter durch alle erdenklichen Operationen töteten. Niemand hält dies für einen Mord, wie auch das Verfahren der Inquisition nicht als Mord galt, weil man voraussetzte, daß es zum Heile der Menschheit beitrage. Unmöglich, alle die Verbrechen aufzuzählen, welche von ihnen begangen werden. Allein alle diese Verbrechen sind nichts im Vergleich zu dem verderblichen Einfluß des Materialismus, den sie in der Welt verbreiten, besonders durch die Frauen.

Ich spreche gar nicht davon, daß, wollte man ihre Weisungen befolgen, die Menschen der Infektionsgefahr wegen nicht den Verkehr, vielmehr die Absonderung anstreben müßten. Nach ihren Vorschriften sollten alle Menschen von einander ganz abgesondert bleiben und stets eine Karbollösung im Munde halten (übrigens haben sie gefunden, daß auch das nicht genügt). Das wäre aber noch nichts, die größte Vergiftung liegt in dem Korrumpieren der Menschen, hauptsächlich der Frauen.

Jetzt darf man gar nicht mehr sagen: „Du führst ein schlechtes Leben, bessere Dich.“ Das darf man weder zu

sich, noch zu den anderen sagen. Führt man ein schlechtes Leben, so findet man den Grund in dem anormalen Zustand der Nervenfunktionen, oder in etwas ähnlichem. Und dann muß man die Ärzte aufsuchen, und sie verschreiben eine Medizin, die in der Apotheke fünfunddreißig Kopeken kostet, und die soll man einnehmen.

Ist es noch schlimmer geworden, dann muß man wieder Medikamente und wieder Ärzte haben.

Aber darum handelt es sich nicht. Ich sprach davon, daß sie die Kinder ausgezeichnet nährte und daß nur ihre Schwangerschaft und das Nähren der Kinder mich vor Eifersuchtsqualen schützten. Wäre es nicht so gewesen, so wäre alles noch viel früher geschehen. Die Kinder retteten sie und mich. In acht Jahren gebar sie fünf Kinder. Und alle, das erste ausgenommen, hat sie selbst genährt."

„Wo sind denn jetzt Ihre Kinder?" fragte ich.

„Die Kinder?" wiederholte er erschrocken.

„Verzeihen Sie, es fällt Ihnen vielleicht schwer, daran zurückzudenken."

„Nein, es thut nichts. Meine Schwägerin und ihr Bruder haben die Kinder zu sich genommen. Man hat sie mir nicht überlassen. Ich gab ihnen mein ganzes Vermögen, aber die Kinder ließ man mir nicht. Ich bin ja gewissermaßen verrückt. Jetzt komme ich eben von ihnen. Ich habe sie gesehen, aber man giebt sie mir nicht. Sonst würde ich sie ja so erziehen, daß sie anders als ihre Eltern würden. Sie sollen aber ebenso sein. Was läßt sich machen! Es ist ja begreiflich, daß man sie mir nicht geben und mir nicht anvertrauen will. Ich weiß ja auch nicht, ob ich imstande sein würde, sie zu erziehen. Ich denke — nein. Ich bin eine Ruine, ein Krüppel. In mir lebt nur noch Eines . . .

es ist richtig, daß ich etwas weiß, was die anderen nicht so bald wissen werden.

Ja, die Kinder leben und wachsen als ebensolche Wilde wie alle ringsumher. Ich habe sie gesehen, dreimal habe ich sie gesehen, ich kann für sie nichts thun, nichts. Ich fahre jetzt nach Hause, nach dem Süden, ich habe dort ein Häuschen und einen kleinen Garten.

Ja, nicht so bald werden die Menschen erfahren, was ich weiß. Wieviel Eisen und andere Metalle in der Sonne und den Sternen vorhanden sind, das kann man bald erfahren. Aber unsere Schweinerei zu enthüllen, das ist schwer, sehr schwer!

Sie hören mich wenigstens an und ich bin Ihnen dafür auch dankbar.“

XVI.

„Jetzt haben Sie mich auf die Kinder gebracht. Wieviel wird da wieder über die Kinder gelogen! Kinder sind ein Segen Gottes, Kinder bringen Freude. Das alles ist Lüge. Vielleicht war es einmal so, jetzt aber giebt es nichts dergleichen, die Kinder sind eine Qual. Das fühlt auch die Mehrheit der Mütter und manchmal sprechen sie es auch unwillkürlich ganz offen aus. Fragen Sie die Mehrheit der Frauen aus unseren wohlhabenden Ständen, sie werden Ihnen sagen, daß sie aus Angst, die Kinder könnten krank werden und sterben, keine haben möchten, um sich nicht an sie zu gewöhnen und nicht dann zu leiden. Den Genuß, den das Kind durch seinen Liebreiz gewährt, durch seine Händchen, Füßchen, den ganzen kleinen Körper, das Vergnügen, das man vom Kinde hat, überwiegt nicht das Leid, das nicht allein die Krankheit oder der Verlust schafft, sondern auch die Angst

vor der Möglichkeit verschiedener Krankheiten und des Todes. Wenn man alle Vor- und Nachteile wägt, so kommt man zu dem Schluß, daß es nicht vorteilhaft und deshalb nicht wünschenswert sei, Kinder zu haben. Die Frauen sagen das ganz offen und unerschrocken. Sie bilden sich ein, diese Gefühle kämen von der Liebe zu den Kindern und seien gute und lobenswerte Gefühle und sind darauf stolz. Sie übersehen, daß sie in diesem Raisonnement geradezu die Liebe verneinen und nur ihren Egoismus beweisen. Sie haben weniger Vergnügen an dem Liebreize eines Kindes, als Leiden aus Angst für dasselbe, und deshalb wollen sie kein Kind, das sie lieben könnten. Sie wollen sich nicht für das geliebte Geschöpf opfern, sondern sie opfern sich selbst das geliebte Geschöpf, das zur Welt kommen könnte.

Es ist ja klar, daß dies nicht Liebe, sondern Egoismus ist, aber die Hand erhebt sich nicht, den Stein auf die Mutter der wohlhabenden Familie, dieses Egoismus wegen zu werfen, wenn man bedenkt, welche Sorgen ihnen die Gesundheit der Kinder bereitet, und das stets Dank den Ärzten. Wenn ich jetzt noch daran denke, wie das Leben und das Befinden meiner Frau die erste Zeit, als wir drei, vier Kinder hatten, dadurch beeinflußt waren, wird mir ängstlich zu Mute. Das war ja gar kein Leben. Wir lebten gleichsam in einer fortwährenden Gefahr, aus der wir uns immer retteten, und dann gab es von Neuem Gefahren, von Neuem verzweifelte Bemühungen und von Neuem Rettung — fortwährend eine Lage wie auf einem sinkenden Schiff. Manchmal glaubte ich an Absichtlichkeit: Daß meine Frau sich stellte, als wäre sie um die Kinder besorgt, um auf solche Weise mir gegenüber die Oberhand zu gewinnen. So einfach und

so herrlich wurden dadurch alle Fragen zu ihren Gunsten entschieden. Mir schien manchmal, daß alles, was sie in solchen Fällen sprach und that, Absicht war. Doch nein, sie litt entsetzlich und hatte eine wahre Qual mit den Kindern, ob sie gesund oder krank waren. Es war eine Folter für sie und auch für mich. Die Qual war aber unvermeidlich: sie besaß ja die Anhänglichkeit zu den Kindern, den tierischen Drang, sie zu nähren, sie zu pflegen, zu beschützen — den meisten Frauen ist dieser Drang eigen. Ihr aber mangelte nicht, was den meisten Tieren fehlt, Einbildungskraft und Vernunft. Die Henne ängstigt sich nicht davor, was ihren Küchlein widerfahren könnte — sie kennt auch nicht alle die Krankheiten, von denen es betroffen werden könnte, und kennt auch nicht alle die Mittel welche, wie sich die Menschen einbilden, vor Krankheit oder Tod schützen. Und die Jungen bereiten der Henne keine Qual. Sie thut für ihre Jungen, was sie thun soll, und thut es mit Freuden — die Kinder sind ihr eine Freude. Erkrankt das Küchlein, so sind ihre Sorgen ganz bestimmte, sie wärmt und füttert es und weiß dabei, daß sie alles nötige thut. Geht das Küchlein zugrunde, so frägt sie sich nicht, warum es seinen Tod gefunden, wohin es gegangen ist, sie gackert, hört dann auf und lebt wie früher weiter. Für unsere unglücklichen Frauen, auch für meine Frau, liegt die Sache ganz anders. Nicht nur über die Krankheiten und über die Art, sie zu heilen, sondern auch darüber, wie man die Kinder erziehen und pflegen soll, hat sie von allen Seiten gehört und allerlei einander widersprechende Ratschläge gelesen: So und so soll man sie nähren — nein, nicht so und so, sondern in folgender Weise; wie man sie kleiden, baden, zu Bette bringen, spazieren führen soll, welche Luft ihnen

zuträglich ist . . . Darüber erfuhren wir und hauptsächlich sie jede Woche neue Regeln. Es ist, als hätte man erst gestern begonnen, Kinder zur Welt zu bringen. Hat man sie nicht in gehöriger Weise gespeist, nicht so gebadet, nicht rechtzeitig, und wird dann das Kind krank, so heißt es, wir tragen Schuld — wir haben nicht gethan, was wir hätten thun sollen.

Und das alles, so lange die Kinder gesund waren — auch dann war es eine Qual. Erkrankte aber ein Kind, so war die Hölle los. Man nimmt an, daß eine Krankheit sich heilen läßt, daß es eine Wissenschaft giebt und Menschen, die sich mit ihr befassen, die Ärzte, die alles wissen. Nicht alle Ärzte, sondern die besten. Und nun ist ein Kind krank und man muß gerade diesen allerbesten Arzt finden, den gerade, der da rettet, und dann wird das Kind gerettet; hat man aber diesen Arzt nicht gefunden, oder lebt man nicht in dem Wohnorte dieses Arztes, so geht das Kind zu Grunde. Daran glaubte nicht nur meine Frau, daran glauben alle Frauen ihres Gesellschaftskreises, von allen Seiten hört sie nur davon: Jekaterina Semionowna hat zwei Kinder verloren, weil sie nicht rechtzeitig Iwan Sacharowitsch berufen hat, bei Maria Iwanowna aber hat Iwan Sacharowitsch die älteste Tochter gerettet. Bei den Petroffs hat man den Rat des Arztes befolgt und ist ins Hotel gezogen, und da sind alle am Leben geblieben; in einem anderen Falle hat man das Haus nicht verlassen und die Kinder sind gestorben. Eine andere Mutter hatte ein schwaches Kind und ging nach dem Süden, den Rat des Arztes befolgend, und das Kind war gerettet . . . Wie soll man sich da nicht quälen und das ganze Leben lang aufgeregt sein, wenn das Leben der Kinder, an denen sie mit tierischer Liebe hängen, davon

abhängig ist, ob sie zur rechten Zeit erfahren, was Iwan Sacharowitsch über diesen oder jenen Fall sagen wird! Was aber Iwan Sacharowitsch sagen wird, das weiß niemand, am allerwenigsten er selbst. Er weiß es aber sehr genau, daß er nichts weiß und niemandem helfen kann. Und da schwindelt er sich durch, wie es geht, damit man ja nicht zu glauben aufhöre, daß er etwas weiß. Ja, wenn die Frau völlig Tier wäre, würde sie nicht so viele Qualen leiden. Wäre sie aber völlig Mensch, hätte sie den Glauben an Gott, so würde sie sprechen und denken, wie die Gläubigen denken: „Gott hat gegeben, Gott hat genommen, man entgeht nicht der Hand Gottes.“

Das ganze Leben war der Kinder wegen für meine Frau, folglich auch für mich keine Freude, sondern eine Qual. Wie sollte man sich denn nicht abquälen? Das war denn auch bei ihr immer der Fall. Kaum hatte man sich manchmal nach irgend einer Eifersuchtsszene oder einem einfachen Streit erholt und dachte daran, aufzuatmen, zu lesen oder zu denken, kaum hatte man sich an etwas gemacht, kam die Nachricht, daß Waßja Erbrechen habe oder Mascha Diarrhöe oder Andrjuscha einen Ausschlag. Dann war es aus mit dem Leben. Wohin rasch laufen, welchen Arzt holen, wohin die gesunden schicken? Und da begannen die Klystiere, die Temperaturmessungen, Mixturen und Ärzte. Kaum war das zu Ende, fing wieder etwas anderes an. Von einem geregelten festen Familienleben war keine Rede. Dagegen gab es immer, wie ich Ihnen sagte, eine fortwährende Angst vor eingebildeten und wirklichen Gefahren. So geht es aber jetzt in den meisten Familien zu. Bei mir aber trat es ganz besonders zu Tage. Meine Frau liebte die Kinder und war leichtgläubig.

Das Vorhandensein der Kinder, weit davon, unser Leben zu einem besseren zu gestalten, vergiftete es nur noch. Außerdem waren die Kinder für uns ein immer neuer Vorwand zum Streit; seitdem wir Kinder hatten und je weiter sie heranwuchsen, desto mehr und öfter wurden sie zum Gegenstande des Streites und auch zum Mittel desselben. Die Kinder waren nicht nur ein Gegenstand des Streites, sondern sie wurden thatsächlich auch zu einer Waffe. Jeder von uns hatte sein Lieblingskind, das ihm als Waffe diente.

Ich hatte häufig Kämpfe gegen Wassja, den älteren, und sie gegen Lisa. Als die Kinder etwas älter wurden und ihr Charakter mehr und mehr hervortrat, wurden sie zu Bundesgenossen, welche jeder Teil auf seine Seite zu bringen sich bemühte. Sie litten dabei sehr, die Armen, wir aber in unserem fortwährenden Kampfe fanden keine Zeit, an sie zu denken. Das Mädchen war meine Verbündete, den älteren Knaben, der ihr ähnlich war, ihren Liebling, haßte ich zuweilen."

XVII.

„So lebten wir. Unsere Beziehungen wurden immer feindseliger. Es kam endlich dazu, daß nicht eine Meinungsverschiedenheit zur Feindseligkeit führte, sondern aus dieser Meinungsverschiedenheiten entstanden: Mit allem, was sie sagte, war ich schon im voraus nicht einverstanden und umgekehrt.

Im vierten Jahre unseres Ehelebens waren wir innerlich zu der Überzeugung gelangt, daß wir einander unmöglich verstehen, noch miteinander eines Sinnes sein können. Wir hatten schon aufgehört, auch nur den Versuch zu machen,

eine Sache bis zu Ende durchzusprechen. In den allereinfachsten Dingen, besonders wenn es sich um die Kinder handelte, blieb jeder unveränderlich bei seiner Meinung. Wenn ich jetzt zurückdenke, so waren mir die Meinungen, die ich damals verteidigte, gar nicht so teuer, daß ich sie nicht hätte aufgeben können; aber sie war entgegengesetzter Meinung und nachgeben hätte ja bedeutet: ihr nachgeben, das brachte ich nicht zuwege. Sie auch nicht. Sie dachte wahrscheinlich, sie habe mir gegenüber recht, und ich war doch gewiß heilig in meinen Augen — ihr gegenüber. Unter vier Augen waren wir fast immer zum Schweigen gezwungen, oder zu Gesprächen, wie sie, ich bin davon überzeugt, Tiere unter sich führen könnten: Wieviel Uhr ist es? Es ist Zeit, schlafen zu gehen! Was bekommen wir heute zu mittag? Wohin fahren wir? Was steht in der Zeitung? Man muß den Arzt holen! Mascha hat Halsschmerzen! Wenn wir uns nur um ein Haar über die Grenzen dieses äußerst engen Gesprächskreises entfernten, flammte die Gereiztheit auf. Es kam zu Auftritten und zu Haßausbrüchen wegen des Kaffees, des Tischtuches, des Wagens, des Whistspieles — alles Dinge, die weder für den einen, noch für den andern von Wichtigkeit waren. In mir zum mindesten kochte es manchmal vor schrecklichem Haß gegen sie. Ich sah manchmal zu, wie sie den Thee eingießt, einen Fuß schwingt oder den Löffel an den Mund führt, nippt und die Flüssigkeit schlürft, und haßte sie deshalb, wie einer schlechten Handlung wegen. Damals bemerkte ich nicht, daß diese Perioden des Hasses stets ganz regelmäßig kamen, den Perioden der sogenannten Liebe entsprechend. Die Periode der Liebe ist die Periode des Grolles: die energische Periode der Liebe eine lange Periode des Grolles, eine schwächere

Äußerung der Liebe — eine kurze Dauer des Grolles. Damals begriffen wir nicht, daß diese Liebe und dieser Haß ein und dasselbe tierische Gefühl ist, bloß in verschiedenen Erscheinungsformen.

So zu leben, wäre schrecklich gewesen, wenn wir unsere Lage begriffen hätten. Wir begriffen und sahen sie aber nicht. Darin liegt eben die Rettung und auch die Strafe des Menschen, daß, wenn er ein unregelmäßiges Leben führt, er sich damit betäuben kann, um nicht das klägliche seines Zustandes einzusehen. Das war auch bei uns der Fall. Sie suchte sich durch hastige und anstrengende Beschäftigungen zu betäuben und suchte in der Haushaltung, in Hausarbeiten Zerstreuung, in den Toiletten für sich und ihre Kinder, in dem Unterricht und der Pflege ihrer Gesundheit. Ich hatte meine eigenen Beschäftigungen: Das Saufen, den Dienst, die Jagd, das Kartenspiel. So waren wir beide stets beschäftigt. Wir fühlten beide, daß, je mehr wir beschäftigt sind, desto mehr Groll gegen einander anwuchs. Du hast leicht Grimassen schneiden, dachte ich über sie. Nun hast Du mich die ganze Nacht mit Szenen gequält, und ich muß heute einer Sitzung beiwohnen. — „Du hast es gut," dachte sie nicht nur, sondern sagte sie auch, „mich aber ließ das Kind die ganze Nacht nicht schlafen." Diese neuen Theorien vom Hypnotismus, von den Geisteskrankheiten, der Hysterie — alles das ist nicht bloß einfache, sondern auch eine abscheuliche, schädliche Dummheit. Von meiner Frau würde Charcot sicher sagen, sie sei hysterisch; mich selbst würde er auch anormal finden, und er hätte vielleicht eine Kur mit mir begonnen. Da war aber nichts zu kurieren.

So lebten wir denn fortwährend im Nebel, ohne den Zustand, in dem wir uns befanden, zu erkennen. Wäre

nicht geschehen, was später geschah, ich hätte so bis zu meinen alten Tagen leben und beim Sterben denken können, daß ich ein gerechtes Leben hinter mir habe — nicht besonders gerecht, aber auch nicht schlecht, ein solches wie alle. Ich würde den Abgrund des Unglücks und der niederträchtigen Lüge, in dem ich watete, nicht verstanden haben.

Wir waren wie zwei Sträflinge, die einander hassen und an dieselbe Kette gefesselt sind, und wir vergifteten einander das Leben, uns bemühend, dies nicht zu erkennen. Damals wußte ich noch nicht, daß neunundneunzig Prozent von den Eheleuten in derselben Hölle leben wie ich und daß es nicht anders sein kann. Damals wußte ich das noch nicht von mir und den anderen."

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Merkwürdig, welche Übereinstimmung zwischen dem geregelten und ungeregelten Leben herrscht. Gerade dann, wenn den Eltern das Leben mit einander unmöglich wird, tritt die Notwendigkeit des Stadtlebens zur Erziehung der Kinder ein. Da wird die Übersiedelung nach der Stadt notwendig."

Er schwieg und stieß einige Male den sonderbaren Laut aus, der jetzt einem verhaltenen Schluchzen sehr ähnlich war. Wir näherten uns einer Station.

„Wieviel Uhr ist es?" fragte er.

Ich sah auf die Uhr — es war zwei Uhr.

„Sind Sie nicht müde?" fragte er.

„Nein, Sie sind es wohl!"

„Ich ersticke. Ich werde ein wenig auf- und abgehen und Wasser trinken, wenn Sie gestatten."

Er ging mit wankenden Schritten aus dem Kuppee,

ich blieb allein, dachte über das, was er gesagt hatte, nach und war so sehr in Gedanken versunken, daß ich es gar nicht bemerkte, wie er zur anderen Thür wieder hereinkam.

XVIII.

„Ja, so lasse ich mich immer hinreißen," begann er. „Über vieles habe ich nachgedacht. Vieles verstehe ich jetzt anders und davon möchte ich sprechen. Wir ließen uns also in der Stadt nieder. In der Stadt kann ein Mensch hundert Jahre leben, ohne sich dessen bewußt zu werden, daß er längst gestorben und vermodert ist. Man hat kaum Zeit, sich selbst zu analysieren — man ist immer in Anspruch genommen von Geschäften, gesellschaftlichen Verbindungen, von dem Gesundheitszustand, der Kunst, dem Befinden der Kinder, von ihrer Erziehung. Bald muß man diese und jene empfangen oder selbst Besuche abstatten; bald muß man diesen Künstler oder jenen sehen oder hören. Denn in der Stadt giebt es jeden Augenblick eine oder sogar zwei, drei Berühmtheiten, die man keineswegs übergehen darf. Bald muß man sich von dem oder jenem kurieren lassen, bald braucht man Lehrer, Gouvernanten und das Leben ist leer, leer. Nun, so lebten auch wir und fühlten weniger die Qual des Zusammenseins. Außerdem gab es die erste Zeit eine herrliche Beschäftigung — die Einrichtung in der neuen Stadt, in der neuen Wohnung und noch eine Beschäftigung — die Fahrten aus der Stadt auf das Gut und vom Gut in die Stadt.

Wir verlebten so den einen Winter, und im nächsten Winter ereignete sich noch etwas, das von niemandem be-

merkt wurde und das als etwas Unwichtiges erschien, aber alles das hervorrief, was sich in der Folge zugetragen.

Sie fühlte sich unwohl und die Ärzte verboten ihr, Kinder zu haben und lehrten sie ein Mittel. Mir war das widerlich. Ich kämpfte dagegen, sie aber bestand in leichtfertigem Trotz auf ihrem Willen und ich gab nach; die letzte Rechtfertigung des unreinen Lebens — die Kinder — war genommen und das Leben wurde noch schmutziger.

Der Bauer, der Arbeiter, hat Kinder nötig, obgleich es ihm schwer ist, sie zu ernähren, aber er hat sie nötig und deshalb hat sein eheliches Verhältnis eine Rechtfertigung. Wir aber, die wir schon Kinder haben, wir brauchen nicht noch andere Kinder: sie sind überflüssige Sorgen, Ausgaben, Miterben, sie sind — eine Last.

Und so giebt es für uns gar keine Rechtfertigungen des schweinischen Lebens. Entweder wir entledigen uns künstlich der Kinder, oder wir sehen auf Kinder wie auf ein Unglück, die Folge einer Unvorsichtigkeit, was noch schmutziger ist.

Es giebt keine Rechtfertigung. Aber wir sind sittlich so gesunken, daß wir sogar die Notwendigkeit einer Rechtfertigung nicht einsehen. Die Mehrheit der gebildeten Welt unserer Zeit giebt sich diesem Laster ohne die geringsten Gewissensbisse hin. Die Gewissensbisse sind nicht nötig, weil es in unserem Sein gar kein Gewissen giebt, abgesehen — wenn man es so heißen kann — von dem Gewissen der öffentlichen Meinung und dem Strafgesetz. Aber hier wird weder das eine, noch das andere verletzt: man braucht sich der Gesellschaft wegen keine Gewissensbisse zu machen — alle thun dasselbe: Maria Pawlowna und Iwan Sacharitsch. Soll man die Zahl der Bettler vermehren

oder sich der Möglichkeit des gesellschaftlichen Lebens berauben?! Sich dem Strafgesetz gegenüber ein Gewissen machen oder es fürchten, ist auch nicht nötig. Diese abscheulichen Dirnen und Soldatenweiber werfen die Kinder in den Teich und in den Brunnen — natürlich muß man diese ins Gefängnis setzen — bei uns aber geschieht alles rechtzeitig und reinlich.

So lebten wir weiter zwei Jahre. Das Mittel dieser Schurken, der Ärzte, begann offenbar zu wirken: sie erholte sich physisch und wurde schöner .... wie die letzten schönen Tage des Sommers. Sie fühlte dies und beschäftigte sich mit sich selber. Es war eine herausfordernde Schönheit, welche die Menschen beunruhigte. Sie befand sich in der vollen Kraft einer dreißigjährigen, nicht gebärenden, wohlgenährten, sinnlich reizbaren Frau. Ihr Anblick versetzte in Unruhe. Wenn sie unter Männer kam, zog sie deren Blicke auf sich. Sie war wie ein gutgefüttertes, ausgeruhtes, angespannt stehendes Pferd, dem man den Zaum abgenommen hat. Sie hatte keinen Zaum, wie neunundneunzig Prozent unserer Frauen. Und da fühlte ich, daß es mir schrecklich zu Mute war."

XIX.

Er erhob sich plötzlich und setzte sich ganz zum Fenster hinüber.

„Verzeihen Sie mir," sprach er und starrte aufs Fenster, schweigend saß er so ungefähr drei Minuten da. Dann seufzte er schwer und setzte sich wieder mir gegenüber. Sein Gesichtsausdruck wurde ein ganz anderer, der Blick war traurig und ein seltsames, kaum merkliches Lächeln zuckte um seinen Mund.

„Ich bin etwas müde, aber ich werde fortfahren, der Tag bricht noch nicht an —.“

„Ja,“ begann er wieder, eine Cigarette anrauchend. „Sie wurde, seit sie zu gebären aufhörte, voller, und diese Krankheit — der ewige Kummer der Kinder wegen — schwand allmählich; er verschwand nicht gänzlich, aber sie war wie aus einem Rausch erwacht, kam zur Besinnung und sah, daß es eine ganze Gotteswelt mit ihren Freuden giebt, die sie vergessen hatte, aber in der sie nicht zu leben verstand, die Welt, die sie gar nicht begriff. „Nur nichts versäumen! Die Zeit vergeht — du bringst sie nicht zurück!“ So stelle ich mir vor, mag sie gedacht oder vielmehr gefühlt haben und sie konnte auch nicht anders denken und fühlen: Man hatte sie darin erzogen, daß es in der Welt nur eines giebt, das der Aufmerksamkeit würdig ist — die Liebe. Sie heiratete, erhielt etwas von dieser Liebe, aber nicht bloß lange nicht das, was sie sich versprochen, was sie erwartet hatte, sondern auch viele Enttäuschungen, Leiden und die unerwartete Qual — so viele Kinder! Diese Qual hatte sie erschöpft. Und da erfuhr sie Dank den dienstfertigen Ärzten, daß es auch ohne Kinder möglich ist. Sie freute sich darüber, versuchte das und lebte wieder auf für das einzige, was sie kannte — für die Liebe. Aber die Liebe mit dem von Eifersucht und Bitterkeit befleckten Mann war nicht mehr dasselbe. Vor ihre Seele kam eine andere, reinliche Liebe, ganz neue Liebe, so wenigstens dachte ich darüber. Und da fing sie an, herumzuschauen, als ob sie etwas erwartete. Ich sah es und konnte nicht umhin, unruhig zu werden. Es kam oft vor, daß sie, so wie immer, zu mir durch Vermittlung anderer sprach, d. h. sich an andere wandte und doch zu mir sprach,

und sehr dreist, halb im Ernst die Meinung äußerte — dabei vergaß sie völlig, daß sie vor einer Stunde genau das Gegenteil behauptete —, daß Muttersorgen Unsinn seien daß es sich nicht lohne, den Kindern das Leben zu opfern, daß die Jugend noch fortdauere und daß man das Leben noch genießen müsse. Sie beschäftigte sich jetzt weniger mit den Kindern, nicht mit solcher Verzweiflung wie früher, pflegte mehr als sonst ihr Äußeres, obgleich sie es verheimlichte, dachte an Zerstreuungen und strebte nach Vervollkommnung. Sie nahm mit großem Eifer das Klavierspiel auf, das sie ganz vernachlässigt hatte. Das war der Anfang von allem."

Er richtete seine müden Blicke wieder gegen das Fenster und mit sichtlicher Anstrengung fuhr er fort:

„Ja, dann kam jener Mensch . . ." Er stockte und ließ einige Male die ihm eigenen Nasenlaute hören.

Ich bemerkte, daß es ihm peinlich war, den Namen dieses Menschen auszusprechen, an ihn zu denken, von ihm zu reden. Aber er machte eine Anstrengung, wie wenn er ein Hindernis beseitigen wollte, das ihm im Wege stand und sprach dann entschlossen weiter:

„Ein nichtsnutziges Menschlein war es . . . meiner Ansicht nach. Und ich sage es nicht, weil er eine solche Bedeutung für mein Leben erhielt, sondern weil er wirklich so war. Übrigens ist das, daß er so schlecht war, ein Beweis mehr für ihre Unzurechnungsfähigkeit. Wäre es nicht er gewesen, so wäre es ein anderer gewesen, es mußte ja kommen . . ." Er hielt wieder inne. „Es war ein Musiker, ein Geiger — nicht Berufsmusiker, sondern halb Berufsmensch, halb ein Mann der Gesellschaft.

Sein Vater war Gutsbesitzer, ein Nachbar meines

Vaters. Sein Vater verlor sein Vermögen, und alle Kinder — drei davon waren Knaben — machten ihren Weg; bloß dieser jüngere von den dreien wurde zu seiner Patin nach Paris geschickt. Dort besuchte er das Konservatorium, weil er musikalisches Talent besaß, bildete sich zum Violinspieler aus und trat in Konzerten auf. Das war ein Mensch . . ." Er wollte, wie es schien, etwas böses über ihn sagen, dann hielt er sich zurück und sprach rasch:

„Nun, ich weiß nicht, wie er dort gelebt hat, ich weiß bloß, daß er in jenem Jahre nach Rußland kam und bei mir erschien . . .

Mandelförmige, feuchte Augen, rote lächelnde Lippen, gewichster Schnurrbart, eine Frisur nach der neuesten Mode, ein banal-hübsches Gesicht — das, was die Frauen „nicht übel" nennen, von schwacher Konstitution, nicht schlecht gebaut, mit breitausladenden Hüften, wie bei Frauen oder bei den Hottentotten, wie man sich erzählt. Diese sollen ja auch sehr musikalisch sein. Ein etwas familiäres Betragen, soweit es möglich ist; dabei aber wachsam und stets bereit, bei dem leisesten Widerstand Halt zu machen und seine Würde äußerlich zu wahren. Er besaß die echt Pariser Nuance der Knöpfelschuhe und grellfarbigen Kravatten und von all dem anderen, das sich Fremde in Paris aneignen, und das der Neuheit wegen auf die Frauen immer Eindruck macht. In seinem Gebahren eine erkünstelte Heiterkeit. Wissen Sie, eine Art, über alles nur andeutend und in abgerissenen Phrasen zu sprechen, als ob man schon alles wüßte, sich an alles erinnerte und selber ergänzen könnte.

Dieser mit seiner Musik war an allem schuld. Vor Gericht wurde die Sache so dargestellt, als wäre alles aus Eifersucht entstanden. Das war aber gar nicht so, das heißt:

nicht etwa gar nichts, sondern es war so und doch nicht so. Das Gericht hat es auch entschieden, daß ich der betrogene Gatte war und daß ich gemordet habe, um meine verletzte Ehre — so nennen sie das — zu verteidigen. Deshalb wurde ich auch freigesprochen. In der Gerichtsverhandlung suchte ich das Ganze zu erklären, aber sie faßten es so auf, als hätte ich die Ehre meiner Frau wieder herstellen wollen.

Was ihre Beziehungen zu jenem Musiker betrifft — welcher Art immer sie sein mochten — so besaßen sie für mich, ebenso wie für sie keine Bedeutung. Wichtig ist bloß das, was ich Ihnen erzählt habe, das heißt: meine Schweinerei. Alles kam daher, daß zwischen uns jener entsetzliche Abgrund lag, von dem ich Ihnen erzählte, der entsetzlich gespannte gegenseitige Haß, welcher bei der geringsten Veranlassung eine Krisis hervorrief. Es kam in der letzten Zeit zu schrecklichen Streitigkeiten zwischen uns und das Merkwürdige dabei war, daß sie mit ebenso heftiger tierischer Leidenschaft wechselten.

Wäre er nicht gekommen, so hätte ein anderer sich eingestellt. Wäre es nicht der Vorwand der Eifersucht gewesen, so wäre es etwas anderes gewesen. Ich behaupte fest, daß alle Ehemänner, welche so leben, wie ich lebte, entweder ausschweifend werden oder sich von der Frau scheiden müssen, oder entweder sich selbst oder ihre Frauen ermorden müssen, wie ich es that. Wenn dies bei jemandem nicht eintrifft, so ist es eine besonders seltene Ausnahme. Ehe ich dazu kam, so zu endigen, war ich doch einige Male an der Grenze des Selbstmordes und auch sie hat es versucht, sich zu vergiften."

XX.

„Ja, das war so, und zwar nicht lange vor dem ... Wir lebten dem Anschein nach in Frieden und es lag gar kein Grund vor, ihn zu stören. Plötzlich begann ein Gespräch — irgend ein Hund in der Ausstellung hat eine Medaille bekommen, sage ich. Sie sagt: Keine Medaille, sondern eine lobende Erwähnung. Der Streit beginnt. Das Gespräch sprang von einem Thema zu dem anderen und es nahmen die Vorwürfe ihren Anfang: „Nun ja, das ist längst bekannt, es ist immer so." — „Du hast gesagt . . ." — „Nein, ich habe nicht gesagt." — „Ich lüge also?" . . . Man fühlt, daß bald, bald jener schreckliche Streit entbrennen wird, bei dem man sich selbst oder sie töten möchte. Man weiß, es wird bald beginnen und man fürchtet es wie Feuer und deshalb möchte man sich beherrschen, aber man ist ganz von Haß erfüllt. Sie befindet sich in demselben, ja noch schlimmerem Zustande, sie fängt jedes Wort auf, um es falsch zu deuten, dabei ist jedes ihrer Worte voll Gift. Und wo sie weiß, daß es mich am meisten schmerzt, dorthin sucht sie zu treffen und der Streit wird immer heftiger, ich schreie „Schweig" oder etwas ähnliches.

Da springt sie zum Zimmer hinaus und rennt in die Kinderstube. Ich suche sie aufzuhalten, um zu Ende zu sprechen und sie zu überzeugen und erfasse sie dabei an der Hand. Sie thut, als hätte ich ihr weh gethan: „Kinder, Euer Vater schlägt mich!" Ich schreie: „Lüge nicht!" — „Es ist ja nicht das erste Mal," so oder etwas ähnliches ruft sie. Die Kinder laufen auf sie zu, sie beruhigt sie. Ich sage: „Verstelle Dich doch nicht!" — „Alles nennst Du Verstellung; Du wirst einen Menschen totschlagen und wirst

sagen, daß er sich verstellt. Jetzt habe ich Dich durchschaut. Das wolltest Du auch mit mir!“ — „Ach, wenn Du doch verrecken würdest!“ schreie ich. Ich erinnere mich, wie diese schrecklichen Worte mich selbst entsetzt haben. Ich hatte nicht erwartet, daß ich so schreckliche, grobe Worte sagen könnte, und wunderte mich darüber, daß sie mir entschlüpften. Ich schreie diese furchtbaren Worte und laufe in mein Arbeitszimmer, setze mich hin und rauche. Ich höre sie ins Vorzimmer gehen und sich zum Ausfahren vorbereiten. Ich frage: „Wohin?“ Sie antwortet nicht. Nun, geh' zum Teufel! sage ich mir, ins Zimmer zurückkehrend, lege mich wieder nieder und rauche. Tausend verschiedene Pläne, wie ich mich an ihr rächen und von ihr befreien könnte, wie das alles gut zu machen und so zu machen wäre, als ob nichts geschehen wäre, kommen mir in den Sinn. Ich denke an alles das und rauche, rauche, rauche. Ich denke daran, von ihr zu fliehen, mich zu verbergen, nach Amerika zu gehen. Es geht so weit, daß ich davon träume, wie ich mich von ihr befreie und wie herrlich das sein wird, wenn — ich mit einer anderen schönen Frau mich vereinigen werde, mit einer ganz neuen. Ich befreie mich dadurch von ihr, daß sie stirbt, oder dadurch, daß wir uns trennen, und ich überlege, wie das zu machen ist. Ich merke, wie ich mich verwickle, daß ich nicht das denke, was nötig ist; um nicht zu sehen, daß ich nicht das denke, was dazu nötig ist, rauche ich.

Und im Hause geht das Leben weiter. Die Gouvernante kommt und fragt: „Wo ist Madame? Wann kehrt sie zurück?“ Der Diener fragt, ob er den Thee auftragen soll? Ich gehe in das Speisezimmer; die Kinder, insbesondere das älteste, Lisa, welche schon vernünftig ist, sieht mich fragend und mißbilligend an. Wir trinken schweigend den Thee.

Sie ist noch immer nicht da. Der ganze Abend vergeht, sie ist nicht da und zwei Gefühle wechseln in der Seele ab: Zorn gegen sie, weil sie mich und die Kinder mit ihrer Abwesenheit quält, die doch damit endigen wird, daß sie zurückkommt, und die Besorgnis, sie wird nicht zurückkehren, sie wird sich etwas anthun. Ich möchte ausfahren, sie holen. Aber wo sie suchen? Bei den Schwestern? Aber hinkommen und nachfragen — das ist dumm. In Gottesnamen, wenn sie quälen will, mag sie sich selber quälen. Darauf wartet sie ja doch. Und das nächste Mal wird es noch schlimmer sein. Und was dann, wenn sie nicht bei den Schwestern ist und sich etwas anthut oder sich schon angethan hat? . . . Es ist elf . . . zwölf Uhr. Ich gehe nicht ins Schlafzimmer — es wäre unsinnig, dort allein zu liegen und zu warten — und ich lege mich hier. Ich will mich mit etwas beschäftigen, einen Brief schreiben, lesen; aber ich kann nichts thun. Ich sitze allein in meinem Kabinett, ich quäle mich und horche. Es ist drei, vier Uhr — sie ist nicht da. Gegen Morgen schlafe ich ein. Ich erwache — sie ist nicht da. Alles im Hause geht seinen alten Gang, aber alle sind verwundert und alle sehen mich fragend und vorwurfsvoll an, in der Annahme, daß ich daran schuld trage. Und in mir herrscht immer derselbe Kampf — der Zorn darüber, daß sie mich quält, und die Unruhe um sie. Gegen elf Uhr vormittags kommt ihre Schwester, als ihre Abgesandte, und es beginnt das übliche: „Sie ist in einem schrecklichen Zustand.“ — „Was bedeutet das?“ — „Es ist aber nichts geschehen!“ — Ich spreche von ihrem unmöglichen Charakter und sage, daß ich ihr nichts gethan habe.

„Aber so kann es doch nicht bleiben!“ sagte die Schwägerin.

„Das ist ihre Sache und nicht die meinige," erwiderte ich, „den ersten Schritt werde ich nicht thun. Wenn es sein muß, werden wir uns scheiden."

Die Schwägerin ging fort, ohne etwas erreicht zu haben. Ich sagte sehr fest, ich würde den ersten Schritt nicht thun, aber als sie fort war und ich herauskam und die Kinder sah — sie waren so erschrocken und traurig —, war ich wieder bereit, den ersten Schritt zu thun. Ich hätte ihn auch gern gethan, allein ich wußte nicht wie. Und wieder ging ich hin und her, rauchte, ich trank zum Frühstück Schnaps und Wein und erreichte, was ich unbewußt wünschte: Ich sah nicht das Dumme und das Abscheuliche meiner Lage.

Gegen drei Uhr kam sie nach Hause. Sie erblickt mich und sagt nichts. Ich bilde mir ein, sie habe nachgegeben, und spreche davon, daß ich durch ihre Vorwürfe herausgefordert war. Sie sagt mit derselben strengen und sehr gequälten Miene, sie sei nicht zurückgekommen, um Auseinandersetzungen zu haben, sondern um die Kinder fortzunehmen; wir könnten nicht mehr miteinander leben. Ich sage ihr wieder, es wäre nicht meine Schuld gewesen, sie hätte mich aufgebracht. Sie sieht mich streng und feierlich an und sagt dann: „Sprich nicht mehr, Du wirst es bereuen!" Ich erwidere, ich könne Komödien nicht leiden. Dann schreit sie auf und sagt etwas, das ich nicht verstehe, und läuft in ihr Zimmer. Die Thür fällt ins Schloß, sie verschließt sie von innen. Ich klopfe — keine Antwort. Und ich gehe fort voll Zorn. Nach einer halben Stunde kommt Lisa weinend zu mir gelaufen. — „Was ist denn geschehen?" — „Man hört nichts in Mamas Zimmer." Wir gehen hin, ich stoße mit Gewalt gegen die Thür, der Riegel hält nicht fest und die beiden Thürflügel öffnen sich. Ich nähere mich dem Bett —

sie liegt unbequem im Unterrock und in hohen Schuhen. Auf dem Tisch ein geleertes Opiumfläschchen. Wir bringen sie zur Besinnung. Thränen und endlich Versöhnung. Es war aber keine Versöhnung: Bei jedem blieb in der Seele der alte gegenseitige Groll zurück und dazu noch die Gereiztheit wegen des Schmerzes, den dieser Streit verursachte und den jeder dem anderen zur Last legte. In irgend einer Weise mußte doch alles enden, und dann ging das Leben wie früher fort. Solche und noch schlimmere Streitigkeiten kamen immer wieder vor, bald einmal wöchentlich, bald einmal im Monat, bald jeden Tag. Und es war immer das Gleiche. Einmal hatte ich sogar schon einen Auslandspaß mir besorgt — der Streit dauerte zwei Tage. Dann kam es aber wieder halb und halb zur Auseinandersetzung und Versöhnung — und ich blieb."

XXI.

„In solchen Beziehungen standen wir zu einander, als dieser Mensch erschien. Er war nach Moskau gekommen — seine Name war Truchatschewsky — und stattete mir einen Besuch ab. Es war ein Vormittag. Ich empfing ihn. Ich war mit ihm einmal auf Du. Er versuchte einen Mittelweg zwischen „Du" und „Sie" einzuhalten und dabei das „Du" mehr hervorzuheben. Ich ging gleich zum „Sie" über und er fügte sich bald. Er mißfiel mir vom ersten Augenblick. Sonderbarerweise zog mich dennoch zu ihm eine seltsame, fatale Gewalt, so daß ich ihn nicht zu entfernen und abzustoßen, sondern im Gegenteil in meine Nähe zu ziehen suchte. Was wäre einfacher gewesen, als mit ihm nicht zu sprechen und ihn zu verabschieden, ohne

ihn meiner Frau vorzustellen! Aber nein, ich sprach wie absichtlich von seinem Spiel und sagte ihm, ich hätte gehört, daß er das Geigenspiel aufgegeben hätte. Er erwiderte, er spiele im Gegenteil mehr als früher. Er erinnerte sich daran, daß ich früher einmal gespielt hatte. Ich meinte, ich spiele nicht mehr, wohl aber meine Frau. Seltsam! Mein Verhältnis zu ihm war am ersten Tage, in der ersten Stunde unseres Wiedersehens ein derartiges, wie es nach dem, was später geschehen, sein sollte. Es lag darin etwas ungemein Gespanntes: Ich horchte auf jedes seiner Worte, auf den Ausdruck, den er oder ich gebrauchte, und hielt alles für wichtig.

Ich stellte ihm meine Frau vor. Sofort kam das Gespräch auf die Musik, und er bot sich an, mit ihr zu musizieren. Meine Frau war wie immer in dieser letzten Zeit sehr elegant und verführerisch, beunruhigend schön. Er schien ihr auf den ersten Blick gefallen zu haben. Dann freute sie sich auch auf das Vergnügen, mit Violine-Begleitung zu spielen; sie liebte das so sehr, daß sie sich zu diesem Zweck einen Geiger vom Theater-Orchester engagiert hatte. Diese Freude zeigte sich auf ihrem Gesicht. Aber sie sah mich an, verstand sofort mein Gefühl und änderte den Gesichtsausdruck; es begann das Spiel des gegenseitigen Betrügens. Ich lächelte liebenswürdig und that, als wäre mir das sehr angenehm. Er blickte meine Frau so an, wie alle unmoralischen Männer schöne Frauen anblicken, gab sich aber den Anschein, daß ihn das Gespräch selbst interessiere, was aber durchaus nicht der Fall war. Sie bemühte sich, gleichgültig zu sein, war aber doch sichtlich erregt — durch das ihr bekannte, verstellte Lächeln der Eifersucht in meinem Gesicht und auch durch seinen lüsternen Blick. Ich sah, daß ihre Augen von

der ersten Begegnung an außergewöhnlich glänzten, und sofort entstand zwischen ihm und ihr, wahrscheinlich infolge meiner Eifersucht, ein elektrischer Strom, der bei beiden dieselben Blicke und dasselbe Lächeln hervorrief. Sie errötete, er auch; sie lächelte, er auch. Man sprach von Musik, von Paris, von allerlei Nichtigkeiten. Er erhob sich, um sich zu empfehlen, stand lächelnd vor uns, seinen Hut auf dem wippenden Schenkel haltend, und sah bald sie, bald mich an, wie wenn er wartete, was wir thun werden. Ich erinnere mich dieses Augenblickes sehr genau, weil ich damals hätte unterlassen können, ihn einzuladen, und da wäre nichts geschehen. Aber ich sah sie und dann ihn an. Glaube ja nicht, daß ich eifersüchtig bin, sagte ich in Gedanken zu ihr, oder daß ich vor Dir Angst habe, wandte ich mich in meinem Innern an ihn und lud ihn ein, an irgend einem Abend die Geige mitzubringen, und mit meiner Frau zu spielen. Sie sah mich mit Verwunderung an, wurde ganz rot und wie erschrocken wehrte sie ab, indem sie sagte, sie spiele nicht gut genug. Diese Weigerung reizte mich noch mehr und ich bestand darauf nur noch hartnäckiger. Ich erinnere mich noch des seltsamen Gefühls, das ich empfand, als ich seinen Nacken anschaute, den weißen Hals, der sich von dem schwarzen, nach zwei Seiten auseinander gekämmten Haar abhob, als er mit seinem hüpfenden, vogelartigen Gang das Zimmer verließ. Ich mußte mir eingestehen, daß die Anwesenheit dieses Menschen mir Qual bereitete. Es hing von mir ab, dachte ich, es so einzurichten, daß ich ihn nie mehr sehe. Aber dies thun, hieße eingestehen, daß ich vor ihm Angst habe. Nein, ich habe keine Angst vor ihm — es wäre zu erniedrigend, sagte ich mir. Und sofort, noch im Vorzimmer — da ich wußte, daß meine Frau mich hörte — bestand ich

darauf, daß er noch heute Abend mit seiner Geige komme. Er sagte zu und ging fort.

Am Abend kam er mit der Geige und sie spielten. Aber das Spiel wollte eine Zeitlang nicht recht gehen — die nötigen Noten waren nicht da, aus den vorhandenen konnte meine Frau unvorbereitet nicht spielen. Ich liebte Musik sehr und interessierte mich für ihr Spiel, stellte das Notenpult zurecht, blätterte um. Etwas haben sie doch gespielt — einige Lieder ohne Worte und eine kleine Sonate von Mozart. Er spielte ausgezeichnet und besaß im höchsten Maße, was man Ton nennt; außerdem hatte er einen feinen, edlen Geschmack, der seinem Charakter gar nicht entsprach.

Er war selbstverständlich meiner Frau sehr überlegen und half ihr; dabei aber lobte er höflich ihr Spiel. Er benahm sich sehr gut. Meine Frau schien sich nur für die Musik zu interessieren und gab sich sehr einfach und natürlich. Auch ich heuchelte Interesse für die Musik, aber den ganzen Abend ohne Unterbrechung marterte mich die Eifersucht.

Vom ersten Moment, als seine und ihre Blicke einander trafen, bemerkte ich, daß das Tier, das in beiden steckt, gegen alle Konventionen des gesellschaftlichen Lebens, fragte: „Ja . . . ?" und antwortete: „O ja, gewiß!" Ich bemerkte, daß er gar nicht erwartet hatte, in meiner Frau, der Moskauer Dame, ein so anziehendes Weib zu finden, und daß er sich darüber sehr freute. Denn einen Zweifel an ihrem Einverständnis hegte er nicht. Die ganze Frage bestand darin, daß der langweilige Gatte dabei nicht störe. Wäre ich selbst rein gewesen, so hätte ich das nicht begriffen, da ich aber, wie die Mehrzahl, als lediger Mann über die Frauen ebenso dachte, las ich in seiner Seele wie in einem offenen Buche. Ich litt besonders darunter, daß ich dessen sicher

war, daß sie für mich kein anderes Empfinden, als bloß fortwährende Gereiztheit haben konnte, welche nur ab und zu durch gewohnheitsmäßige Sinnlichkeit unterbrochen wurde. Dieser Mensch aber — dank seiner äußeren Eleganz, seiner Neuheit für sie und besonders seiner unzweifelhaft großen musikalischen Begabung, der Annäherung infolge des Zusammenspielens, dank auch dem Einfluß, den die Musik, vornehmlich das Geigenspiel, auf empfindliche Seelen ausübt — mußte ihr zwar nicht gefallen, aber unzweifelhaft und ohne jeden Einspruch sie besiegen, sie zermalen, aus ihr „einen Strick drehen", aus ihr machen, was er will. Ich konnte das nicht mit ansehen, und ich litt furchtbar. Aber dessen ungeachtet und vielleicht auch infolge dessen zwang mich irgend eine Gewalt gegen meinen Willen, mit ihm nicht nur besonders höflich, sondern auch freundlich zu sein. Ob ich es meiner Frau oder seinetwegen that, um zu zeigen, daß ich ihn nicht fürchte, ob für mich, um mich selbst zu täuschen, weiß ich nicht, aber ich konnte von Beginn unseres Verkehrs mit ihm mich nicht ungezwungen benehmen. Ich mußte, um dem Verlangen, ihn sofort zu töten, nicht nachzugeben, mit ihm liebenswürdig sein. Beim Abendbrot gab ich ihm teuere Weine zu trinken, begeisterte mich für sein Spiel, sprach zu ihm mit einem besonders freundlichen Lächeln und lud ihn für den nächsten Sonntag zum Speisen und forderte ihn auf, noch einmal mit meiner Frau zu spielen. Ich versprach, noch einige meiner Bekannten, Musikfreunde, einzuladen, damit sie ihn hören. Ja, und so endigte es auch."

In großer Erregung veränderte Posdnyscheff seine Haltung und gab seinen eigentümlichen Laut von sich.

„Es war merkwürdig, wie die Anwesenheit dieses Menschen auf mich wirkte, begann er wieder; er gab

sich offenbar alle Mühe, die Ruhe zu bewahren. „Am zweiten oder dritten Tage nachher kam ich aus der Ausstellung nach Hause, ich trat ins Vorzimmer und plötzlich fühlte ich irgend etwas Schweres: als ob ein Stein sich auf mein Herz gelegt hätte; und ich konnte mir keine Rechenschaft darüber geben, was das bedeutete. Ich hatte nämlich, durch das Vorzimmer gehend, etwas bemerkt, das mich an ihn erinnerte. Erst im Kabinett wurde ich mir dessen klar, was es gewesen und kehrte ins Vorzimmer zurück, um mich zu überzeugen.

Ja, ich hatte mich nicht getäuscht, es war sein' Mantel. Wissen Sie, ein moderner Mantel. (Alles, was ihn betraf, wiewohl ich mir dessen nicht bewußt war, beobachtete ich mit einer außergewöhnlichen Aufmerksamkeit.) Ich frage nach: richtig, er ist wirklich da. Ich gehe nicht durch das Wohnzimmer, sondern durch das Lehrzimmer der Kinder in den Salon. Lisa, meine Tochter, sitzt vor einem Buch, die Kinderfrau und der Kleine am Tisch unterhalten sich mit einem Spielzeug. Die Thür nach dem Salon ist geschlossen, aber ich höre von dort das gleichmäßige Harpeggio, seine und ihre Stimme. Ich horche, aber ich kann nichts unterscheiden.

Offenbar sind die Töne des Klavieres eigens dazu da, um ihre Worte zu ersticken, vielleicht auch ihre Küsse . . . Mein Gott, was erhob sich da in mir! Wenn ich mich erinnere, welches Tier damals in mir lebte, ergreift mich Entsetzen! Auf einmal zog sich mir das Herz zusammen, es blieb stehen und dann schlug es wieder wie ein Hammer. Das vorwiegende Gefühl war wie immer bei jeder Bitterkeit — das Mitleid mit mir selbst. Und nebenan die Kinder, die Kinderfrau! dachte ich. Ich muß wahrscheinlich

entsetzlich ausgesehen haben, denn Lisa sah mich mit seltsamen Augen an. Was soll ich also thun? fragte ich mich. Hineingehen? Ich kann nicht — ich werde Gott weiß was thun. Aber ich kann auch nicht fortgehen. Die Kinderfrau blickt mich so an, als ob sie meine Lage verstünde. Es kann nicht anders sein, sagte ich zu mir, ich muß hinein und öffnete schnell die Thür. Er saß am Flügel und griff gebrochene Accorde mit seinen gerundeten, großen, weißen Fingern. Sie stand an dem Ende des Flügels vor aufgeschlagenen Noten. Sie sah oder hörte mich zuerst und blickte mich an.' Erschrak sie und stellte sie sich, daß sie nicht erschrak, oder erschrak sie wirklich nicht . . . . ? Sie zuckte nicht zusammen, rührte sich nicht, errötete bloß, und das erst später.

„Wie ich mich freue, daß Du gekommen bist! Wir haben nicht entschieden, was wir Sonntag spielen werden," sagte sie in einem Ton, in dem sie zu mir nicht gesprochen hätte, wenn wir allein gewesen wären. Dies und, daß sie von sich und ihm „wir" gesagt, empörte mich. Ich begrüßte ihn schweigend.

Er drückte mir die Hand und erklärte mir sofort mit einem Lächeln, welches mir geradezu höhnisch erschien, daß er Noten zur Vorbereitung für Sonntag mitgebracht habe und daß sie darüber nicht einig seien, was sie spielen sollten: etwas schwereres, klassisches, nämlich eine Beethoven-Sonate mit Violine, oder leichtere Stücke? . . . Alles war so natürlich und einfach, daß es unmöglich war, an irgend etwas Anstoß zu nehmen. Trotzdem war ich überzeugt, daß alles das nicht wahr war, daß sie verabredet hatten, in welcher Weise sie mich betrügen werden.

Eine der qualvollsten Situationen für eifersüchtige

Männer (und eifersüchtig sind alle in unserem Gesellschaftsleben) ist, daß gewisse gesellschaftliche Bedingungen eine sehr große und gefährliche Annäherung zwischen Mann und Weib zulassen. Man würde sich zum Gespött der Leute machen, wenn man die Annäherung auf Bällen, die Nähe der Ärzte und ihrer Patientinnen, die Nähe beim Ausüben der Kunst, der Malerei und hauptsächlich der — Musik verhindern wollte. Die Menschen treiben zu zweien die vornehmste Kunst — die Musik; dazu ist eine gewisse Annäherung nötig und diese Annäherung hat nichts Verwerfliches, und bloß ein dummer, eifersüchtiger Gatte kann darin etwas Anstößiges sehen. Indes wissen alle, daß gerade durch diese Ausübungen, insbesondere die der Musik, auch ein großer Teil der Ehebruchsfälle in unserer Gesellschaft herbeigeführt wird.

Ich brachte sie augenscheinlich in Verlegenheit durch die Erregung, die sich bei mir äußerte: ich konnte lange nicht sprechen; wie eine umgestürzte Flasche, aus der deshalb kein Wasser herausfließt, weil sie zu voll ist. Ich wollte ihn beschimpfen, hinausjagen, aber ich fühlte, daß ich mit ihm wieder freundlich und zuvorkommend sein mußte. Das that ich auch. Ich gab mir den Anschein, daß ich alles billige, und dies wieder unter diesem seltsamen Gefühl, das mich zwang, mich um so zuvorkommender mit ihm zu betragen, je peinlicher mir seine Anwesenheit war. Ich sagte ihm, ich verlasse mich auf seinen Geschmack, und riet ihr dasselbe an. Er blieb noch so lange, als nötig war, um den unangenehmen Eindruck, den mein plötzliches Eintreten mit verstörtem Gesicht, und mein Schweigen hervorgerufen hatten, zu verwischen, und er verabschiedete sich mit der Bemerkung, daß nun entschieden sei, was sie morgen spielen werden. Ich war aber vollkommen überzeugt, daß im Ver-

gleich mit dem, was sie beschäftigte, ihnen die Frage, was sie spielen sollten, vollständig gleichgültig war.

Mit einer besonderen Höflichkeit begleitete ich ihn ins Vorzimmer. (Wie soll man auch nicht einen Menschen begleiten, der gekommen war, um die Ruhe zu zerstören und das Glück einer ganzen Familie zu untergraben!) Ich drückte mit einer besonderen Freundlichkeit seine weiße weiche Hand."

XXII.

„Diesen ganzen Tag sprach ich mit ihr nicht — ich konnte nicht. Ihre Nähe rief in mir einen solchen Haß gegen sie hervor, daß ich vor mir selbst Angst hatte. Bei Tische fragte sie mich vor den Kindern, wann ich verreisen werde. Ich sollte in der darauffolgenden Woche zu einer Sitzung nach der Kreisstadt fahren. Ich sagte ihr wann. Sie fragte: ob ich für die Reise nicht etwas nötig habe? Ich erwiderte nichts und saß schweigend bei Tische und schweigend ging ich auch in mein Zimmer. Die letzte Zeit war sie nie zu mir ins Kabinett gekommen, insbesondere um diese Zeit nicht. Ich liege im Zimmer und ärgere mich. Plötzlich ein bekannter Schritt. Und es geht mir ein furchtbarer, abscheulicher Gedanke durch den Kopf, daß sie, wie die Frau des Urias, schon ihre begangene Sünde verbergen wolle und daß sie deshalb zu so ungewohnter Stunde zu mir kommt. Kommt sie wirklich zu mir? dachte ich, als ich ihre sich nähernden Schritte vernahm. Wenn sie zu mir kommt, so beweist dies, daß ich recht habe. Und in der Seele erhebt sich ein unaussprechlicher Haß gegen sie. Näher und näher kommen die Schritte — geht sie vorbei in den Salon? Nein, die Thür knarrt und in der Thür

erscheint ihre hohe, schöne Gestalt, und im Gesicht und in den Augen liegt eine Schüchternheit und etwas Einschmeichelndes, was sie verbergen will, das ich aber sehe und dessen Bedeutung ich kenne.

Ich erstickte beinahe — so lange hielt ich den Atem an, und indem ich fortfuhr, sie anzusehen, ergriff ich die Cigarettendose und rauchte eine Cigarette an.

„Nun, was ist denn das? Ich komme um Dir Gesellschaft zu leisten und Du beginnst zu rauchen!" Sie setzte sich zu mir auf den Divan und lehnte sich an mich. Ich zog mich zurück, um mit ihr nicht in Berührung zu kommen.

„Ich sehe, Du bist unzufrieden, daß ich Sonntag spielen will," sagte sie.

„Ich bin gar nicht unzufrieden," erwiderte ich.

„Sehe ich es denn nicht —?"

„Nun, dann gratuliere ich Dir, wenn Du siehst — ich sehe nur eines, daß Du Dich wie eine Kokette benimmst. Dir ist jede Niederträchtigkeit angenehm, mir aber schrecklich!"

„Wenn Du wie ein Kutscher schimpfen willst, gehe ich fort."

„Geh' fort, aber wisse, wenn die Ehre der Familie Dir nicht teuer ist, so bist Du mir nicht teuer (Dich kann der Teufel holen), aber die Ehre der Familie . . !"

„Was ist denn los?"

„Geh', um Gotteswillen, geh'!"

Stellte sie sich, als verstünde sie nichts, oder begriff sie wirklich nicht, sie fühlte sich beleidigt, wurde böse und ging nicht fort, sondern blieb in der Mitte des Zimmers stehen.

„Du bist wirklich unerträglich geworden," sagte sie.

„Ein Engel könnte es mit einem Menschen von diesem Charakter nicht aushalten" — und wie immer, wenn sie mich recht schmerzlich treffen wollte, erinnerte sie mich an einen Auftritt mit meiner Schwester. Es ist einmal vorgekommen, daß ich außer mir geraten bin, und meiner Schwester Grobheiten gesagt habe; sie wußte, daß mir dies peinlich war und zielte nach dieser Stelle: „Nach diesem Vorfall kann mich nichts mehr von Dir wundern."

Ja, mich beleidigen, erniedrigen, beschimpfen und noch mich den Schuldigen heißen, dachte ich mir und plötzlich erfaßte mich ein so heftiger Zorn gegen sie, wie ich ihn nie zuvor empfunden hatte. Zum ersten Male fühlte ich den Wunsch, diesen Zorn physisch zu äußern. Ich sprang auf, näherte mich ihr. Aber in dem Augenblicke, wo ich aufsprang, wurde ich mir — ich entsinne mich ganz genau — meines Zornes bewußt und fragte mich selbst, ob es gut sei, diesem Gefühl nachzugeben. Und ich antwortete mir sofort, daß es gut wäre, daß es ihr Furcht einjagen würde. Statt dem Gefühl des Zornes entgegenzuarbeiten, fachte ich ihn demgemäß nur noch mehr an und freute mich, daß er mehr und mehr entbrannte.

„Geh fort oder ich töte Dich," schrie ich, an sie herantretend und ihre Hand ergreifend. Ich verstärkte dabei absichtlich den zornigen Ausdruck meiner Stimme. Vermutlich sah ich schrecklich aus, denn sie wurde ganz schüchtern, hatte nicht einmal die Kraft, fortzugehen, sie sagte bloß:

„Waßja, was ist Dir? Was hast Du?"

„Geh fort," brüllte ich noch stärker. „Du nur bringst mich zur Raserei. Ich stehe für mich nicht gut ... Ich gab meiner Wut nach, ich weidete mich an derselben und hatte den Wunsch, noch etwas Ungewöhnliches zu thun, was die

höchste Stufe dieser meiner Wut ausdrücken sollte. Ich hatte das heftige Verlangen, sie zu schlagen, zu töten, aber ich wußte, daß man das nicht darf, und um meiner Wut dennoch Ausdruck zu geben, ergriff ich den auf den Tisch befindlichen Briefbeschwerer und indem ich noch einmal „Geh fort" schrie, schleuderte ich ihn an ihr vorbei auf den Boden. Ich zielte ganz genau an ihr vorbei. Sie ging aus dem Zimmer, blieb aber in der Thür stehen, und da, so lange sie es noch sehen konnte — ich that es, damit sie es sehe — nahm ich verschiedene Gegenstände vom Tisch . . Leuchter, Tintenfaß . . und warf sie zu Boden, immer weiter schreiend: „Geh fort, geh fort, ich stehe für mich nicht gut." Sie ging fort und ich hörte gleich zu toben auf.

Nach einer Stunde kam die Kinderfrau zu mir und erzählte, meine Frau habe einen hysterischen Anfall. Ich ging zu ihr, sie schluchzte, lachte, konnte nicht sprechen und zitterte am ganzen Körper, das war keine Verstellung, sondern sie war wirklich krank.

Gegen Morgen ward sie ruhiger und wir versöhnten uns unter dem Einflusse des Gefühls, das wir Liebe nennen.

Des Morgens gestand ich ihr nach der Versöhnung, daß ich auf Truchatschewsky eifersüchtig war; sie wurde gar nicht verlegen und lachte ganz unbefangen, so sonderbar erschien ihr, wie sie sagte, die Möglichkeit, daß sie sich von einem solchen Menschen hinreißen lassen könnte.

Kann denn eine anständige Frau einem solchen Menschen gegenüber etwas anderes fühlen, als das Vergnügen, das die Musik gewährt? Wenn Du willst, bin ich bereit, ihn nicht mehr wiederzusehen. Selbst was den Sonntag betrifft, obgleich alle eingeladen sind — — schreibe ihm, ich sei unwohl und die Sache ist erledigt. Das eine ist nur unan-

genehm, daß jemand denken könnte, und hauptsächlich er selbst, er sei gefährlich. Und ich bin zu stolz, um zu gestatten, daß man das glaube.“

Und sie log nicht, indem sie es sagte. Sie glaubte an das, was sie sagte. Sie hoffte, durch diese Worte in sich selbst eine Verachtung gegen ihn hervorzurufen, um sich dadurch gegen ihn zu schützen; es gelang ihr aber nicht. Alles richtete sich gegen sie, besonders diese verdammte Musik. So endigte auch alles und Sonntag kamen die Gäste und sie spielten wieder zusammen.“

XXIII.

„Ich denke, es ist überflüssig, zu erwähnen, daß ich sehr ehrgeizig war. Gäbe es keinen Ehrgeiz in unserem täglichen Leben, so hätte man nicht, wofür zu leben. Sonntag also beschäftigte ich mich gern mit den Vorbereitungen für das Diner und den Musikabend. Ich selbst besorgte die Einkäufe für die Tafel und lud die Gäste ein.

Gegen sechs Uhr kamen die Gäste, und auch er erschien im Frack mit geschmacklosen Brillantknöpfen. Er benahm sich ungezwungen, gab auf alles rasch Antwort mit dem Lächeln des Verständnisses und der Zustimmung — Sie wissen, mit jenem besonderen Ausdruck, daß alles, was Sie thun und sagen, genau das ist, was er erwartet. Alles, was an ihm unschön war, bemerkte ich sofort mit besonderem Vergnügen, weil alles das mich beruhigen und mir beweisen sollte, daß er für meine Frau auf so niederer Stufe steht, bis zu welcher, wie sie sagte, sie sich gar nicht erniedrigen könne. Ich erlaubte mir nicht, eifersüchtig zu sein; erstens hatte ich schon zu viel unter dieser Pein gelitten und ich mußte ausruhen,

zweitens wollte ich den Versicherungen meiner Frau glauben, und ich glaubte ihnen. Obgleich ich nicht eifersüchtig war, benahm ich mich ihm und ihr gegenüber doch nicht natürlich. Während des Diners und der ersten Hälfte des Abends bis zum Beginn der Musik beobachtete ich noch immer die Bewegungen und Blicke der beiden.

Das Diner ging vorüber, wie alle Diners — langweilig, gezwungen. Ziemlich zeitig begann das Musizieren. Oh, wie ich mich aller Einzelheiten dieses Abends erinnere! Ich entsinne mich, wie er die Geige brachte, den Kasten aufschloß, die für ihn von einer Dame gestickte Decke herabnahm und die Geige stimmte. Ich erinnere mich, wie sich meine Frau mit einer geheuchelt gleichgültigen Miene ans Klavier setzte; dabei verbarg sie eine große Befangenheit, hauptsächlich inbezug auf ihr Können. Es begannen die gewöhnlichen „A" auf dem Piano, das Pizzicato der Geige, das Aufstellen der Noten. Ich erinnere mich, wie sie einander anblickten und dann die Gäste, welche sich setzten, ansahen; dann wechselten sie ein Wort, und es ging an. Er setzte zuerst mit einigen Akkorden ein. Sein Gesichtsausdruck wurde ernst, streng und sympathisch und auf seine eigenen Töne horchend, zupfte er mit vorsichtigen Fingern die Saiten. Das Piano erwiderte ihm, und es begann . . ."

Posdnyscheff hielt inne und ließ einige Male seine Laute hören. Er wollte etwas sagen, aber er räusperte sich und blieb still.

„Sie spielten die Kreutzer-Sonate von Beethoven," fuhr er fort. „Kennen Sie das erste Presto? . . . Kennen Sie es?!" schrie er auf. „Ah . . . diese Sonate ist etwas Entsetzliches. Besonders dieser Teil. Und überhaupt ist

Musik etwas Schreckliches. Was sie ist, begreife ich nicht. Was ist Musik? Was bewirkt sie? Und wodurch bewirkt sie, was sie bewirkt? Man sagt, die Musik wirke auf die Seele erhebend — Unsinn, Lüge! Sie hat eine Wirkung, eine schreckliche Wirkung — ich weiß es von mir her — aber gar nicht erhebend. Sie wirkt auf die Seele weder erhebend, noch erniedrigend, sondern aufregend. Wie soll ich es Ihnen erklären? Die Musik zwingt mich, mich selbst zu vergessen und meine wahre Lage; sie versetzt mich in irgend eine andere, nicht in meine Lage. Unter dem Einflusse der Musik scheint es mir, daß ich das fühle, was ich eigentlich nicht fühle, daß ich das verstehe, was ich nicht verstehe, daß ich das kann, was ich nicht kann. Ich erkläre es dadurch, daß die Musik wie das Gähnen wirkt oder wie das Lachen. Ich habe kein Verlangen, zu schlafen, aber ich gähne, wenn ich Gähnende anblicke. Ich habe keinen Anlaß, zu lachen, aber ich lache, wenn ich lachen höre.

Die Musik versetzt mich auf einmal und unmittelbar in den Seelenzustand, in welchem sich derjenige, der die Musik komponiert, befunden hat. Meine Seele vereint sich mit der seinen und mit ihm zusammen gehe ich von dem einen Zustand in einen anderen über. Warum ich das aber thue, weiß ich nicht. Derjenige, der etwas komponiert hat, z. B. die Kreutzer-Sonate .. Beethoven .. wußte, warum er in diesem Zustande war. Dieser Zustand führte ihn zu gewissen Handlungen und deshalb hatte dieser Zustand für ihn einen Sinn. Für mich aber hat er keinen. So regt die Musik nur auf, ohne zu einer Auflösung zu führen. Man spielt z. B. einen Militärmarsch, die Soldaten marschieren nach diesen Tönen und die Musik hat ihren Zweck erreicht; man spielt einen Tanz auf, ich tanze und die Musik hat wieder einen Zweck erfüllt; oder

man hat eine Messe gesungen, ich habe gebeichtet, die Musik hat also wieder einen Zweck erreicht. Hier entsteht bloß eine Aufregung; eine Handlung, durch welche sie aufgelöst werden soll, ist nicht vorhanden. Deshalb wirkt auch manchmal die Musik so schrecklich, so fürchterlich. In China ist die Musik eine Staatsangelegenheit. Und so soll es auch sein. Kann man denn zulassen, daß jeder, der es will, einen anderen oder viele andere hypnotisiere und dann mit ihm verfahre, wie er will? Und dann, kann man zulassen, daß der erste beste unmoralische Mensch diese Hypnose ausübt?

Und in wessen Hände geriet jetzt dieses schreckliche Mittel! Nehmen wir z. B. diese Kreutzer-Sonate, das erste Presto — darf man es in einem Salon mitten unter dekolletierten Damen spielen? Darf man dieses Presto spielen, dann applaudieren, dann ein Gefrorenes essen und über den letzten Klatsch sprechen? Diese Sachen darf man nur bei gewissen bedeutenden Anlässen spielen, dann, wenn gewisse, der Musik entsprechende Handlungen vollführt werden sollen — dann spielt man sie und thut man das, wozu die Musik angeregt hat. Sonst aber muß dieses weder dem Ort, noch der Zeit entsprechende Hervorrufen der Energie und der Gefühle, die sich in keiner Weise äußern können, zerstörend wirken. Auf mich wenigstens wirkte das schrecklich. Es war mir, als ob ganz neue, mir unbekannte Gefühle sich mir offenbaren würden, neue Möglichkeiten, von denen ich bis jetzt nichts wußte. Ja, so: Es war, als sagte mir ein Etwas in der Seele, es sei nicht alles so, wie ich früher meinte und lebte, sondern so. Was aber dieses Neue war, das ich jetzt erfuhr, darüber konnte ich mir keine Rechenschaft geben; nur war das Bewußtsein des neuen Zustandes sehr erfreulich. Alle diese Menschen, da-

runter auch meine Frau und er, erschienen mir in einem anderen Lichte.

Nach diesem Allegro spielten sie noch das schöne, aber gewöhnliche, nicht neue Andante mit den banalen Variationen und dem gänzlich schwachen Finale. Dann spielten sie noch, auf Ersuchen der Gäste, eine Elegie von Ernst, und noch andere kürzere Sachen. Das war alles gut, machte aber auf mich auch nicht den hundertsten Teil jenes Eindruckes, den das erste Stück hervorgerufen hatte.

Das alles war bereits abgeschwächt infolge der Grundstimmung, die das erste Stück hervorgerufen hatte.

Mir war es den ganzen Abend so leicht und heiter zu Mute. Meine Frau hatte ich nie so gesehen, wie sie an diesem Abend war — ihre Augen glänzten, das Gesicht hatte während des Spielens einen ernsten und bedeutenden Ausdruck und als sie zu Ende waren, war sie wie aufgelöst, hatte sie ein schwaches, trauriges und seliges Lächeln. Das alles bemerkte ich, schrieb dem aber keine andere Bedeutung zu, als daß sie dasselbe empfand, was auch ich empfand — auch für sie offenbarten sich oder schienen in der Erinnerung zu erwachen neue, nie empfundene Gefühle. Der Abend endete gut und die Gäste entfernten sich.

Truchatschewsky wußte, daß ich in zwei Tagen zu einer Versammlung reisen mußte, und sagte beim Abschiednehmen, er hoffe, bei seinem nächsten Hiersein das Vergnügen des heutigen Abends wiederholen zu können. Daraus konnte ich schließen, daß er es für unmöglich hielt, mein Haus während meiner Abwesenheit zu besuchen, und das war mir sehr angenehm.

Daraus folgte, daß, da ich vor seiner Abreise nicht zurückkommen werde, er uns nicht mehr besuchen wird.

Ich drückte ihm mit aufrichtiger Freude die Hand und dankte ihm für das uns bereitete Vergnügen. Er nahm auch von meiner Frau endgültig Abschied, und ihre Verabschiedung schien mir sehr ungezwungen und anständig. Alles verlief sehr gut. Wir Beide, ich und meine Frau, waren mit dem Abend sehr zufrieden."

XXIV.

„Zwei Tage später reiste ich nach der Kreisstadt und verabschiedete mich in einer sehr guten, ruhigen Gemütsverfassung von meiner Frau.

In der Kreisstadt hatte ich, wie immer, sehr viel zu thun; es war ein ganz anderes Leben und eine andere kleine Welt. Zwei Tage verbrachte ich an die zehn Stunden auf dem Amte. Den nächsten Tag brachte man mir einen Brief von meiner Frau ins Amt. Ich las ihn sofort. Sie schrieb von den Kindern, dem Onkel, der Kinderfrau, den Einkäufen, und unter anderem erwähnte sie als etwas ganz Nebensächliches, daß Truchatschewsky sie besucht, die versprochenen Noten gebracht und noch einmal zu spielen versprochen habe; sie aber habe das abgelehnt.

Ich erinnerte mich nicht, daß er Noten zu bringen versprochen hätte: mir schien es, er hätte damals endgültig Abschied genommen, und die Sache berührte mich nun unangenehm. Ich hatte so viel Arbeit, daß ich zum Nachdenken keine Zeit fand; erst am Abend, als ich nach Hause kam, las ich den Brief noch einmal.

Abgesehen davon, daß Truchatschewsky in meiner Abwesenheit noch einmal gekommen war, erschien mir der ganze Ton des Briefes gezwungen, das wilde Tier, die Eifersucht,

brüllte in seinem Gefängnis und wollte herausspringen, aber ich hatte vor diesem Tier Angst und schloß es rasch ein. Welch ein abscheuliches Gefühl doch diese Eifersucht ist, sagte ich mir. Giebt es denn etwas natürlicheres, als was sie schreibt!

Und ich legte mich zu Bett und dachte über die amtlichen Angelegenheiten nach, die mir am nächsten Tag bevorstanden. Sonst konnte ich zur Zeit dieser Sitzungen an einem neuen Ort lange nicht einschlafen, hier aber schlief ich bald ein. Und da, Sie wissen vielleicht, wie es manchmal ist, kommt es auf einmal wie ein elektrischer Schlag. Und ich erwachte mit dem Gedanken an sie, an meine physische Liebe zu ihr, an Truchatschewsky und daran, daß zwischen ihm und ihr schon alles erledigt ist. Zorn und Schrecken schnürten mir das Herz zusammen. Ich fing an, mir Vernunft beizubringen. Welch ein Unsinn, sagte ich mir, es liegt ja gar kein Grund vor, es ist nichts zwischen ihnen vorgefallen. Und wie kann ich sie und mich selbst so erniedrigen, und so entsetzliche Dinge annehmen! So eine Art von Geiger, der für Geld spielt, und als ein nichtsnutziger Mensch bekannt ist, und sie dagegen — eine ehrbare Frau, eine geachtete Familienmutter, m e i n e Frau . . . was für ein Unsinn! dachte ich mir einerseits. Warum sollte es aber nicht sein! erschien es mir andererseits. Warum sollte nicht jenes Einfache und Begreifliche eintreten, was auch mich dazu geführt hat, sie zu heiraten, weshalb ich mit ihr lebte und was allein ich von ihr brauchte, und was die anderen brauchten, auch dieser Musiker? Er ist ein unverheirateter Mann, gesund (ich erinnere mich, wie er an dem Knochen eines Koteletts knusperte und wie gierig er das Glas Wein an die roten Lippen führte), satt, glatt

und nicht bloß prinzipienlos, sondern auch allem Anscheine nach sich zur Regel setzend, daß man alle, alle Vergnügungen genießen solle, die sich darbieten. Und es verband sie das Band der Musik, der allerraffiniertesten Lüsternheit. Was konnte ihn zurückhalten? Und sie? Ja, wer ist sie . . . ? Sie — ist eben so ein Geheimnis wie früher. Ich kenne sie nicht. Ich kenne sie nur als Tier. Und nichts kann und darf ein Tier zurückhalten.

Jetzt erst erinnerte ich mich, welchen Ausdruck die Gesichter der beiden hatten an jenem Abende, als sie nach der Kreutzer-Sonate irgend ein leidenschaftliches Stück spielten; ich erinnere mich nicht, von wem es war — es war sinnlich bis zur Lüsternheit. Wie konnte ich nur abreisen? fragte ich mich, an ihren Gesichtsausdruck zurückdenkend: war es denn nicht klar, daß schon an jenem Abend alles zwischen ihnen geschehen war, war es denn nicht klar, daß an jenem Abend nicht nur jedes Hindernis verschwand, sondern daß sie beide, und besonders sie, eine gewisse Scham empfanden nach dem, was zwischen ihnen vorgefallen war? Ich erinnere mich, wie sie schwach, traurig und selig lächelte, sich den Schweiß vom erröteten Gesicht abtrocknend, als ich mich dem Klavier näherte. Schon damals vermieden sie, einander anzublicken, und erst beim Souper, als er ihr Wasser ins Glas goß, sahen sie einander an und lächelten kaum merklich. Mit Schrecken erinnere ich mich jetzt an diesen, von mir aufgefangenen Blick mit dem kaum merklichen Lächeln. Ja, es ist alles zu Ende, sagte mir eine Stimme und sofort sagte eine andere etwas ganz anderes: Es ist ja alles Einbildung, es kann ja nicht sein! Es wurde mir ängstlich, im Dunkeln zu liegen, ich rieb ein Streichholz an und es war mir schrecklich zu Mute in diesem kleinen Zimmer mit

den gelben Tapeten. Ich zündete eine Cigarette an und rauchte, wie man es immer thut, wenn man sich in einem Kreise von unlösbaren Gegensätzen bewegt; ich rauchte eine Cigarette nach der anderen, um mich zu betäuben und die Widersprüche nicht zu bemerken.

Die ganze Nacht konnte ich nicht schlafen. Gegen fünf Uhr sah ich ein, daß ich in dieser Spannung nicht länger bleiben konnte und gleich nach Hause fahren mußte. Ich stand auf, weckte den Kanzleibeamten, der mich bediente, und hieß ihn Pferde holen. In die Sitzung schickte ich eine Karte und gab vor, eine besonders wichtige Angelegenheit rufe mich nach Moskau zurück, und bat, ein anderes Mitglied solle meine Stelle vertreten. Um acht Uhr setzte ich mich in den Tarantaß und reiste ab."

XXV.

Der Schaffner kam herein und sah, daß die Kerze niedergebrannt war. Er löschte sie aus, ohne eine neue hineinzustellen. Draußen brach die Morgendämmerung an. Posdnyscheff schwieg und seufzte tief die ganze Zeit, während der Schaffner sich im Kupee befand. Er setzte seine Erzählung erst fort, als der Schaffner fortgegangen war und man im halbdunkeln Kupee bloß das Klirren der Scheiben des rüttelnden Waggons und das gleichmäßige Schnarchen des Kommis hörte. Im Zwielicht der Morgendämmerung konnte ich Posdnyscheff gar nicht sehen, ich hörte bloß seine Stimme, die mehr und mehr Aufregung verriet und voll Seelenleid war.

„Ich hatte fünfunddreißig Werst mit Pferden und acht Stunden mit der Eisenbahn zu fahren. Die Wagenfahrt

war sehr schön. Es war ein frostiges Herbstwetter bei grellem Sonnenschein. — Sie kennen ja diese Zeit, wo die Räder auf dem leicht gefrorenen Boden Spuren einprägen. Der Weg glatt, das Licht grell und die Luft stärkend. Es war sehr angenehm, im Tarantaß zu fahren. Als es hell wurde und ich abreiste, wurde es mir leichter zumute. Ich sah die Pferde, die Felder, die mir entgegenkamen, und vergaß, wohin ich fuhr. Manchmal schien es mir, daß ich nur so fahre und daß nichts davon, was mich fortgerufen, existierte. Und es war mir besonders angenehm, alles das zu vergessen. Dachte ich aber daran, wohin ich reiste, so sagte ich mir: Nun, dort wird sich alles zeigen, jetzt brauche ich daran nicht zu denken! Auf halbem Wege ereignete sich etwas, das mich noch aufhielt und noch mehr zerstreute: der Tarantaß ging entzwei und mußte ausgebessert werden. Dieser Zwischenfall hatte deshalb eine große Bedeutung, weil ich deswegen in Moskau nicht um fünf Uhr, wie ich voraussetzte, sondern nach elf Uhr eintraf, und zu Hause nach Mitternacht, da ich den Schnellzug nicht erreichte und den Personenzug benutzen mußte. Das Holen eines Bauernwagens, das Ausbessern, die Bezahlung, das Theetrinken im Gasthof, die Gespräche mit dem Hausknecht — das alles zerstreute mich noch mehr. In der Dämmerung war alles fertig, und ich fuhr weiter. Nachts war es noch angenehmer zu fahren als am Tage. Der Mond stand im ersten Viertel, leichter Frost, der Weg noch gut, die Pferde, der lustige Kutscher — ich fuhr und genoß das Alles, ohne daran zu denken, was mich erwartet oder vielleicht mich um so mehr freuend, weil ich wußte, was mich erwartete und daß ich von den Freuden des Lebens Abschied nahm. Aber mein ruhiger Zustand und die Fähig-

keit, meine Gefühle zu beherrschen, endete mit der Wagenfahrt. Die acht Stunden der Eisenbahnfahrt waren für mich etwas so schreckliches, daß ich sie mein Leben lang nicht vergessen werde. Ist es vielleicht, daß, als ich im Kupee Platz nahm, ich mir auch lebhaft meine Ankunft vergegenwärtigte, oder wirkt die Eisenbahnfahrt überhaupt aufregend auf das Gemüt — von dem Augenblick, da ich das Kupee betrat, konnte ich meine Phantasie nicht mehr beherrschen. Unaufhörlich spiegelte sie mir mit außerordentlicher Klarheit Bilder vor, die meine Eifersucht entflammten, ein Bild nach dem anderen, und immer dasselbe Bild, das, was dort in meiner Abwesenheit geschieht, wie sie mir untreu wird. Ich verzehrte mich vor Empörung, Zorn und einem ganz besonderen Gefühl der Wonne an meiner eigenen Erniedrigung und betrachtete diese Bilder, ohne mich von ihnen losreißen zu können; es war mir unmöglich, sie nicht anzusehen, sie zu verscheuchen, sie nicht hervorzurufen. Und je mehr ich diese, von meiner Phantasie geschaffenen Bilder betrachtete, desto mehr glaubte ich an ihre Wirklichkeit, die Klarheit, mit der sie vor mich traten, schien ein Beweis dafür, daß das von mir Erdachte auch die Wirklichkeit war. Es war, als ob irgend ein Teufel ganz gegen meinen Willen die schrecklichsten Kompinationen erdacht und mir zugeflüstert hätte. Ich erinnerte mich eines Gespräches, das ich lange vorher mit dem Bruder von Truchatschewsky hatte, und mit einer besonderen Wonne zermarterte ich mir das Herz, indem ich dieses Gespräch auf Truchatschewsky und meine Frau bezog.

Es war schon lange her, aber ich erinnerte mich doch daran. Der Bruder von Truchatschewsky antwortete mir auf meine Frage, ob er gewisse Häuser besuche, ein anständiger Mensch gehe nicht hin, weil man sich da eine Krank-

heit holen könne und es dort schmutzig und abscheulich sei; dagegen könne man immer eine anständige Frau finden. Und nun hat er, sein Bruder, meine Frau gefunden. Es ist wahr, sie steht nicht mehr in der ersten Jugend, es fehlt ihr an der Seite ein Zahn und sie ist etwas verfettet, dachte ich für ihn. Aber was läßt sich thun, man muß nehmen, was da ist. Ja, er erweist ihr eine Herablassung, indem er sie zu seiner Geliebten macht, dachte ich mir. Und dabei ist die Sache ungefährlich ... Nein, das ist ja nicht möglich! sagte ich mir mit Entsetzen. Davon kann gar nicht die Rede sein! Es giebt gar keinen Grund, etwas derartiges auch nur zu vermuten. Hatte sie mir denn nicht gesagt, der Gedanke allein, ich könne auf ihn eifersüchtig sein, erniedrige sie? Ja, aber sie lügt, sie lügt, schrie ich und da begann es wieder ... Es waren nur noch zwei Reisende in unserem Kupee, eine alte Frau mit ihrem Mann, beide einsilbig; und auch die stiegen in einer der Stationen aus und ich blieb allein. Ich war wie ein Tier im Käfig .. bald sprang ich auf, trat an das Fenster, bald ging ich wankend auf und ab, als ob ich den Lauf des Waggons beschleunigen wollte, aber der Waggon mit allen seinen Bänken und Scheiben klapperte nur so fort, ganz so wie der unserige jetzt ..."

Posdnyscheff sprang auf, machte einige Schritte und setzte sich wieder.

„O welche Angst, welche Angst habe ich vor den Eisenbahnkupees, — ein Entsetzen ergreift mich! ... Ja, es ist schrecklich," fuhr er fort. „Ich sagte mir .. jetzt will ich an etwas anderes denken ... z. B. an den Wirt des Gasthauses, wo ich Thee getrunken habe. Und da steigt vor meinen geistigen Augen der Hausknecht auf mit seinem langen Bart und auch sein Enkel — ein Knabe in dem

Alter meines Waßja. „Mein Waßja! Er sieht ja, wie der Musiker seine Mutter küßt, was geht in seiner armen Seele vor? Was liegt ihr daran! Sie liebt . . .“ Und wieder beginnt es in mir. Nein, nein, jetzt werde ich an die Inspektion des Spitals denken, wie gestern der Kranke gegen den Arzt Beschwerde führte. Und der Arzt hatte einen Schnurrbart wie Truchatschewsky und wie unverschämt er . . . sie beide mich betrogen, als er sagte, er reise ab. Und es ging von neuem an. Alles, woran ich dachte, hatte einen Zusammenhang mit ihm. Ich litt entsetzlich. Die Qual bestand hauptsächlich in dem Nicht-Wissen, in dem Zweifeln, in dem Zwiespalt, in dem Nicht-Wissen, ob ich sie lieben oder hassen muß. Mein Leiden war ein so sonderbares Gefühl, — das gehässige Bewußtsein meiner Erniedrigung und seines Sieges, aber besonders ein schrecklicher Haß gegen sie. Ich kann nicht mich töten und sie leben lassen; sie soll leiden, zum mindesten so viel, daß sie begreife, was ich gelitten habe! sagte ich mir. Ich verließ auf jeder Station das Kupee um mich zu zerstreuen. In einer Station sah ich beim Büffet andere trinken und sofort trank auch ich Branntwein. Neben mir stand ein Jude, der auch trank. Wir begannen ein Gespräch, und um nicht in meinem Kupee zu bleiben, ging ich mit ihm in sein schmutziges Kupee III. Klasse, das voll Rauch war und dessen Boden von den Hülsen getrockneter Kürbiskerne ganz bedeckt war. Da setzte ich mich zu ihm und er sprach allerhand durcheinander und erzählte Anekdoten. Ich hörte ihm zu, konnte aber nicht verstehen, was er sagte, weil ich über meine Angelegenheit weiter dachte. Er bemerkte es und begann für sich mehr Aufmerksamkeit zu fordern. Da stand ich auf und kehrte in mein Kupee zurück. Ich muß noch einmal überlegen, sagte ich mir, ob das, was ich denke,

richtig ist und ob ich einen Grund habe, mich zu quälen. Ich setzte mich mit der Absicht, über alles ruhig nachzudenken, allein, statt des ruhigen Nachdenkens begann aufs neue dasselbe: statt der Gedanken — Bilder und Vorstellungen. Wie viele Male habe ich mich so abgequält, sagte ich mir (ich dachte an frühere Eifersuchtsanfälle) — und am Ende war doch gar nichts daran. Vielleicht wird es auch jetzt so sein, ja, sicherlich wird es so sein. Ich werde sie friedlich schlafend finden. Sie wird erwachen, wird sich mit mir freuen und aus ihren Worten, aus ihrem Blick werde ich herausfühlen, daß nichts vorgefallen ist und daß all das ein Unsinn ist. O wie schön wäre das! . . . Aber nein, zu oft war es so und jetzt wird es nicht mehr sein, sagte mir irgend eine Stimme und es fing wieder an. Ja das war die Qual! Nicht in ein Spital für Syphiliskranke würde ich einen jungen Mann führen, um ihm die Lust an den Frauen zu verleiden, sondern zu mir in die Seele, damit er die Teufel sehe, die sie zerrissen! Das Schreckliche dabei war, daß ich mir ein unzweifelhaftes volles Recht über ihren Körper anmaßte, als wäre es mein Körper und dabei auch fühlte, daß ich diesen Körper nicht als Eigentum besitzen darf, daß er nicht der meinige ist und daß sie darüber nach Gutdünken verfügen kann und nicht so verfügt, wie ich will. Und dabei konnte ich weder ihr, noch ihm etwas anthun. Auch er, wie Wanjka, der Knecht, wird vor der Hinrichtung das Liedchen singen, wie oft die Zuckerlippen geküßt wurden u. s. w. Und der Sieg ist sein. Und ihr kann ich noch weniger anthun. Hat sie es nicht gethan und will es thun — ich weiß, sie will es — so ist es noch schlimmer, möchte sie es doch lieber gethan haben, damit ich es wisse, damit die Ungewißheit aufhöre. Ich könnte nicht sagen,

was ich eigentlich wünschte. Ich wünschte, daß sie das nicht wolle, was sie wollen mußte. Das war der helle Wahnsinn."

XXVI.

„Auf der vorletzten Station, als der Schaffner hereinkam, um uns die Fahrkarten abzunehmen, packte ich meine Sachen zusammen und ging auf die Plattform hinaus. Das Bewußtsein, daß die Entscheidung so nahe war, verstärkte noch meine Aufregung. Es wurde mir kalt und meine Kinnbacken zitterten so sehr, daß ich mit den Zähnen klapperte.

Mechanisch ging ich der Menge nach, aus dem Bahnhof heraus, nahm eine Droschke, setzte mich hinein und fuhr ab. Während der Fahrt blickte ich die wenigen Vorübergehenden und die Pförtner an, blickte auf die Schatten, welche die Straßenlaternen und mein Wagen bald vorn, bald hinten warfen, und dachte an nichts Bestimmtes.

Nach einer Fahrt von einer halben Werst spürte ich an den Füßen Kälte und erinnerte mich da, daß ich im Kupee die Wollstrümpfe abgelegt und in die Reisetasche gesteckt hatte. Wo ist denn die Reisetasche, ist sie hier? Ja, sie ist hier. Und der Reisekorb? Da erinnerte ich mich, daß ich das Gepäck ganz vergessen hatte. Ich zog den Gepäckschein hervor, kam aber bald zu dem Entschlusse, daß es sich nicht lohne, deshalb umzukehren, und fuhr weiter.

So sehr ich mich auch bemühe, kann ich doch nicht meinen damaligen Zustand mir ins Gedächtnis zurückrufen . . Was ich dachte, was ich wollte, weiß ich nicht. Ich entsinne mich bloß, daß ich das Bewußtsein hatte, etwas Schreckliches bereite sich vor und etwas sehr Wichtiges werde sich in meinem Leben ereignen. Ereignete sich jenes Wichtige, weil ich daran

dachte, oder war es bloß ein Vorgefühl — ich weiß es nicht. Es ist auch möglich, daß nach dem, was geschehen ist, die vorhergehenden Momente ein düsteres Kolorit erhielten. Ich fuhr an meinem Hause vor. Es war nach Mitternacht. Einige Droschken standen vor dem Hause und warteten vor den beleuchteten Fenstern auf Fahrgäste. (In unserer Wohnung waren die Fenster des Saales und des Empfangszimmers erleuchtet.) Ohne mir Rechenschaft zu geben, warum in unseren Fenstern so spät noch Licht ist, ging ich in derselben Erwartung von etwas Schrecklichem die Treppe hinauf und klingelte. Der Diener, der gute, dienstfertige und sehr dumme Jegor, öffnete mir. Das erste, was mir in die Augen fiel, war, daß im Vorzimmer auf dem Kleiderrechen neben den anderen Kleidern der moderne Mantel hing. Ich hätte mich wundern sollen, allein ich wunderte mich nicht, weil ich das erwartet hatte. Es ist also richtig, sagte ich mir. Als ich Jegor fragte, wer da sei und er mir Truchatschewsky nannte, fragte ich weiter, ob noch jemand da sei. Er sagte: „Nein, niemand.“ Ich erinnere mich, daß er mir das in einem Ton sagte, als ob er mich erfreuen und alle meine Befürchtungen, es könnte noch jemand da sein, zerstreuen wollte. So, so! sagte ich quasi zu mir. „Und die Kinder?“ — „Sie sind Gott sei Dank gesund, schlafen schon lange.“

Ich konnte nicht aufatmen und nicht das Zittern der Kinnbacken verhindern. Ja, es ist also nicht so, wie ich dachte: Stellte ich mir früher ein Unglück vor, so war dann alles gut, und es blieb beim Alten; jetzt aber ist es nicht beim Alten geblieben und es ist genau so, wie ich es mir vorstellte, wobei ich aber glaubte, daß ich es mir bloß vorstellte . . . und nun ist es die Wirklichkeit. Da ist es . . .

Mir war es zum Schluchzen, aber der Teufel flüsterte mir

sofort zu: Weine Du nur, sei sentimental und sie werden indessen ruhig auseinandergehen, Du wirst keine Beweise haben und Dein ganzes Leben wirst Du weiter zweifeln und Dich martern. Und sofort verschwand das Mitleiden mit mir selbst. Ein seltsames Gefühl der Freude stieg in mir auf, daß jetzt meine Pein ein Ende nehmen wird, daß ich sie strafen, mich von ihr befreien und meinem Zorn freien Lauf lassen kann. Und ich ließ meinem Zorn freien Lauf — und ich ward ein Tier, ein böses und listiges Tier. „Nicht nötig, nicht nötig,“ sagte ich zu Jegor, der mir in den Salon vorangehen wollte. „Höre: geh, nimm schnell eine Droschke und fahre zur Bahn. Hier ist der Gepäckschein, hole den Korb, geh.“ Er ging den Korridor entlang, seinen Überzieher zu holen. In der Angst, daß er sie aufscheuchen würde, begleitete ich ihn bis an seine Kammer und wartete, bis er sich angekleidet hatte. Im Empfangszimmer hörte man vom andern Zimmer her sprechen und das Klappern von Tellern und Messern. Sie waren beim Speisen und haben mein Klingeln nicht gehört. Wenn Sie nur nicht jetzt herauskämen! dachte ich. Jegor nahm seinen Überzieher mit dem Astrachankragen um, und ging fort. Ich schloß die Thüre hinter ihm zu. Mir wurde ängstlich zu Mute, als ich mich allein sah. Ich fühlte, daß ich gleich handeln mußte. Wie? — das wußte ich noch nicht. Ich wußte nur, daß alles zu Ende ist, daß kein Zweifel an ihrer Schuld sein kann, daß ich sie gleich bestrafen und meinen Beziehungen zu ihr ein Ende machen werde.

Früher schwankte ich noch und sagte mir: Vielleicht ist es nicht wahr, vielleicht irre ich mich. Jetzt war das nicht mehr so. Alles stand unabänderlich fest. Vor mir geheim, allein mit ihm in der Nacht! Das ist ja ein voll-

ständiges Vergessen aller Schicklichkeit! Oder noch schlimmer, — eine absichtliche Kühnheit, eine Dreistigkeit im Verbrechen, welche den Anschein von Schuldlosigkeit geben sollte. Es ist ganz klar, kein Zweifel ist mehr möglich. Ich befürchtete nur das eine — daß sie nicht flüchten, nicht einen neuen Betrug ersinnen, und nicht die augenscheinlichen Beweise und die Überzeugung von der Schuld rauben. Um sie schneller zu überraschen, ging ich auf den Zehen zum Saal, wo sie saßen — und nicht durch das Empfangszimmer, sondern durch den Korridor und die Kinderzimmer.

In dem ersten Kinderzimmer schliefen die Knaben. In dem zweiten machte die Kinderfrau im Schlaf eine Bewegung, und wäre beinahe erwacht. Ich stellte mir lebhaft vor, was sie denken wird, wenn sie alles erfährt, und es erfaßte mich ein solches Mitleid mit mir selbst, daß ich mich der Thränen nicht erwehren konnte. Um die Kinder nicht aufzuwecken, lief ich auf den Fußspitzen heraus und durch den Korridor in mein Arbeitszimmer, warf mich auf den Divan und schluchzte.

Ich — ein ehrlicher Mensch, ich — der Sohn meiner Eltern, ich — der das ganze Leben von einem glücklichen Familienleben geträumt, ich — der Mann, der ihr nie untreu gewesen . . . — fünf Kinder haben wir — und da umarmt sie diesen Musikanten, weil er rote Lippen hat!

Nein, sie ist kein Mensch! Sie ist eine Hündin, eine niederträchtige Hündin! Neben dem Zimmer der Kinder, denen sie das ganze Leben lang Liebe heuchelte! Und mir so zu schreiben, wie sie es gethan. Und sich ihm so unverschämt an den Hals zu werfen! Ja, was weiß ich, vielleicht ging es die ganze Zeit so zu! Vielleicht hatte sie von den Dienern all die Kinder, welche als die meinigen gelten.

Und wäre ich einen Tag später eingetroffen, sie wäre mir entgegengekommen mit ihrer Frisur, ihrer Taille, den trägen graziösen Bewegungen (ich sah vor mir ihr verführerisches und abscheuliches Gesicht) — das Tier der Eifersucht wäre auf immer in meinem Herzen sitzen geblieben und würde es zerfleischen. Was wird die Kinderfrau denken ... Jegor ... Und das arme Lieschen! Sie begreift schon etwas. Und diese Unverschämtheit! Diese Lüge! Diese tierische Sinnlichkeit, die ich kenne! sagte ich mir.

Ich wollte mich erheben, konnte aber nicht. Das Herz schlug so heftig, daß ich nicht auf den Füßen stehen konnte. Ja, ich werde vom Schlag gerührt werden. Sie wird mir den Tod bringen. Das will sie ja. Wird es ihr denn schwer, mich zu töten? Doch nein, das ist viel zu günstig für sie, und dieses Vergnügen werde ich ihr nicht bereiten. Ich sitze hier und dort essen sie und lachen und ... Ja, obgleich sie nicht in der ersten Jugendfrische ist, hat er sie doch nicht verschmäht, — ist sie doch nicht übel; hauptsächlich aber ist sie ja ungefährlich für seine kostbare Gesundheit. Und warum habe ich sie damals nicht erwürgt? fragte ich mich, an den Moment zurückdenkend, wo ich, vor einer Woche, sie aus meinem Arbeitszimmer hinausgejagt und die verschiedenen Sachen zerschlagen habe. Ich erinnerte mich lebhaft an meinen damaligen Zustand. Und nicht nur kehrte die Erinnerung zurück, sondern ich fühlte wieder dasselbe Bedürfnis wie damals, zu schlagen und zu zerstören. Ich erinnere mich, daß ich damals den Drang hatte, zu handeln und alle Erwägungen außer denjenigen, welche für das Handeln notwendig waren, verschwanden aus meinem Kopf. Ich geriet in den Zustand eines Tieres oder eines Menschen, der durch eine Gefahr in eine physische Erregung versetzt wird, unter deren Einfluß er

präzis, ohne Eile und ohne einen Augenblick zu verlieren, ein bestimmtes Ziel zu erreichen sucht.

Das erste, was ich that, war — ich zog die Stiefel aus und in Strümpfen ging ich zur Wand, wo über dem Divan mein Gewehr und die Dolche hingen; ich nahm einen krummen Damaskusdolch herab, der noch nie benutzt worden und sehr scharf war. Ich zog ihn aus der Scheide. Ich erinnere mich, daß die Scheide hinter den Divan fiel und ich zu mir selber sagte: ich muß sie später suchen, sonst geht sie verloren. Dann nahm ich den Mantel ab, den ich die ganze Zeit noch getragen hatte, und, in den Strümpfen weich auftretend, ging ich hinein."

XXVII.

„Und leise hinschleichend machte ich auf einmal die Thür auf. Ich erinnere mich an den Ausdruck ihrer Gesichter. Ich erinnere mich an diesen Ausdruck, weil er mir eine qualvolle Freude bereitete — es war der Ausdruck des Entsetzens, das eben wollte ich haben. Ich werde niemals das verzweifelte Entsetzen vergessen, das im ersten Augenblicke auf den Gesichtern beider erschien, als sie mich erblickten. Er saß wirklich am Tisch, aber als er mich erblickte oder hörte, sprang er auf und stellte sich mit dem Rücken zum Schrank. Sein Gesicht hatte den unzweifelhaften Ausdruck des Entsetzens. Auch ihr Gesicht drückte Entsetzen aus, aber es war noch ein anderer Ausdruck dabei. Wäre es nur das eine gewesen, so hätte sich vielleicht das nicht ereignet, was sich ereignet hat. Aber ihr Gesicht drückte überdies noch — so schien es mir zum mindesten im ersten Augenblick — ein Bedauern aus, den Verdruß über die Störung

ihrer Liebe und ihres Glückes mit ihm. Es war, als hätte sie jetzt nichts anderes nötig, als in ihrem Glücke ungestört zu bleiben. Dieser und jener Ausdruck währten nur einen Augenblick auf ihrem Gesichte. Der Ausdruck des Entsetzens auf seinem Gesicht verwandelte sich sofort in den der Frage . . . kann man noch lügen oder nicht? Wenn ja, dann muß man beginnen, wenn nicht, so wird jetzt etwas anderes anfangen, aber was? . . . Er sah mich fragend an . . . Auf ihrem Gesicht wich der Ausdruck von Ärger und Verdruß der Sorge um ihn. So schien es mir, als sie ihn anblickte.

Einen Moment blieb ich in der Thür stehen und hielt den Dolch hinter dem Rücken.

In diesem Augenblick lächelte er und sagte in einem bis zur Lächerlichkeit gleichgültigen Tone: „Wir haben hier Musik gemacht!"

„Wie unerwartet Du kamst," sagte sie gleichzeitig, seinem Tone folgend.

Aber weder sie, noch er konnten zu Ende sprechen . . Dieselbe Wut, die ich vor einer Woche empfunden hatte, bemächtigte sich meiner. Wieder fühlte ich das Verlangen, zu zerstören, eine Gewaltthat zu verüben, und die Wonne der Wut, und ich gab mich ihr hin. Beide sprachen nicht zu Ende. Es fing jenes andere an, wovor er Angst hatte und was auf einmal alles umstürzte, was sie sagten. Ich warf mich auf sie, noch immer den Dolch verbergend, damit er mich nicht daran hindere, sie in die Seite unter der Brust zu stechen. Ich wählte diese Stelle gleich von Anfang an. In dem Augenblick, als ich mich auf sie stürzte, sah er es und faßte mich, was ich von ihm gar nicht erwartet hatte, an der Hand und schrie: Kommen Sie zu sich, was thun Sie! Zu Hilfe! . .

Ich riß meine Hand los und stürzte mich schweigend auf ihn. Seine Augen begegneten den meinigen, er wurde auf einmal bis auf die Lippen bleich wie Leinwand, seine Augen flammten seltsam auf und, was ich von ihm auch gar nicht erwartete, er schlüpfte unter das Klavier und lief dann zur Thür. Ich stürzte ihm nach, aber etwas schweres legte sich auf meinen linken Arm. Das war sie. Ich entriß mich ihr. Aber sie hängte sich noch schwerer ein und ließ mich nicht los. Dieses unerwartete Hindernis, das Gewicht und die mir widerliche Berührung mit ihr machten mich noch wütender. Ich fühlte, daß ich völlig rasend war und schrecklich aussah und ich freute mich dessen. Ich schwang mit aller Gewalt den linken Arm und traf sie mit dem Ellenbogen ins Gesicht. Sie schrie auf und ließ meine Hand los. Ich wollte ihm nachlaufen, besann mich aber, daß es komisch wäre, in Strümpfen dem Liebhaber seiner Frau nachzulaufen. Und komisch wollte ich nicht sein, bloß schrecklich. Ungeachtet meiner fürchterlichen Wut, dachte ich die ganze Zeit daran, welchen Eindruck ich auf die anderen mache und ließ mich teilweise auch davon leiten. Ich wandte mich zu ihr. Sie war auf das Kanapee gesunken und die Hand an die Augen führend, dahin, wo ich sie getroffen hatte, sah sie mich an. Auf ihrem Gesicht lagen Furcht und Haß gegen mich, den Feind, wie bei einer Ratte, wenn man die Falle öffnet, in die sie geraten ist. Ich wenigstens sah nichts anderes an ihr, als diese Angst und den Haß gegen mich. Es war dieselbe Furcht und derselbe Haß, welche die Liebe zu dem anderen hervorgerufen haben mußte. Aber ich würde mich vielleicht doch beherrscht und würde nicht das gethan haben, was ich gethan, wenn sie geschwiegen hätte. Aber auf einmal begann sie zu sprechen und faßte nach meiner Hand mit dem Dolch.

„Besinne Dich! Was hast Du? Es war ja nichts, gar nichts. Ich schwöre Dir!“

Ich hätte noch gezögert, aber diese ihre letzten Worte, aus denen ich das Gegenteil schloß, d. h. daß alles geschehen war, erheischten eine Erwiderung. Und die Erwiderung mußte der Stimmung entsprechen, in die ich mich gebracht hatte, die stets crescendo ging und die auch immer weiter steigen mußte. Auch die Wut hat ihre Gesetze.

„Lüge nicht, Elende,“ brüllte ich und packte sie mit der linken Hand am Arm, aber sie riß sich los. Dann packte ich sie, ohne den Dolch los zu lassen, mit der linken Hand am Hals, warf sie auf den Rücken und fing an sie zu würgen. Welch ein feister Hals das war . . . Sie faßte mit beiden Händen meine Hand, um sie vom Halse fortzuziehen und mir war es, als hätte ich bloß darauf gewartet. Mit aller Kraft stieß ich ihr den Dolch in die linke Seite unterhalb der Rippen.

Wenn die Menschen sagen, daß sie in einem Wutanfall sich dessen nicht bewußt sind, was sie thun, so ist das ein Unsinn, eine Unwahrheit. Ich war bei vollem Bewußtsein und habe keinen Augenblick aufgehört, meiner bewußt zu sein. Je stärker ich die in mir glühende Wut anfachte, desto heller loderte in mir das Licht des Bewußtseins auf und da mußte ich alles sehen, was ich that. In jeder Sekunde wußte ich, was ich thue. Ich kann nicht sagen, daß ich im voraus wußte, was ich thun werde, aber in der Sekunde, da ich etwas vollbrachte und, wie mir sogar scheint, etwas früher, wußte ich, was ich thue. Es war, als ob dadurch die spätere Möglichkeit der Reue vorbereitet werde, damit ich mir selbst sagen könne, daß ich noch Zeit hatte zum Zurücktreten. Ich wußte, daß ich unterhalb der

Rippen treffe und daß der Dolch eindringen wird. In dem Moment der That wußte ich, daß ich etwas Entsetzliches begehe, etwas, was ich noch nie gethan, und was schreckliche Folgen haben kann. Aber dieses Bewußtsein huschte wie der Blitz vorbei und dem Bewußtsein folgte sofort die That. Mit ungewöhnlicher Deutlichkeit war ich mir der That bewußt. Ich fühlte, ich erinnere mich jetzt noch daran, den kurzen Widerstand des Korsetts und den von noch etwas und dann das Eindringen des Messers in etwas Weiches. Sie griff nach dem Dolch, schnitt sich in die Hände, konnte jedoch den Dolch nicht aufhalten.

Noch lange Zeit, später im Gefängnis, nachdem die moralische Verwandlung sich in mir vollzogen hatte, dachte ich an jene Minute, rief ich mir alles, was ich konnte, ins Gedächtnis zurück und überdachte alles. Ich erinnere mich, daß ich einen Augenblick, bloß einen Augenblick unmittelbar vor der That, das schreckliche Bewußtsein hatte, daß ich eine Frau töte und getötet habe, eine schutzlose Frau, meine Frau! An das Schreckliche dieses Bewußtseins erinnere ich mich noch und daraus schließe ich, und erinnere mich undeutlich, daß ich, nachdem ich den Dolch hineingestoßen, ihn sofort auch herauszog, als wollte ich das Geschehene wieder gut machen und aufhalten. Eine Sekunde stand ich unbeweglich da und wartete, was da kommen wird, ob es gut zu machen ginge.

Sie sprang auf und schrie: „Njanja*), er hat mich getötet!“ Die Kinderfrau, die den Lärm gehört hatte, war schon an der Thür. Ich stand da, als erwartete ich etwas und als ob ich an das Geschehene nicht glaubte.

*) Kinderfrau.

Aber da strömte Blut unter ihrem Korsett hervor. Jetzt begriff ich, daß nichts mehr gut zu machen war, und zugleich entschied ich, daß dies auch nicht nötig sei, daß ich gerade das wünschte und gerade das thun mußte. Ich wartete, bis sie auf den Boden fiel und die Kinderfrau mit dem Schrei „Herr Gott" auf sie zulief. Dann warf ich den Dolch fort und ging aus dem Zimmer.

„Nur nicht aufgeregt sein, nur immer wissen, was ich thue," sagte ich mir, ohne sie und die Kinderfrau anzusehen. Die Kinderfrau schrie und rief das Dienstmädchen zu Hilfe. Ich ging durch den Korridor, schickte das Dienstmädchen hin und trat in mein Zimmer. „Was soll ich jetzt thun?" fragte ich mich und wußte sofort, was zu thun war. In das Arbeitszimmer kommend, ging ich gerade auf die Wand zu, nahm den Revolver herab und besah ihn . . er war geladen. Ich legte ihn auf den Tisch, dann holte ich die Scheide hinter dem Divan hervor, und setzte mich auf den Divan.

Lange saß ich so. Ich konnte an nichts denken, mich an nichts erinnern. Ich hörte von drüben Geräusch, ich hörte, daß jemand kam, dann noch jemand. Dann hörte und sah ich, daß Jegor meinen Korb ins Arbeitszimmer brachte. Als ob ihn jemand nötig hätte! „Hast Du gehört, was geschehen ist?" fragte ich. „Sage dem Portier, er soll es der Polizei melden." Er erwiderte nichts und ging fort. Ich erhob mich, verschloß die Thür, nahm Cigaretten und Streichhölzer heraus und begann zu rauchen. Ehe ich noch mit der Cigarette zu Ende war, überwältigte mich der Schlaf und warf mich hin. Ich schlief wahrscheinlich etwa zwei Stunden. Ich erinnere mich, geträumt zu haben, daß wir mit einander gut sind, daß wir gezankt, uns aber ver-

söhnt haben und daß uns etwas doch ein wenig störe, wir aber trotzdem Freunde sind. Ich wurde durch ein Klopfen an die Thür geweckt. Es ist die Polizei, dachte ich im Erwachen. Ich habe ja gemordet, glaube ich. Vielleicht aber ist sie es und es ist nichts geschehen! Man klopfte noch einmal. Ich antwortete nicht und suchte die Frage zu lösen .. „War es geschehen oder nicht?“ ... Ja, es war geschehen. Ich erinnerte mich des Widerstandes des Korsetts und des Eindringens des Dolches und ein Frösteln lief über meinen Rücken. „Ja, es war geschehen. Jetzt aber komme ich an die Reihe!“ sagte ich mir. Aber ich sagte es nur und wußte, daß ich mich nicht töten werde. Ich stand dennoch auf und nahm wieder den Revolver in die Hand. Aber sonderbar, ich erinnere mich, wie oft ich schon früher dem Selbstmord nahe gewesen, .. wie an jenem Tage selbst im Eisenbahnkupee es mir leicht geschienen, mich zu töten; es war mir aber leicht, weil ich daran dachte, wie ich sie dadurch treffen würde. Jetzt konnte ich nicht nur mich nicht töten, sondern auch nicht einmal daran denken. Wozu sollte ich das thun? fragte ich mich und konnte mir keine Antwort geben. Es wurde noch einmal an die Thür geklopft. Ja, vor allem muß ich wissen, wer klopft. Zu dem anderen ist noch Zeit. Ich legte den Revolver weg und bedeckte ihn mit einer Zeitung. Ich ging zur Thür und schob den Riegel zurück, es war die Schwester meiner Frau, die gutherzige, dumme Witwe. „Waßja, was ist denn das!“ sagte sie und die immer zum Fließen bereiten Thränen flossen.

„Was will man von mir?“ fragte ich barsch. Ich sah ein, daß es gar nicht nötig war, mit ihr grob zu sein, aber ich konnte keinen anderen Ton finden. — „Waßja, sie stirbt ja. Iwan Sacharitsch sagt es.“

Iwan Sacharitsch war ihr Arzt und Ratgeber. „Ist er denn hier?“ fragte ich und mein ganzer Zorn gegen sie erwachte wieder. — „Nun, was dann? — Waßja, geh zu ihr hin! Ach, es ist ja so schrecklich!“ sagte sie. — „Ich soll zu ihr gehen?“ fragte ich mich selber und sagte mir sofort, daß ich hingehen muß, daß es wahrscheinlich immer so ist . . wenn ein Mann wie ich seine Frau ermordet, ist es notwendig, daß er zu ihr geht. Wenn es immer so ist, so muß ich auch gehen, sagte ich mir. Ja, wenn das notwendig sein wird, ist ja noch immer Zeit, dachte ich über mein Vorhaben, mich zu erschießen, und folgte ihr. Jetzt werden Phrasen, Grimassen kommen, aber ich werde sie nicht auf mich einwirken lassen, dachte ich mir. „Warte,“ sagte ich zu der Schwester . . „Ohne Stiefel sieht man so dumm aus. Laß mich wenigstens die Pantoffel anziehen.“

XXVIII.

„Sonderbar! Als ich mein Zimmer verließ und durch die bekannten Räume ging, stieg in mir wieder die Hoffnung auf, es sei nichts geschehen. Allein der abscheuliche Doktorgeruch von Jodoform, Karbol erweckte mich . . . nein, es war geschehen. Als ich durch den Korridor schritt, am Kinderzimmer vorbei, sah ich Linka*), sie blickte mich mit erschrockenen Augen an, mir schien auch, daß alle fünf Kinder hier waren und mich anblickten. Ich ging zur Thür, das Mädchen öffnete mir von innen und ging weg. Das erste, was mir in die Augen fiel, war ihr hellgraues Kleid auf dem Stuhl, das von Blut ganz geschwärzt war. Auf

*) Lieschen.

unserem Doppelbett, ja sogar auf meinem Bett (der Zugang dahin war leichter) lag sie mit hochgestellten Knien. Sie war abschüssig gebettet, auf Kissen, in einer offenen Nachtjacke. Auf der verwundeten Stelle lag etwas. Im Zimmer war ein schwerer Geruch von Jodoform. Ich war besonders über ihr aufgedunsenes Gesicht mit den blau unterlaufenen Teilen der Nase und den Augen bestürzt. Das waren die Folgen meines Schlages mit dem Ellbogen, als sie mich zurückhalten wollte. Es war an ihr nichts schönes mehr. Sie kam mir widerlich vor. Ich blieb an der Schwelle stehen. — „Geh doch, geh zu ihr,“ sagte mir die Schwester. „Ja, es ist ja wahr, sie will bekennen,“ dachte ich. „Soll ich ihr vergeben? Ja, sie stirbt und man kann ihr vergeben,“ dachte ich und wollte großmütig sein. Ich ging ganz nahe zu ihr heran. Sie erhob mit Mühe die Augen zu mir, — ein Auge war vom Schlage blau unterlaufen — und sagte, die Worte schwer und mit Unterbrechungen hervorbringend:

„Du hast Dein Ziel erreicht, hast mich ermordet . . .“ und ihr Gesicht drückte durch das physische Leiden und das Gefühl des nahen Todes hindurch den alten mir so bekannten, kalten tierischen Haß aus. „Die Kinder . . . werde ich Dir . . . doch nicht lassen . . . Sie (ihre Schwester) wird sie nehmen . . .“

Das, was für mich die Hauptsache war, ihre Schuld — den Verrat — das zu erwähnen schien ihr nicht der Mühe wert.

„Ja . . . freue Dich an dem, was Du gethan,“ sagte sie, sah zur Thür hin und schluchzte. In der Thür stand ihre Schwester mit den Kindern. „Ja, siehst Du, was Du gethan hast!“

Ich blickte zu den Kindern hin, dann sah ich ihr mit Blut unterlaufenes zerschlagenes Gesicht — und zum erstenmal vergaß ich mich selbst, meine Rechte, meinen Stolz. Zum erstenmal sah ich in ihr vor allem einen Menschen. Und so nichtig kam mir alles vor, was mich früher verletzte, meine ganze Eifersucht, und so ungeheuer groß dagegen das, was ich gethan hatte, daß ich das Gesicht auf ihre Hände drücken und ihr sagen wollte: verzeihe! Ich wagte aber nicht, es zu thun.

Sie schwieg, schloß die Augen und hatte offenbar keine Kraft, weiter zu sprechen. Dann erzitterte ihr verstümmeltes Gesicht und legte sich in Falten. Sie stieß mich schwach zurück.

Wozu war das alles, wozu?

„Verzeihe!“ sagte ich.

„Verzeihen? Das ist Unsinn!... Wenn ich nur nicht sterben müßte!...“ schrie sie auf, erhob sich und ihre fieberhaft glühenden Augen richteten sich auf mich. — „Ja, Dein Ziel hast Du erreicht! Ich hasse Dich ... Ach, ach!“ schrie sie, im Delirium durch etwas in Schrecken versetzt. — „Schieße! Ich habe nicht Angst! ... Aber töte alle! ... Er ist fort! ... Fort! ...“

Das Delirium hielt an. Sie erkannte niemanden. Sie starb an demselben Tage, gegen Mittag. Aber noch früher, um acht Uhr, brachte man mich auf die Polizei, und dann ins Gefängnis. Dort blieb ich elf Monate in Erwartung des Prozesses. Da dachte ich über mich selbst und meine Vergangenheit nach und begriff alles. Schon am dritten Tage begann ich zu begreifen. Am dritten Tage führte man mich hin ...“

Er wollte etwas sagen, war aber nicht imstande, das Schluchzen zurückzuhalten, und schwieg. Nachdem er seine Kräfte gesammelt hatte, fuhr er fort.

„Ich fing erst zu begreifen an, als ich sie im Sarge sah...“

Er schluchzte, aber fuhr gleich hastig fort:

„Erst als ich ihr totes Antlitz sah, begriff ich, was ich gethan. Ich begriff, daß ich sie getötet hatte, daß es meine Schuld war, wenn sie, die warm und lebendig war und sich frei bewegte, jetzt kalt, unbeweglich, wie aus Wachs ist — und das kann nie, niemals, durch gar nichts gutgemacht werden. Wer das nicht empfunden hat, kann es nicht begreifen. Ach! Ach! Ach!“ schrie er einige Male und schwieg.

Lange saßen wir schweigend da. Er schluchzte von Zeit zu Zeit auf und zitterte. Sein Gesicht wurde lang und dünn und der Mund zog sich in die Breite.

„Ja,“ sagte er auf einmal, „wenn ich das gewußt hätte, was ich nun weiß, es wäre ganz anders gekommen. Ich hätte sie um nichts in der Welt geheiratet . . . ich hätte überhaupt nicht geheiratet.“

Wir schwiegen wieder eine Weile.

„Und nun, verzeihen Sie . . .“ Er wandte sich ab von mir und legte sich auf die Bank, sich mit dem Plaid zudeckend. Auf der Station, wo ich aussteigen mußte — es war acht Uhr morgens — ging ich auf ihn zu, um mich von ihm zu verabschieden. Schlief er oder stellte er sich, daß er schlafe — er bewegte sich nicht. Ich berührte ihn mit der Hand. Er blickte auf und es war ersichtlich, daß er nicht geschlafen hatte.

„Leben Sie wohl!“ sagte ich und reichte ihm die Hand. Er drückte sie und lächelte dabei so kläglich, daß es mir zum Weinen war.

„Verzeihen Sie,“ sagte er, jenes Wort wiederholend, mit dem er seine Erzählung geschlossen hatte.

Nachwort.

Ich erhielt und erhalte viele Briefe von mir unbekannten Menschen. Sie bitten mich, in einfachen klaren Worten zu sagen, was ich über den Gegenstand meiner Erzählung „Die Kreutzer-Sonate“ denke. Ich will versuchen, es zu thun, d. h. in kurzen Worten so weit als möglich den Sinn dessen, was ich in dieser Erzählung sagen wollte, und die Schlüsse, die man meiner Ansicht nach daraus ziehen kann, äußern.

Erstens wollte ich sagen, daß in unserer Gesellschaft eine feste, in allen Ständen gleiche und von der falschen Wissenschaft unterstützte Überzeugung herrscht, daß der außereheliche Geschlechtsverkehr, der die Männer zu nichts anderem als zu einer Geldausgabe verpflichtet, etwas ganz natürliches sei und daher Förderung verdiene. Diese Überzeugung ist so fest und so allgemein geworden, daß die Eltern, dem Rate der Ärzte folgend, die Ausschweifung für ihre Kinder veranstalten; die Regierungen, deren Sinn in der Sorge für das moralische Wohl der Bürger liegt, regeln die Ausschweifung, d. h. haben einen ganzen Stand von Frauen organisiert, welche an Leib und Seele zugrunde gehen müssen, um die angeblichen Bedürfnisse der Männer zu befriedigen, und die unverheirateten Männer geben sich mit ganz ruhigem Gewissen der Ausschweifung hin.

Und da wollte ich denn sagen, daß das nicht gut ist, weil es nicht sein kann, daß der Gesundheit der einen zuliebe die Körper und die Seelen anderer Menschen zugrunde gehen müssen, ebenso wie es unmöglich sein kann, daß man für die Gesundheit der einen das Blut der anderen trinken muß.

Die Schlußfolgerung, die, wie es mir scheint, natürlich daraus gezogen werden muß, ist, daß man diesem Irrtum und diesem Betrug nicht anheimfallen soll. Und damit man ihm nicht anheimfalle, muß man vor allem den unmoralischen Lehren keinen Glauben schenken, wie sehr sie auch durch Pseudo-Wissenschaften unterstützt werden. Zweitens muß man begreifen, daß der geschlechtliche Verkehr, bei welchem sich die Männer von den möglichen Folgen — den Kindern — befreien und die ganze Last dieser Folgen auf die Frau wälzen oder der Möglichkeit des Kindererzeugens vorbeugen —, daß ein solcher geschlechtlicher Verkehr eine Übertretung der elementaren Moralpflicht, eine Niederträchtigkeit ist und daß deshalb unverheiratete Männer, die nicht niederträchtig leben wollen, es nicht thun sollen.

Damit sie sich aber enthalten können, müssen sie vor allem eine natürliche Lebensweise führen, sich nicht betrinken, nicht zu viel essen, nicht Fleisch essen und der Arbeit nicht aus dem Wege gehen (ich meine nicht das Turnen, sondern die ermüdende Arbeit, nicht das Spielen) und außerdem müssen sie selbst in Gedanken jede Möglichkeit des Verkehrs mit fremden Frauen nicht zulassen, ebenso wie jeder Mensch die Möglichkeit eines solchen Verkehrs mit seiner Mutter, mit den Schwestern und mit den Frauen seiner Freunde ablehnt. Beweise dafür, daß die Enthaltsamkeit möglich und weniger gefährlich und schädlich für die Gesundheit ist,

als die Ausschweifung, wird jeder Mann zu hunderten um sich finden.

Das ist das erste.

Das zweite ist folgendes: In unserer Gesellschaft, wo der Liebesverkehr nicht nur als eine notwendige Bedingung des Lebens und des Genusses, sondern auch als ein poetisches höheres Gut des Lebens gilt, wurde die eheliche Untreue in allen Schichten der Gesellschaft (besonders bei den Bauern dank dem Militärdienst) zu einer ganz gewöhnlichen Erscheinung.

Und ich glaube, daß das schlecht ist. Daraus folgt, daß man das nicht thun soll.

Damit man es aber nicht thue, muß die Ansicht über die physische Liebe sich ändern, müssen die Männer und die Frauen in den Familien und durch die öffentliche Meinung so erzogen werden, daß sie vor und nach der Heirat das Verlieben und die damit verbundene physische Liebe nicht als einen poetischen und erhabenen Zustand ansehen, wie man es jetzt thut, sondern als einen für den Menschen erniedrigenden tierischen Zustand; muß die Verletzung der Pflicht zur Treue in der Ehe von der öffentlichen Meinung mindestens ebenso verurteilt werden, wie das Nichterfüllen von Geldpflichten und das Betrügen im Handel, aber nicht, wie es jetzt der Fall ist, in Romanen, Gedichten, Liedern und Opern verherrlicht werden.

Das ist das zweite.

Drittens hat in unserer Gesellschaft das Kindergebären auch infolge der falschen Bedeutung, die man der physischen Liebe zuschreibt, jede Bedeutung verloren; statt ein Ziel und eine Rechtfertigung der ehelichen Beziehungen zu sein, wurde es zu einer Störung der angenehmen Fortsetzung der Liebes-

beziehungen. Deshalb verbreitete sich in- und außerhalb der Ehe auf den Rat der Diener der Heilkunst das Anwenden von Mitteln, welche die Frau, der Möglichkeit Kinder zu zeugen, berauben, oder wurde es zur Sitte, zur Gewohnheit — was früher nie war und auch jetzt in den patriarchalischen Bauernfamilien nicht ist —, daß der eheliche Verkehr während der Schwangerschaft und des Nährens fortdauert. Und ich glaube, das ist nicht gut.

Es ist nicht gut, Mittel gegen das Gebären von Kindern anzuwenden, erstens weil es die Menschen der Sorgen und der Mühe für die Kinder enthebt, was die Sühne für die physische Liebe bildet, und zweitens weil es einer dem menschlichen Gewissen zuwiderlaufenden That sehr nahe kommt, dem Morde. Und nicht gut ist auch die Unenthaltsamkeit während der Schwangerschaft und des Nährens, weil das die physischen und besonders die seelischen Kräfte der Frau zu Grunde richtet. Hieraus folgt, daß man es nicht thun soll. Und damit man es nicht thue, muß man begreifen, daß die Enthaltsamkeit, welche die notwendige Bedingung der menschlichen Würde in dem unehelichen Zustande ist, in der Ehe noch mehr zur Pflicht wird.

Dieses ist der dritte Punkt.

Der vierte ist der, daß in unserer Gesellschaft die Kinder, welche entweder als eine Störung im Genusse betrachtet werden oder als ein unglücklicher Zufall oder auch als ein Vergnügen gewisser Art, wenn sie nur in einer vorher bestimmten Zahl zur Welt kommen, daß diese Kinder nicht zu vernünftigen und liebenden Wesen erzogen werden, nicht zur Erfüllung jener Aufgaben des menschlichen Lebens, die sie später zu lösen haben werden, sondern bloß zum Vergnügen, das sie ihren Eltern bereiten werden. Die Kinder

werden also wie die jungen Tiere erzogen, weil die Hauptsorge der Eltern nicht darauf gerichtet ist, sie zu einer der Menschen würdigen Thätigkeit zu erziehen, sondern darauf (und die Eltern werden darin durch die falsche Wissenschaft, die man Medizin nennt, unterstützt), sie möglichst gut zu nähren, ihren Wuchs zu fördern, sie rein, weiß, satt und schön zu machen. Wenn das in den niederen Klassen nicht geschieht, so trägt bloß die Not daran Schuld; die Ansicht aber bleibt dieselbe. Und in den verwöhnten Kindern wie in allen überfütterten Tieren kommt unnatürlich vorzeitig eine unüberwindliche Sinnlichkeit zum Vorschein, und diese ist die Ursache schrecklicher Qualen, unter denen die Kinder im Kindesalter leiden. Die schöne Kleidung, die Lektüre, Schauspiele, Musik, Tanz, süße Speisen — die ganze Einrichtung des Lebens von den Bildern auf den Schachteln an bis zu den Romanen, Novellen und Dichtungen — entflammen diese Sinnlichkeit noch mehr und deshalb werden die schrecklichsten geschlechtlichen Laster und Krankheiten zu gewöhnlichen Erscheinungen, unter denen die Kinder beiderlei Geschlechts aufwachsen und die sie oft auch im vorgerückten Alter behalten.

Und ich glaube, das ist schlecht. Daraus kann nur eines folgen: daß man aufhören muß, die Kinder wie junge Tiere zu erziehen und sich in der Erziehung von Menschenkindern andere Ziele als die Schönheit und die Pflege des Körpers zu stellen.

Das ist der vierte Punkt.

Der fünfte Punkt ist der, daß in unserer Gesellschaft die Verliebtheit zwischen dem jungen Mann und dem jungen Weibe, welcher doch die sinnliche Liebe zugrunde liegt, als höchstes poetisches Ziel der menschlichen Bestrebungen gilt.

Die ganze Kunst und die Poesie in unserer Gesellschaft ist ein Beweis dafür. Deshalb verwenden auch die jungen Leute die beste Zeit ihres Lebens — die Männer auf das Aufsuchen und die Besitzergreifung der allerbesten Liebesobjekte in Form der Ehe oder des Liebesverhältnisses, die Frauen hingegen und die Mädchen auf die Anlockung und Verleitung der Männer zu Liebschaften oder zur Ehe.

Deshalb werden auch die besten Kräfte der Menschen auf eine nicht bloß unproduktive, sondern schädliche Arbeit verwendet. Daraus entsteht zum größten Teile der unsinnige Luxus in unserem Leben, davon rührt der Müßiggang der Männer und die Schamlosigkeit der Frauen, welche es nicht verschmähen, indem sie die von offenkundig lasterhaften Frauen herrührenden Moden befolgen, Teile ihres Körpers bloßzustellen, welche die Sinnlichkeit wecken.

Und ich glaube, dies ist nicht gut.

Es ist deshalb nicht gut, weil das Anstreben der Vereinigung innerhalb oder außerhalb der Ehe mit dem Gegenstand der Liebe, mag es auch poetisch verherrlicht werden, ein des Menschen unwürdiges Ziel ist, ebenso wie es ein des Menschen unwürdiges Ziel ist, das aber vielen Menschen als höchstes Gut gilt, in süßer und überreicher Nahrung zu schwelgen.

Daraus folgt, daß man aufhören muß, die sinnliche Liebe als etwas besonders Erhabenes zu betrachten. Man muß begreifen, daß das Ziel, das des Menschen würdig ist, sei es der Dienst für die Menschheit, für das Vaterland, für die Wissenschaft, für die Kunst (ich rede gar nicht von dem Dienste Gottes), welches immer es sei, wenn wir es nur des Menschen würdig erachten, nie durch die Vereinigung mit dem Gegenstand der Liebe in oder außerhalb

der Ehe erreicht wird. Im Gegenteil, die Verliebtheit und die Vereinigung mit dem Gegenstand der Liebe (mag man auch das Gegenteil in Vers und Prosa beweisen wollen) erleichtern nie das Erreichen eines des Menschen würdigen Zieles, sondern erschweren es nur noch.

Das ist der fünfte Punkt.

Das ist im wesentlichen, was ich sagen wollte und wie es mir scheint, in meiner Erzählung gesagt habe. Es schien mir auch, daß man darüber debattieren könnte, wie dem Übel abzuhelfen sei, auf welches die vorstehenden Lehrsätze hindeuten, daß es aber unmöglich sei, mit ihnen nicht übereinzustimmen. Es schien mir unmöglich, mit diesen Lehrsätzen nicht übereinzustimmen, erstens weil sie im Einklang stehen mit dem Fortschritt der Menschheit, welche stetig von der Sittenlosigkeit zu immer größerer Keuschheit schreitet, und mit dem sittlichen Bewußtsein der Gesellschaft, mit unserem Gewissen, das immer die Ausschweifung verurteilt und die Keuschheit hochstellt. Zweitens weil diese Lehrsätze die unvermeidlichen Schlußfolgerungen aus den Lehren des Evangeliums sind, das wir bekennen oder doch unbewußt als Basis unserer sittlichen Begriffe anerkennen.

Aber es kam anders.

Es ist wahr, niemand leugnet geradezu den Grundsatz, man solle weder vor, noch nach der Verheiratung ausschweifen, man solle das Kinderzeugen auf künstlichem Wege nicht verhindern, die Kinder nicht als Zeitvertreib betrachten, die Vereinigung in der Liebe nicht höher als alles andere stellen — mit einem Worte, niemand leugnet, daß Keuschheit besser als Ausschweifung sei. Man sagt aber: Wenn die Ehelosigkeit besser als die Ehe ist, so müssen die Menschen offenbar auch das bessere thun. Werden es aber die Men-

schen thun, so hört das Menschengeschlecht auf und das Ideal der Menschheit kann nicht die Vernichtung der Menschheit sein. Aber davon abgesehen, daß die Vernichtung des Menschengeschlechts kein neuer Begriff für die Bewohner unserer Welt ist, sondern für die Gläubigen ein Dogma, für die Menschen der Wissenschaft die unvermeidliche Schlußfolgerung ihrer Beobachtungen über das Erkalten der Sonne, liegt noch in diesem Einwand ein altes verbreitetes Mißverständnis. Man sagt: Wenn die Menschen das Ideal der vollständigen Keuschheit erreichen, so hören sie auf zu sein. Aber die das sagen, vermengen absichtlich oder ohne Absicht zwei verschiedene Dinge — eine Verhaltungsmaßregel und das Ideal.

Die Keuschheit ist keine Verhaltungsmaßregel, sondern ein Ideal, oder vielmehr eine seiner Bedingungen. Das Ideal aber ist nur dann ein solches, wenn seine Erfüllung bloß in der Idee möglich ist, in Gedanken, wenn es nur als in der Unendlichkeit erreichbar gedacht wird, wenn also die Möglichkeit, sich ihm zu nähern, unendlich ist. Wäre das Ideal nicht nur erreichbar, sondern könnten wir uns auch noch dessen Verwirklichung vorstellen, so würde es aufhören, ein Ideal zu sein. Solcher Art ist das Ideal Christi — die Errichtung des Reiches Gottes auf Erden, ein Ideal, das schon von den Propheten vorhergesagt worden ist, als sie sagten, es werde eine Zeit kommen, wo die Menschen, von Gottes Lehren durchdrungen, die Schwerter zu Pflugscharen, die Speere zu Sicheln umschmieden werden, wo der Löwe neben dem Lamm ruhen wird, wo alle Wesen in Liebe vereinigt sein werden. Die ganze Bedeutung des menschlichen Lebens besteht in dem Bestreben nach Erfüllung dieses Ideals. Deshalb schließt das Streben nach dem

christlichen Ideal in seiner Gesamtheit und das Streben nach Keuschheit als einer der Bedingungen dieses Ideals die Möglichkeit des Lebens nicht aus. Sondern im Gegenteil, das Fehlen dieses christlichen Ideals würde die Möglichkeit des Fortschrittes und folglich auch die Möglichkeit des Lebens vernichten.

Die Behauptung, das Menschengeschlecht werde aufhören, wenn die Menschen aus allen Kräften nach Keuschheit strebten, ist etwa derjenigen ähnlich, welche aufgestellt werden könnte (und auch wirklich aufgestellt wird), daß das Menschengeschlecht untergehen wird, wenn die Menschen statt des Kampfes ums Dasein aus allen Kräften die Verwirklichung des Ideals der Liebe, zu den Freunden, zu den Feinden, zu allem Lebenden anstrebten. Solche Behauptungen entstehen daraus, daß man den Unterschied zwischen zwei verschiedenen Arten der Sittenlehre nicht erfaßt.

Ebenso wie es zwei Arten giebt, dem Wanderer den Weg zu weisen, so giebt es zwei Arten, den nach Wahrheit suchenden Menschen zu belehren. Die eine besteht darin, daß man dem Menschen die Gegenstände nennt, denen er begegnen muß und daß er sich nach diesen Gegenständen richtet. Die andere Methode besteht darin, daß man dem Menschen bloß die Richtung mit dem Kompaß zeigt, welchen der Mensch stets mit sich trägt und auf welchem er immer die eine unveränderte Richtung und auch jede Ablenkung derselben sieht.

Die erste Art der moralischen Wegweisung ist die Methode der äußeren Regeln: dem Menschen werden die bestimmten Merkmale der Handlungen angezeigt, die er thun und die er unterlassen soll.

„Heilige den Sabbath, beschneide dich, du sollst nicht

stehlen, dich nicht betrinken, nicht töten, den Zehenten den Armen geben. Wasche dich und bete fünfmal am Tage" u. s. w. — Das sind die Regeln der äußerlichen religiösen Lehren: der brahminischen, buddhistischen, mohammedanischen, mosaischen und anderen.

Die andere Art ist, dem Menschen eine für ihn unerreichbare Vollkommenheit zu zeigen, nach welcher der Mensch innerlich strebt.

Dem Menschen wird ein Ideal gezeigt, im Vergleich mit welchem er den Grad seiner Entfernung von ihm immer erkennen kann.

„Liebe deinen Gott mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und deinem ganzen Verstand und liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Seid vollkommen wie euer himmlischer Vater vollkommen ist."

Solches ist die Lehre Christi.

Das Zeichen für die Erfüllung der äußeren religiösen Lehren ist die Übereinstimmung der Handlungen mit den Vorschriften dieser Lehren, und diese Übereinstimmung ist möglich.

Das Zeichen für die Erfüllung der Lehren Christi ist das Bewußtsein des Grades der Nichtübereinstimmung mit der idealen Vollkommenheit. (Der Grad der Annäherung ist nicht sichtbar, bloß die Abweichung von der Vollkommenheit ist zu sehen.)

Ein Mensch, welcher sich zu dem äußerlichen Gesetz bekennt, ist wie jemand, der im Lichte einer an einer Säule befestigten Laterne steht. Er sieht in dem Lichte dieser Laterne, um ihn herum ist es hell und er hat es nicht nötig, weiter zu gehen. Der Mensch aber, der Christi Lehre be-

folgt, ist wie jemand, der eine Laterne an einer mehr oder weniger langen Stange vor sich trägt. Das Licht geht ihm immer voran und zeigt ihm immer eine neue lockende, erhellte Strecke.

Der Pharisäer dankt Gott dafür, daß er alles erfüllen konnte. Der reiche Jüngling erfüllt auch alles von Kindheit auf und kann nicht begreifen, was ihm mangeln könnte. Und sie können auch nicht anders denken: es ist nichts vor ihnen, wonach zu streben sie fortfahren könnten. Sie haben den Zehenten gegeben, der Sabbath ist geheiligt, die Eltern werden geehrt, der Ehebruch, der Diebstahl und der Mord vermieden — was ist dann noch geblieben? Für den Bekenner der christlichen Lehre aber bringt das Erreichen jeder Stufe der Vollkommenheit auch das Bedürfnis mit, auf eine höhere Stufe zu steigen, von der eine noch höhere hinansteigt und so weiter ohne Ende. Der Bekenner des Gesetzes Christi ist immer in der Lage des Zöllners. Er fühlt sich immer unvollkommen, sieht nicht hinter sich die Strecke, die er zurückgelegt, sondern sieht immer den Weg vor sich, den er noch gehen muß und den er noch nicht zurückgelegt hat.

Darin besteht der Unterschied der Lehre Christi von allen anderen religiösen Lehren. Er liegt nicht in der Verschiedenheit der Anforderungen, sondern in der Verschiedenheit der Methoden, die Menschen zu unterweisen.

Christus hat keine Regeln für das Leben gegeben. Er hat nie Institutionen festgesetzt, auch die Ehe hat er nicht eingesetzt. Aber die Menschen, welche die Eigenart der Lehre Christi nicht verstehen, welche an äußere Lehren gewöhnt sind und wünschen, sich als Gerechte zu fühlen, wie der Pharisäer sich als gerecht fühlt, haben dem ganzen Geiste der Lehre Christi entgegen aus dem Buchstaben eine äußerliche Lehre

und Regel zusammengestellt und mit dieser Christi wirkliche Lehre vom Ideale vertauscht.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Da in der wirklichen christlichen Lehre für die Institution der Ehe keine Grundlage vorhanden ist, kam es, daß die Menschen unserer Welt von einem Ufer abstießen und das andere nicht erreichten. Sie glauben im Grunde nicht an die kirchlichen Bestimmungen über die Ehe, und da sie doch vor sich das Ideal Christi — das Streben nach der vollständigen Keuschheit nicht sehen, so bleiben sie in Bezug auf die Ehe ohne alle Wegweisung. Daher kommt die scheinbar sonderbare Thatsache, daß bei den Juden, Mohammedanern, Lamaisten und anderen, welche sich zu bedeutend niedrigeren Religionslehren, als die christliche ist, bekennen, aber festgesetzte äußere Bestimmungen über die Ehe besitzen, das Familienprinzip und die eheliche Treue viel fester sind, als bei den sogenannten Christen.

Bei jenen existiert das gesetzlich festgestellte Konkubinat, die Polygamie und die Polyandrie, in bestimmten Grenzen. Bei uns hingegen herrscht vollständige Ausschweifung — Konkubinat, Polygamie und Polyandrie, die sich gar keinen Bestimmungen fügen, verbergen sich unter der Form scheinbaren Ehelebens.

Nur deshalb, weil ein gewisser Teil derjenigen, die sich ehelichen, einer gewissen Ceremonie sich unterzieht, bilden sich die Menschen unserer Welt naiver oder heuchlerischer Weise ein, daß sie monogamisch leben.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das Ideal des Christen ist die Liebe zu Gott und dem Nächsten, die Selbstverleugnung im Dienste Gottes und des Nächsten; die sinnliche Liebe aber, die Ehe, ist ein

Dienst der eigenen Person und deshalb jedenfalls ein Hindernis im Dienste Gottes und der Menschen und darum vom christlichen Standpunkt aus ein Fall, eine Sünde.

Der Eintritt in die Ehe kann nicht den Dienst Gottes und die Menschen befördern, auch in dem Falle nicht, wenn die in die Ehe tretenden die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes zum Ziele hätten. Für solche Menschen wäre es viel einfacher, anstatt eine Ehe zu schließen und kindliche Leben zu zeugen, jene Millionen von kindlichen Leben zu retten und zu unterstützen, welche um uns herum untergehen wegen Mangels nicht nur an geistiger, sondern auch an materieller Nahrung.

Nur in dem Falle könnte ein Christ ohne das Bewußtsein des Fallens und der Sünde in die Ehe treten, wenn er sehen und wissen könnte, daß alle die bestehenden Leben der Kinder gesichert sind.

Man kann die Lehre Christi ablehnen, jene Lehre, von der unser ganzes Leben durchdrungen ist und auf der unsere ganze Moral begründet ist; nimmt man aber diese Lehre an, so muß man zugestehen, daß sie auf das Ideal völliger Keuschheit hinweist. Im Evangelium ist es ganz klar ohne die Möglichkeit einer anderen Auslegung gesagt, erstens, daß ein verheirateter Mann von seiner Frau sich nicht scheiden soll, um eine andere zu nehmen, sondern mit der leben, mit der er sich einmal vereinigt hat (Mathäi V, 31, 32; XIX, 8); zweitens, daß es für den Mann überhaupt, und folglich für den verheirateten, wie für den ledigen, sündhaft ist, die Frau als einen Gegenstand des Genusses anzusehen (Mathäi V, 28, 29); und drittens, daß es für einen unverheirateten besser ist, gar nicht zu heiraten, d. h. vollständig keusch zu sein (Matthäi XIX, 10, 12).

Sehr vielen werden diese Gedanken sehr sonderbar und

einander widersprechend erscheinen. Und sie sind thatsächlich im Widerspruch, aber nicht zu einander, sondern zu unserem ganzen Leben, unwillkürlich also entsteht die Frage, was richtig sei: diese Gedanken oder das Leben der Millionen von Menschen, und das meinige.

Dieses Gefühl habe auch ich im höchsten Grade empfunden, als ich zu den Überzeugungen gelangte, die ich jetzt ausspreche. Ich erwartete gar nicht, daß der Gang meiner Gedanken mich dazu führen wird, wozu er mich geführt hat. Ich entsetzte mich über meine Schlußfolgerungen, wollte ihnen nicht glauben, aber es war unmöglich, ihnen nicht zu glauben. Und so sehr auch diese Schlußfolgerungen der ganzen Organisation unseres Lebens widersprechen mögen, so sehr sie dem widersprechen mögen, was ich früher gedacht und auch ausgesprochen habe, mußte ich sie doch als richtig anerkennen.

„Aber alle diese allgemeinen Betrachtungen, die vielleicht richtig sind, beziehen sich auf die Lehre Christi und auf diejenigen, die diese Lehren bekennen. Aber das Leben ist eben Leben und man kann nicht, indem man in der Ferne das unerreichbare Ideal Christi zeigt, die Menschen mit diesem Ideal allein und ohne jede Belehrung vor den allerbrennendsten allgemeinen und das größte Unheil hervorrufenden Fragen lassen."

„Der leidenschaftliche junge Mensch wird sich anfangs von diesem Ideal hinreißen lassen, dann wird er aber nicht aushalten, sich losreißen und da er gar keine Vorschriften anerkennt, in vollständige Ausschweifung geraten."

So urteilt man gewöhnlich.

„Das Ideal Christi ist unerreichbar und kann uns also nicht als Richtschnur für das Leben dienen. Man kann davon sprechen, träumen, aber im Leben ist es undurchführ-

bar und man muß es aufgeben. Was wir brauchen, ist nicht ein Ideal, sondern eine Regel, eine Vorschrift, die unseren Kräften angepaßt wäre und dem Durchschnittsmaß der moralischen Kräfte unserer Gesellschaft . . . eine ehrliche kirchliche Ehe, in der ein Teil, wie bei uns der Mann, schon vorher mit vielen Frauen vereinigt gewesen ist, oder eine Ehe mit der Möglichkeit der Scheidung, oder etwa die Civilehe oder (auf demselben Wege weitergehend) wenigstens die japanische Ehe auf Termin — warum nicht gleich das Freudenhaus?"

Man sagt, es sei besser als das Laster auf der Straße. Das ist ja das Unglück, daß, wenn man sich erlaubt, das Ideal der eigenen Schwachheit gemäß zu erniedrigen, es dann gar keine Grenze giebt, um Halt zu machen. Aber diese Erörterung ist ja von Anfang an falsch. Nicht richtig ist vor allem, das Ideal der unendlichen Vervollkommnung könne nicht als Richtung im Leben dienen. Es ist nicht richtig, daß man sich mit einem Achselzucken von ihm abwenden muß mit den Worten: „Es ist für mich ja nutzlos, ich kann es nie erreichen", oder das Ideal bis zu jener Stufe erniedrigen muß, wo es meiner Schwäche angemessen ist.

So zu denken ist ganz dasselbe, wie wenn ein Seefahrer sich sagen würde: Da ich nicht in jener Linie fahren kann, welche mein Kompaß anzeigt, so werfe ich den Kompaß fort oder sehe ihn nicht mehr an, d. h. ich verwerfe das Ideal oder ich werde die Nadel des Kompasses an jener Stelle befestigen, die im gegebenen Moment dem Gang meines Schiffes entspricht, d. h. ich werde mein Ideal meiner Schwäche anpassen.

Das von Christo gegebene Ideal von Vollkommenheit ist kein Traum, kein Gegenstand schönrednerischer Predigten,

sondern die allernotwendigste, allen verständliche Richtschnur zum sittlichen Leben, ebenso wie der Kompaß ein notwendiges und verständliches Instrument für den Seefahrer ist. Nur muß man an das eine wie an das andere glauben.

In welcher Lage immer der Mensch sich befinden mag, die von Christus gegebene ideale Lehre genügt, um jene Handlungen zu bestimmen, die man thun oder unterlassen soll. Man muß aber an diese Lehre ganz glauben — und nur an diese eine Lehre — und den Glauben an alle anderen aufgeben, ebenso wie der Seefahrer an seinen Kompaß glauben und dabei aufhören muß, alles andere um sich zu beobachten und sich danach zu richten. Man muß verstehen, sich von der Lehre Christi leiten zu lassen, ebenso wie man verstehen muß, sich nach dem Kompaß zu richten. Dazu ist es vor allem notwendig, daß man seine Lage begreife und nicht fürchte, ganz genau seine Abweichung von der gegebenen idealen Richtung zu bestimmen. Auf welcher Stufe immer ein Mensch stehen mag, hat er stets die Möglichkeit, sich diesem Ideale zu nähern, keine Lage kann für ihn derartig sein, daß er sagen könnte, er habe es erreicht und könne nicht nach noch größerer Annäherung streben.

Solcher Art ist das Streben des Menschen zum christlichen Ideal im allgemeinen und zum Ideal der Schönheit im besonderen. Wenn man sich in Bezug auf die geschlechtliche Frage die verschiedensten Stellungen der Menschen vorstellt, von der unschuldigen Kindheit an bis zur Ehe, in der die Enthaltsamkeit nicht mehr beobachtet wird, so kann auf jeder Stufe zwischen diesen zwei Stadien die Lehre Christi mit dem von ihm aufgestellten Ideal als ein

klarer und bestimmter Leitfaden dessen dienen, was auf jeder dieser Stufen der Mensch thun soll.

Was soll der reine Jüngling und die Jungfrau thun? Sich vor Versuchungen schützen und, um alle Kräfte dem Dienste Gottes und der Menschen zu weihen, die immer größere Keuschheit der Gedanken und Wünsche anstreben.

Was soll der Jüngling und das Mädchen thun, die der Versuchung anheimgefallen sind, die von Gedanken an grenzenlose Liebe oder an eine Liebe zu einer bestimmten Person durchdrungen sind und dadurch teilweise die Mög-keit verloren haben, Gott und den Menschen zu dienen? ... Der Sünde nicht nachgeben, wissend, daß das Nachgeben von der Versuchung nicht befreit, sondern sie noch verstärkt. Und sie müssen ebenso die immer größere und größere Keuschheit anstreben, um die Möglichkeit zu gewinnen, sich dem Dienste Gottes und der Menschen ganz zu weihen.

Was sollen die Menschen thun, wenn sie den Kampf nicht bestanden haben und gefallen sind? Ihren Fall nicht als gesetzlich erlaubten Genuß ansehen, wie man es jetzt ansieht, wo derselbe durch die Ceremonie der Trauung gerechtfertigt ist, nicht als ein zufälliges Vergnügen, das man mit den anderen nicht wiederholen kann, nicht als ein Unglück, wenn der Fall mit einer Ungleichen und ohne Ceremonie stattfand, sondern diesen ersten Fall als den einzigen betrachten, als den Eintritt in eine unzertrennliche Ehe.

Dieser Eintritt in die Ehe und seine Folgen, die Geburt der Kinder bestimmen für die in die Ehe Eintretenden eine neue, begrenztere Form des Dienstes Gottes und der Menschen. Vor der Ehe konnte der Mensch Gott und den Menschen unmittelbar dienen in allen verschiedensten Formen, der Eintritt in die Ehe aber begrenzt seine Thätigkeit und

fordert von ihm die Pflege und die Erziehung der aus der Ehe entspringenden Nachkommenschaft — der künftigen Diener Gottes und der Menschen.

Was soll der Mann und die Frau thun, die ehelich leben und ihren begrenzten Dienst Gottes und der Menschen durch die Pflege und Erziehung der Kinder erfüllen, welche ihrer Ehe entsprossen sind?

Immer dasselbe: Die Befreiung von der Versuchung anstreben und die Läuterung und das Aufhören der Sünde — durch die Änderung der Beziehungen, welche den Dienst Gottes und der Menschen im allgemeinen und besonderen verhindern, indem sie die sinnliche Liebe durch die reinen Beziehungen von Bruder und Schwester ersetzen.

Deshalb ist es unwahr, daß das Ideal Christi uns nicht als Richtschnur dienen könne, weil es zu hoch, zu vollkommen und unerreichbar ist. Wir können uns bloß deshalb nicht danach richten, weil wir uns selbst belügen und betrügen. Wenn wir sagen, daß man leichter durchführbare Vorschriften haben sollte als das Ideal Christi, weil wir sonst, ohne das Ideal Christi erreicht zu haben, in die Ausschweifung verfallen, so sagen wir damit nicht, daß das Ideal Christi zu hoch ist, sondern daß wir nicht daran glauben und nicht unsere Handlungen diesem Ideal anpassen wollen.

Wenn wir sagen, daß wir, einmal gefallen, damit der Ausschweifung anheimfallen, so sagen wir damit nur, was wir schon vorher entschieden haben, daß das Fallen mit einer Niedrigstehenden keine Sünde, sondern ein Zeitvertreib, ein Vergnügen ist, das wir nicht notwendig mit dem, was wir Ehe nennen, gut machen müssen. Wenn wir aber begreifen würden, daß der Fall eine Sünde ist, welcher nur

durch die Unzertrennlichkeit der Ehe gesühnt werden kann und soll und durch die ganze Thätigkeit, welche mit der Erziehung der der Ehe entsprossenen Kinder verbunden ist, so könnte das Fallen nicht die Veranlassung zur Ausschweifung sein.

Das wäre ja ganz dasselbe, wie wenn ein Landmann die Aussaat, die nicht aufging, nicht als Saat betrachten würde und, an einen zweiten und dritten Ort säend, nur diejenige Aussaat als die wahre ansehen wollte, welche aufgeht. Es ist offenbar, daß ein solcher Mensch viel Erde und viel Samenkörner verderben und nicht das Säen erlernen würde. Stellt nur als Ideal die Keuschheit auf und wisset, daß jeder Fall, wessen immer und mit wem immer, die einzige und für das ganze Leben unauflösliche Ehe ist, und dann wird es klar sein, daß die Richtschnur, die uns Christus gegeben, nicht nur genügt, sondern die einzig mögliche ist.

„Der Mensch ist schwach — man muß ihm eine Aufgabe nach seinen Kräften geben," sagen die Menschen. Das ist dasselbe, als wenn man sagen würde: „Meine Hand ist schwach und ich kann keine Linie ziehen, welche ganz gerade wäre, d. h. die kürzeste zwischen zwei Punkten. Um mir also die Aufgabe zu erleichtern, will ich, obgleich ich eine gerade Linie ziehen möchte, mir doch die krumme oder gebrochene zum Vorbild nehmen." Je schwächer meine Hand ist, desto vollkommener muß das Vorbild sein, dessen ich bedarf.

Man kann nicht, wenn man die christliche Lehre vom Ideal kennen gelernt hat, so thun, als kenne man sie nicht, und sie durch äußerliche Bestimmungen ersetzen: die christliche Lehre vom Ideal ist gerade deshalb der Menschheit offenbart, damit sie sich in ihrem jetzigen Alter von ihr leiten lassen könne. Die Menschheit hat schon die Periode der

äußerlichen religiösen Vorschriften überlebt und niemand glaubt mehr an sie. Die christliche Lehre vom Ideal ist die einzige, welche die Menschheit leiten kann. Man darf nicht, man soll nicht das Ideal Christi durch äußerliche Vorschriften ersetzen, sondern man muß sich dieses Ideal in seiner ganzen Reinheit vorhalten und — was die Hauptsache ist — daran glauben.

Einem, der nicht weit vom Ufer segelt, kann man sagen: „Richte Dich nach jener Anhöhe, jener Klippe, jenem Turm u. s. w."

Aber es kommt eine Zeit, wo die Schiffer sich weiter vom Ufer entfernt haben und ihnen nur die unerreichbaren Gestirne und der die Richtung anzeigende Kompaß zur Leitung dienen müssen und können. Und sowohl jene als dieser sind uns gegeben.

Druck von Carl Otto in Meerane.

Druck von Carl Otto in Meerane.

Tolstoj, Lev Nikolaevič

Leo N. Tolstojs gesammelte Werke

Bd.: 4

1899